image
not
available

Wanderblühten

von

Lucian Reich.



image
not
available

Wanderblühten

aus dem

Gedenkbuche eines Malers.

Von

Lucian Reich.

Mit einem Titelblatt von Rudolf Gleichauf und Bildern
von L. Reich,

mit der Feder auf Stein gezeichnet
von
Johann Nepomuk Heinemann.

Karlsruhe.
Herder'sche Buchhandlung (A. Geßner).
1855.

Hüfingen, Steindruckerei von J. N. Heinemann.
Karlsruhe, Hof-Buchdruckerei von W. Hasper.

Seiner Königlichen Hoheit

Friderich Wilhelm Ludwig,

Regenten von Baden,

dem

erhabenen Beschützer der Künste und Wissenschaften

ehrfurchtsvollst gewidmet.

Durchlauchtigster Prinz-Regent,

Gnädigster Fürst und Herr!

Die Geschichte aller Monarchien lehret uns, daß unter dem Szepter eines weisen und hochherzigen Regenten jegliche Thätigkeit für's Gute in verdoppeltem Maße ihre Kräfte aufzubieten sich angespornt fühlet. Freudiger und zuversichtlicher aber wird ein derartiges Bestreben mit seinen — wenn auch bescheidenen Resultaten hervortreten, wenn solches noch ganz besonderer huldreicher Beachtung von Oben sich zu erfreuen das Glück hat. Als der unterthänigst Unterzeichnete mit seinem, durch die Munifizenz Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht des kunstliebenden **Fürsten von Fürstenberg** wesentlich geförderten vaterländischen Bildwerke „Hieronymus" vor die Oeffent-

lichkeit trat, geruhten **Eure Königliche Hoheit** allergnädigst, die Mittel zur Anschaffung einer größeren Anzahl Exemplare zu bewilligen, um durch Vermittlung der Direktion der Großherzoglichen Uhrenmacher-Schule zu Furtwangen den weniger wohlhabenden Familien des Schwarzwaldes die Anschaffung des Buches zu ermöglichen. Eine also huldvolle Würdigung seiner geringen Leistungen konnte wohl nicht anders, als den Verfasser ermuthigen, die einmal beschrittene Bahn weiter zu verfolgen.

Und indem ich nun im Begriffe stehe, das vorliegende neue Werklein im Sinne des ersten herauszugeben, wird mir im Voraus schon der schönste Lohn durch die gnädigste

Vergünstigung, **Eurer Königlichen Hoheit** die kleine Gabe zueignen zu dürfen. Wenn demnach durch den allverehrten Namen meines durchlauchtigsten Herrn und angestammten Landesfürsten dem Werklein die bedeutsamste aller Zierden geworden, so müßen nothwendig auch die Anforderungen an den Werth und Gehalt desselben in gesteigertem Maße stattfinden, wobei allerdings, wie ich fürchte, das Urtheil leicht zu meinen Ungunsten ausfallen dürfte.

Doch gebe ich mich der tröstlichen Hoffnung hin, es möge in dem Streben und Fleiße, womit die Arbeit nach besten Kräften geschaffen worden, Einiges liegen, was als

Ersatz höherer Eigenschaften zu meinen Gunsten spreche. Ist es ja nicht ausschließlich die Bedeutsamkeit des Stoffs und die großartige Ausführung, wonach ein Bild geschätzt und beurtheilt zu werden pflegt; auch in kleinerem Rahmen vermag treufleißige Liebe zum minder bedeutenden Gegenstande etwas zu bieten, was Interesse und Theilnahme gewinnt, um so mehr, wenn in dem Gegebenen manches, was der Erinnerung werth ist, festgehalten und Verwandtes, Heimathliches zur Anschauung gebracht wird.

Möchte nun in ähnlicher Weise die vorliegende Arbeit nicht ganz unwürdig erscheinen, dem **durchlauchtigsten, ritterlichen Fürsten und Herrn,** welchem die Vorsehung

die Leitung der Geschicke des Landes Baden anvertraut hat, als einen unverwelklichen Kranz unwandelbarer Treue, unbegrenzter Verehrung und Dankbarkeit dargebracht zu werden. In diesen Gesinnungen und im Gefühle tiefster Ehrfurcht verharret

Eurer Königlichen Hoheit

Hüfingen, im Oktober 1854.

unterthänigst treugehorsamster

Lucian Reich.

Inhalt.

Das Burgele.

— „Druf druckt er 's Füür mit de Fingeren abe,
und macht 's Deckeli zu. „Se willi den näumis verzehle,"
seit er, und sitzt nieder, „doch müender ordeli still sy,
aß i nit verstuun, eb's us isch;" —

Hebel.



image
not
available

image
not
available

Eingang.

Mehrere durch Lebensberuf und Neigung gleichgesinnten Freunde, welche in einer kleineren Stadt des badischen Oberlandes ihren Sitz hatten, waren gewohnt, ihre abendlichen Mußestunden vereint im häuslichen Kreise einer befreundeten Familie zuzubringen.

Es war in Zeiten gesellschaftlicher Verwirrung und Zwiespältigkeit, die Manchen, dem es unerquicklich scheinen mochte, dem Tagesgetriebe sich hinzugeben, auf sich selbst oder den Umgang Weniger zurückwiesen. Das Haus, wo die Verbündeten ihre Zusammenkünfte hielten, war eine freundliche Gartenwohnung am Ende der Stadt, und hatte, um mich eines bescheidenen Vergleichs zu bedienen, einige Aehnlichkeit mit der Villa des Cicero bei Tusculum, wo bekanntlich dieser Philosoph öfter mit seinen Freunden zusammenkam, um diejenigen Materien zu besprechen, die er später niederschrieb, und nach dem Namen seines Landhauses betitelt, der Nachwelt hinterließ.

Wenn unser schwarzwäldisches Tusculanum, welches, beiläufig gesagt, dem italienischen gleichen mochte wie etwa eine Tanne dem Lorbeer, wenn es auch nicht das Glück hatte, Philosophen und große Gelehrte unter seine Besucher zu zählen, so fehlte es doch keineswegs an Stoff zu gegenseitiger Unterhaltung und probaten Mitteln, dem einförmigen Tagesleben eine farbige Folie unterzulegen.

Die Zeit, wo die Sonne im Zeichen der Wage zum zweiten Mal dem Tage und der Nacht gleiche Dauer gibt, war vorüber, und der Winter begann bereits, sein ganzes Aufgebot von dienst=

baren Geistern: Frost, Nebel und Stürme, mobil zu machen und über das Land zu schicken, so daß Jedermann wieder gerne zu Stuben und Ofen seine Zuflucht nahm.

Auch in unserem Tusculanum hatte die Behaglichkeit einer stilleren Häuslichkeit sich wieder geltend gemacht, und statt wie noch vor Kurzem die Abende im Freien zu verbringen, saßen jezt die Freunde in dem Stüblein am runden Tische in der Nähe des Ofens, in welchem ein tüchtiges Feuer brummte, wie um die Wette mit dem eisigen Nordwinde, der draußen über die herbstlichen Stoppelfelder sauste und im Kamin seine Klaglieder sang.

Eines Abends als ein junger Mann, der gewöhnlich das Amt eines Vorlesers bekleidete, der Gesellschaft eine Novelle vorgetragen, bemerkte einer der Zuhörer, als jener geendet: „das ist wieder einmal eine jener romanhaften Liebesgeschichten, wie sie gewöhnlich in Büchern, aber selten oder nie im Leben vorkommen".

„Ja wohl", versezte hierauf ein Anderer, „man sieht auf den ersten Blick, daß das Ding keinen wahren Boden hat, also rein aus der Luft gegriffen und lediglich nur Machwerk ist. — Es gibt aber, sollte man meinen, im Leben genug Motive, die zu solchen Schilderungen recht guten Stoff abgeben und jedenfalls mehr Interesse erregen würden, als solche oberflächliche Erzeugnisse. — Mir fällt gerade ein Geschichtchen ein, welches ich einst von einem gesprächigen Alten vernommen, und wenn Ihr mir Gehör schenken wollet, so will ich es gerne zum Besten geben."

„Es soll uns willkommen seyn!" hieß es von allen Seiten, und nachdem der Freund sein Pfeifchen gestopft und angezündet hatte, begann er seinen Vortrag.

Als ich einst, fieng er an, nach längerer Abwesenheit meinen Aufenthalt wieder auf einige Monate im älterlichen Hause genommen, ward mir manche freie Zeit zu Ausflügen in die Umgegend und den angrenzenden Schwarzwald.

Auf einer dieser Wanderungen in die nächsten Schwarzwaldthäler wollte ich bei einem alten Bekannten nicht vorübergehen. Es war dies ein schon bejahrter Mann mit gutem Gedächtniß, welcher Mancherlei von der alten Zeit und ihren Sitten zu erzählen wußte.

Seine Wohnung lag etwas abseiten des Städtleins, dicht neben dem Kirchhofe, auf welchem er das Geschäft eines Todtengräbers zu versehen hatte.

Eine in Mitte des Platzes stehende, halb zerfallene Kirche war ihres hohen Alters wegen schon oft der Gegenstand meiner Betrachtung gewesen. Einst die Pfarrkirche des Ortes, war sie, seit der Erbauung einer neuen Kirche innerhalb des Städtleins selbst, verlassen, und seit Menschengedenken kein Gottesdienst mehr in ihr gehalten worden. Von den verödeten entweihten Altären blickten noch alte holzgeschnizte Heiligenbilder, als Denkmäler jener kräftigen, begeisterten Zeit, welche dem Leben und der Kunst einen goldenen Boden bereitete, und an den Wänden zeigten sich noch hie und da Ueberreste von alten Malereien; aber die Fenster waren zerbrochen und das Blei hieng schlotternd herab, dem Wind und Wetter freien Durchzug gewährend. Nur noch einzelnen Betern dient jezt die Kirche zur einsamen Gottesverehrung, und in den hinteren Räumen, neben zertrümmerten Kirchstühlen, bewahrt der Todtengräber die Bahre und sein übriges Geschirr. Denn der

Kirchhof ist immer noch wie vor Zeiten die Begräbnißstätte der Ortseinwohner, und die Glocken im alten Thurme läuten noch jedem Abgeschiedenen auf dem Heimweg.

Diesmal fand ich das Haus des Todtengräbers verschlossen und suchte deßhalb meinen Mann auf dem Kirchhof. Es war zur schönen Sommerszeit; der alte Lindenbaum an der Mauer stand in vollen Blühten, und einige Kinder waren beschäftigt, diese in Körbchen zu sammeln, zum heilsamen Tranke. Ein Paar fromme Mütterlein wandelten betend zwischen den Gräbern, und weiter hin sah ich endlich den Alten, wie er eben einem Verstorbenen seine lezte Ruhestätte bettete.

Ich trat näher und grüßte ihn; er reichte mir die Hand aus dem halbfertigen Grabe und sagte, wie es ihn freue, mich wieder einmal hier zu sehen. Zugleich erkundigte er sich nach meinem bisherigen Aufenthalte, und als ich ihm gesagt, ich komme aus dem Unterland, so fragte er mit Theilnahme nach Neuigkeiten von dort.

„Das Neueste", antwortete ich, „ist jezt die Eisenbahn, an welcher über Kopf und Hals gearbeitet wird, so daß schon eine Strecke unterhalb Karlsruhe befahren werden kann." Es war nämlich zu Anfang der vierziger Jahre.

„Hm!" sagte er, „was der Mensch doch für Erfindunge macht, um schneller durch's Lebe z'kommen — es geht ja ohnehin schnell g'nug, d'Zeit selber ist en Eisenbahn."

„Und Ihr seyd der Bahnwärter an der lezten Station, nicht wahr?" erwiderte ich, auf das offene Grab deutend, „da müßen eben alle Passagiere aussteigen, weil jenseits eine andere Spurweite beginnt, zu welcher die irdischen Räder nicht mehr passen", sezte ich bei, sein Gleichniß weiter ausmalend.

Er nickte, obwohl er mich nicht ganz verstanden haben mochte.

„Ja, ja“, sagte er nach einer Weile, „'s geht rasch mit dem Lebe, das ist jezt das dritte Mal, daß ich den Kirchhof umgrab'. Ihr könnt Euch denke, wie Mängem ich schon sein Bettle g'macht hab'. Da schaufle ich eben den Kranzwirth aus, en Mann, der seiner Zeit in Ehr und Reichthum g'standen, es weißt kein Mensch wie groß, er und seine vier schöne Töchter, — und jezt ist keins mehr da von Alle, nix als Knoche — lauter Vergänglichkeit.“

Der Mann fragte mich hierauf, wo ich hin wollte, denn er hatte bemerkt, daß ich Mappe und Regenschirm bei mir trug, und auf meine Erwiderung, daß ich eine kleine Reise vorhabe und beim Rückweg wieder bei ihm einzusprechen gedächte, um mit ihm mehr noch von den alten Zeiten zu plaudern, deutete er auf ein altes, graues Männlein, welches mühsam den Hügel herauf gegen die Kirche zu kam. „Der kann noch von Allerlei erzähle“, sagte er, „das ist einer der Aelt'sten im Ort, der alt' Baschi.“

Dieser Weisung zufolge verabschiedete ich mich von meinem nimmer rastenden Gärtnersmann und schritt auch auf die Kirche zu, in der Absicht, mit dem Alten anzuknüpfen. Er war schon innerhalb des Gotteshauses angekommen, und hatte, ermüdet, in einem der Kirchstühle Platz genommen.

„Geht's immer noch ein wenig, Großvater?“ fieng ich an.

„Kann's nit lobe“, gab er zur Antwort, „'s ist bald Mathä am Lezte mit dem Baschi — wär' aber auch kein Wunder“, sezte er lächelnd bei.

„Wie alt, Mann, seyd ihr wohl?“ fragte ich weiter.

„Ihr könnt denke, es sind jezt schon fünfundsechszig Jahr, seit ich-g'heurathet hab', und fünfzehn Jahr sind's, seit's Burgele selig todt ist — und ich leb' alleweil noch.“

„'s Burgele war euer Weib?“ fragte ich, und als er es bejahte, erkundigte ich mich, ob es auch aus dem Städtlein gewesen.

„Ah b'hüthisgott!“ sagte er kopfschüttelnd, „es ist in der Schollach daheim g'wese, wenn Ihr wisset, wo die ligt.“

„Recht wohl“, versezte ich, „aber wie habt ihr sie denn kennen gelernt?“

„Auf sonderbarliche Art, Herr, unsre Liebe hat mit Prügel ang'fange — habt Ihr auch schon Mal so was g'hört — mit Prügel!“ sagte er lachend.

„Das ist allerdings ein wunderlicher Anfang“, bemerkte ich; „denn daß schon manche Liebe auf diese Art geendet hat, ist bekannt, aber damit angefangen, das ist unerhört. — Bin doch begierig, zu hören, wie sich's zugetragen.“

„Von Profession“, fuhr der Baschi fort, „bin ich ein Zimmermann, weil es aber daheim nit allsfort Arbeit gebe hat, so bin ich 'rum zogen im ganze Fürstenbergischen und weiters; denn, Herr, dazumal sind nit so viel Häuser im Rauch aufgange, wie jezt, und d'rum auch weniger baut worde. Vor sechsundsechszig Jahren aber hat es sich ereignet, daß der Wolfshalder-Hof verbronne; 's hat selbige Tag en entsetzlich' Wetter am Himmel g'habt, und man hat sage wollen, es sey unter erschröckliche Schlägen en feurige Drach' aus finstre Wolken auf's Haus 'rab g'fahre. G'seh' hab ich's nit, aber so viel ist richtig, daß selbigmal der Wolfshalder-Hof verbronnen ist bis auf den Grund. Der Schaden ist groß g'wesen, aber 's Vermögen vom Wolfshalderbaur noch größer; 's Holz zum Bau hat er im eigne Wald g'schlagen, und d'Bretter auf der eigne Sägmühle schneide lassen, und an baarem Geld hat's ihm nit g'fehlt. — Da hab' ich denn auch Arbeit g'funden als junger Zimmerg'sell. Mein Meister ist der Seppetoni selig g'wesen, en Ausbund von G'schicklichkeit, wie man in siebe Herre Länder kein' mehr antrifft, Herr! — Gege den Herbst hin ist der Hof wieder g'stande, größer und properer als z'erst, und am Donnerstag nach

Michäli ist der Dachstuhl aufg'schlage worde. Dazumal aber hab' ich noch kein' Bekanntschaft g'habt; doch bekenne muß ich, 's Zinkebaure Jüngste hat mir g'falle, ne dundersnett Weibsbild, g'sund und frisch wie ne Rose. Das Mädle aber hat nix von mir wisse wollen, und das hat mich halt bitterlich verdrosse. Wie nu der Dachstuhl glücklich aufg'schlage g'wesen, hab ich den übliche Spruch g'halte, denn in derartige Dinge hab' ich meines Gleiche g'sucht. Mein Vater selig ist der Spielhans g'wesen, en Tanzgeiger und Reimereißer obenaus; aber 's Geigen ist jezt abkomme beim Tanz, es muß jezt Alles pfiffen und trompetet seyn. — Des Zinkebaure Jüngster und ihre Kamerädine zum Schabernack, hab' ich aber in den Spruch noch das Versle eing'flickt:

„Von schöne Mädle, das ist bekannt,
Hat es die feinste hier zu Land;
Doch will ich nit lang suchen und laufen,
Will ein Dutzend um ein alt's Strohseil kaufen",

und da sind sie halt waidlich ausg'lacht worde.

Darnach aber ist der Schmauß angangen und alle Nachbarn und Bekannte sind dazu invitiert worde. Herr! das ist en Esse g'wese — potz Dunder! Zuerst sind komme: Knöpfle in Specksuppe, Leberwürst und zwei Dudelsäck, d'rauf grüner Speck, Schulterblättle und Rippestückle, nach dem g'räuchter Speck und Bratwürst, und auf das erst noch vier Hammestotze*), und Stücker habe wir davon 'runter g'säbelt, wie Brieftasche — und e Saurkräutle dazu, so schön wie en Goldfaden; aber z'allerlezt sind noch auftrage worde zwei „Guckinofen"**) und Torten und Muskete."

---

*) Schinken.
**) Gugelhopf.

„Pasteten, wollt ihr sagen“, unterbrach ich ihn.

„Nu ja, ich sag ja Muskete, mit Mandlen und Zibeebe, denn ihr müßt wisse, daß die jüngst' Tochter vom Wolfshalder Klosterfrau g'wesen ist in Friedeweiler, und die hat das Backwerk spendiert; und was an Wein d'raufgangen, ist nit zum sage.

Am Samstag d'rauf bin ich heim, um meiner Mutter, tröst' sie Gott, die schwarz Wäsch z'bringen, und wie ich da mit mein'm Bündele unter'm Arm gutes Muths fortmarschier' und zum Bildstöckle komm' — was g'schieht? Die Mädle passe mir auf, von wege dem Spruch. „Da kommt er mit sein'm wüste Maul“, hör ich sagen, „und da hast's Trinkgeld.“ Jezt aber ist's losgange mit Ruthen und Besen über mich her! Da ist dabei g'wese 's Zinkebaure Jüngste, 's Falkebühlers Rosele, 's Brunnebachers Kätherle, 's Bierwirths Sepperle, 's Waldauers Burgele und noch drei Andre. Da hab ich denn für jedwedes unütz' Wort, was ich g'sproche g'habt, e' Paar Flausen überkommen und 's ist mir ganz recht g'schehe.

Die aber, die mir's am Allerärgste g'macht hat, die ist 's Burgele g'wese. „Du wirst an mich denke“, sagt es und versezt mir noch e' Paar Herzhafte mit den bloße Händen und seine weißen Arme — gibt mir en Blick und macht sich aus 'm Staub mit den Andere.

Die G'schicht aber hat mir z'denke g'macht, absonderlich 's Burgele's Benehmen und seine Wort'; und ihr dürft mir's glaube, Herr, 's ist mir z'Nacht vorkommen im Traum — und sein' liebliche G'stalt ist wieder vor mir g'standen, und es sagt mit freundliche Worte zu mir: „Du wirst an mich denke“, gibt mir, statt de Streichen, e' Schmüzli und rennt fort. — 's ist e' Sach, Herr, um d' Jugend!

Am Montag drauf komm ich wieder z'rück; da hab ich denn für den Spott auch nit sorge dürfe, von wege dem Trinkgeld.

Am nämliche Nachmittag aber seh ich, nit weit von unserm Zimmerplatz, 's Burgele, wie es auf dem Grasplatz vor ihrem Haus Garn spreitet; es ist en schöne Tag g'wese. — Ich lueg 'nüber, und wie ich so während dem Holzb'schlage 'nüber schiel', glitscht mir's Breitbeil aus am Holz und fahrt mir tief in den Waden am linke Fuß, und 's Blut ist 'raus g'sprunge wie ne Brunneröhre; — 's Burgele sieht's und springt 'rüber.

„Um Gottswille", ruft es, „was hast g'macht und was ist passiert, o Baschi!" und es reißt in der Eil sein Fürtuch vom Leib und will mir's Blut stille, nimmt mich am Arm und führt mich in ihr Haus; und die Andere sind her g'sprungen und habe mich noch gar verbunde. Zum Glück ist grad 's Kräuter-Toneli bei der Hand mit seiner Kunst und Sympathie; es nimmt e' Gläsle mit Kupferwasser und laßt etliche Blutstropfe d'rein fallen und sagt: „das Glas muß jezt e' reine Jungfrau in ihrem Kleiderkasten aufhebe, doch so, daß weder Sonn noch Mond dazu kommt", und 's Burgele springt auf und sagt: „gebet's mir her, Tonele!" und es nimmt's und verschließt's in sein'm Kasten, und im nämlichen Augenblick ist 's Blut g'stillt und d'Schmerze sind weg, wie weg g'wischt.

„O Burgele, Burgele, sag ich, was thust du an mir, ich kann dir's mein Lebtag nit vergelte."

„'s ist ja gern g'scheh'", sagt es, „und wenn du nur bald wieder g'sund wirst, Baschi!"

Ich aber bin bald wieder heil worde, denn es hat sich schnell bessert, und 's Burgele ist bei mir bliebe früh und spät und hat mir abg'wartet. Schon nach acht Tag hab' ich wieder marschiere könne und bin heim gange. Wie ich aber daheim ankomm, so fangt die Blessur unverhofft wieder an z'bluten, und d'Mutter meint, es komm von der Müh' im Laufe; sie rennt fort und holt den

Scharfrichter-Hans, der hat auch verstande z' „stille". — Ich sag ihm, so und so ist's gangen, und das und das hat mir g'holfen; er aber macht seine Sparglementer und sagt, daß ich mind'stens acht Tag Hausarrest habe soll. — „Aber das kann ich Euch sage", macht er, „wenn ich nit dazu komme wär', hätt' es Euch könne 's Lebe koste, Baschi; ich vermuth nämlich nix anders, als daß das Fläschle, von dem ihr mir sagt, an d'Sonnen oder an's Feuer kommen ist."

So wird mir doch, denk ich, 's Burgele den Streich nit g'spielt haben, es thät mir wahrhaftig weher als der bös' Fuß, und mach mir so Gedanke. Zwölf Tag hab ich d'Stube hüte müssen und wie ich wieder hab marschiere könne, ist der erst' Gang — in d'Schollach.

Wie ich zu 's Waldauers Haus hin komm', treff ich grad 's Kräuterweible vor der Thür, und es winkt mir und nimmt mich auf d'Seite.

„Baschi", sagt es, „Ihr habet nit gut g'handelt am Burgele", und Dies und Jenes.

„Warum?" sag ich, hab ich g'sagt, „und was meint Ihr damit?" und sie erzählt mir Alles.

„Drum hat es en „Anhalter" g'habt, 's Zinkebaure Franz, und Vater und Mutter haben ihm zug'sprochen, es soll ihn nehme. Geld hat er und Haus und Hof dazu; aber 's Burgele will nit. Lieber ledig sterben als den Franz! sagt es, und wie sie ihm weiters zusprechen, wird es krank und ißt nit und trinkt nit, denn d'Liebe ist e' Krankheit, sagt's Sprichwort. Kein'm Menschen aber hat es anvertraut, was ihm fehlt und wo sein Kummer sizt, als mir."

„Ich hab 's Vertrauen in den Baschi g'sezt", sagt es, „und kein' Andre will ich und mit kein'm Andre kann ich lebe; wenn er nur käm' und wenn ich nur mit ihm rede könnt". — Aber wer nit

kommt ist der Baschi, und es wartet und wartet, und es kommt kein Baschi. „Er hat mich vergesse", seufzt es und brieget. „Und so, Freund, stehe jezt die Sache", sagt's Toneli, „sprecht, wie seyd ihr g'sinnt, und was ist z'machen. Euer Zuspruch wird besser helfen als alle meine Kräuter und alle Sympathie."

Ihr könnt Euch vorstelle, Herr, wie groß auf einmal mein' Freud' und Hoffnung worden, und ich sag' ihm, wie es mir gangen, wie mein Fuß wieder rebellisch worden sey und was mir der Scharfrichter-Hans bedeutet hab', von wege dem Gläsle. Aber 's Toneli erklärt mir d'Sach'.

„'s Burgele ist unschuldig, und ihr dürft ihm kein' Schuld beimesse; 's Bärbele, sein' jüngste Schwester, hat den Streich g'spielt und 's Gläsle heimlich aus 'm Kaste g'nommen und an d'Sonne g'stellt aus Wunderwitz. 's Burgele ist dazu kommen und zum Tod erschrocken, und rennt schnell zu mir und sagt mir's."

„Burgele, hab ich g'sagt, sag ich", sagt sie, „Burgele es gibt Gegemittel und ich will's anwende, Dir und dem Baschi z'lieb, aber es hätt' g'fährlich ablaufe könne, mit solche Sache laßt sich nit spasse."

„Tonele", sag ich, „Ihr seyd mein guter Engel, der mich leitet und führt, und grüßet mir's Burgele, es soll mir verzeihe, wenn ich's erzürnt hab', und ich woll' selber noch mit ihm rede", und so und so.

Den nämliche Tag noch ist es aufg'standen, und am andern Morge hat es e' Wallfahrt g'macht, mit dem Bärbele und dem alte Tonele, nach Tryberg zur Kreuztanne; und wie sie wieder retour komme, so steh ich ihnen auf den Weg beim Bildstöckle, wo ich vor vierzehn Tage die Flause bekomme hab'.

's ist schon ziemlich dunkel g'wesen, und wie sie daherkomme, so geh ich auf's Burgele zu und sag: „Verzeihet mir Burgele (denn

ich hab's Herz nimmer g'habt, „Du“ zu ihm z' sagen) und zürnet mir nit!“ Es aber gibt mir d' Hand und sagt: „ich wüßt nit wege was, Baschi“, zieht e' Betbüchle raus und reicht mir e' Helgle: „da hast dein'n heilige Namenspatron, und wir haben auch e' wenig für dich betet bei der Kreuztanne, und du darfst mich aber wohl noch duze!“ sagt es. Und 's Tonele winkt mir mit den Auge.

Und daß ich's kurz mach, Herr, wir haben einander g'heurathet troz meiner Armuth und alle Hindernissen. Aber Harz hat es kostet, das kann ich sage, bis d'Aeltere 's Jawort gebe haben und bis alles in Richtigkeit g'wesen ist. Denn, selbiger Zeit ist 's Hochzeitmache nit so leicht gange, wie heut zu Tag; aber ich hab gute Patrone g'habt und unser Burgemeister hat mir g'holfe mit guten Attestate, sonst wär's auch nit gange.

Mit Arbeit und Sparsamkeit habe wir uns durchg'schlagen, und wenn auch im Anfang Schulde vorhande g'wese sind, so habe wir uns doch in kurze Jahre frei g'macht. — Freud und Leid, gute und böse Tag habe wir mit'nander tragen und unser Herr Gott hat uns g'holfe. — s' Burgele ist jezt schon fünfzehn Jahr tod, aber kein' Stund vergeht im Tag, wo ich nit an ihn's denk', und kein Tag im Jahr, wo ich nit für ihn's bet'. — Ich denk, Der, der d'Menscheherze trennt, wird's auch wieder vereinige. — Das, sagte er, an seinen abgetragenen blauen Rock deutend, ist mein Hochzeitsrock und mit dem soll man mich auch in's Grab lege. — Wenn's nur bald Gottswill' wär'.

Der Alte schwieg und seine Lippen bewegten sich wie in stillem Gebete. Ich legte ein Geldstücklein in seinen nebenan stehenden Hut und er nickte mir stumm zum Abschied.

Als ich nach einigen Wochen wieder von meinem Ausflug zurückkam und meinem Versprechen gemäß beim alten Todtengräber einsprach, rief mir dieser schon von weitem entgegen: „der Baschi

ist fort, — er ist erlößt, unser Herr Gott hat ihn endlich zu sich g'nomme. — Dort hinte bei der Linde hab ich ihm's Bett g'macht, nit weit von sein'm Burgele. Er hat sich g'freut auf sein' Sterbstund, tröst ihn Gott — er hat's überstande!"

So erzählte der Freund und Alle baten ihn, diese Geschichte doch aufzuschreiben, dem guten Burgele und dem Baschi zum Gedächtniß und ihnen, den Zuhörern, zur freundlichen Erinnerung an eine angenehm verbrachte Stunde.

Der Erzähler hatte der Gesellschaft zu willfahren versprochen und brachte wirklich nach einiger Zeit die kleine Novelle schwarz auf weiß. — „Da bekanntlich", sagte er mit sehr ernsthafter Miene, indem er das Werk den Freunden reichte, „Bescheidenheit schriftstellerischer Verdienste holdeste Tochter ist, so glaube auch ich mit unserem gefeierten Landsmann und Dichter von dieser Arbeit sagen zu dürfen, daß ihr Inhalt und ihre Manier sie besonders für die Freunde ländlicher Natur und Sitten eignet; und wenn Herren und Damen höherer Bildung sie nicht ganz unbefriedigt aus den Händen legen, so ist der Wunsch des Verfassers erreicht. Ich habe", schloß er, „der kleinen Gabe noch eine bildliche Darstellung beigegeben, gleichsam als heimatlichen Boden und Fundort des Blümleins, welches also ausgestattet ich Euch überreiche."

Wie zu erwarten, ärntete der Autor großes Lob — ein Ding, womit Freunde in der Regel nicht allzu sparsam umzugehen pflegen. Auch wurde dabei der Wunsch ausgesprochen, es möchte dem Einzelnen Mehreres der Art angereiht werden, so daß es, wie im Kranze die Blume (welche oft für sich allein wenig ist) im Verein mit anderen gehoben und bedeutsamer erscheine.

„Gut!“ ließ sich der Erzähler der freundlichen Idylle vernehmen, „um also den Aufforderungen wohlmeinender Freunde zu entsprechen, wie es gewöhnlich in Vorreden heißt, will ich Euerm Begehren nachkommen und den Versuch machen. — Was ich jedoch geben möchte, sind, um bei dem gewählten Bild stehen zu bleiben, weniger künstlich gezogene Zier- und Prachtblumen, als vielmehr solche, wie sie etwa ein Wanderer am Wege durch Felder und Wälder zu pflücken Gelegenheit findet, oder mit anderen Wörten, Schilderungen aus dem Gedenkhefte eines Reisenden. — Was aber die Art und Weise der Darstellung betrifft, so wolle der geneigte Leser, wie ein alter Scribent in seiner Vorrede sich ausdrückt, dieselbe sich wohl gefallen lassen, und wenn einige Fehler und Mängel (dergleichen Momus aller Orten findet) sich eingeschlichen, dieselben mit seiner Nachsicht und gewohnten Leutseligkeit wohlgeneigtest zudecken; was mich nicht allein unendlich obligieren, sondern auch ermuthigen würde, in Zukunft mehr Anderes mitzutheilen, sintemal ich einige Jahre über durch selbsteigene Notierung, als auch nach gepflogener Correspondenz, verschiedene Historien zusammen bekommen, welche der wißbegierigen Welt keineswegs verdeckt werden, noch in ewige Vergessenheit gerathen sollen. — Indessen bleibe das liebe Publikum mir gewogen und lebe versichert, daß ich ihm zu dienen allzeit bereitwillig verbleibe u. s. w.“

Nach diesen und ähnlichen Präliminarien wurde noch weiter ausgemacht, daß einige Abende in der Woche den Mittheilungen gewidmet werden sollten, vorausgesezt, daß nicht etwa wichtige Stadt- und Landneuigkeiten einliefen, die eine gründliche patriotische Besprechung vor Allem nothwendig machten. Zum Schluß versprach noch ein Mitglied, den ganzen ehrenwerthen Clubb in Tusculanum, wie er leibte und lebte, zu Papier zu bringen, und sollten je die Abhandlungen, etwa unter dem ansprechenden Titel: „Wander-

blühten", oder „fliegende Blätter aus der Reisetasche eines modernen Pilgers", gedruckt und herausgegeben werden, so, meinte er, könne das Ding eben so gut, wie manche bescheidene Neuere ihr eigenes Bildniß als empfehlenden Tavernschild vor ihren Werken aushängen, dem Ganzen als Titelblatt beigegeben werden.

So viel über die Veranlassung, welcher die nachfolgenden Mittheilungen zunächst ihr Entstehen verdanken.

Pilgerfahrten

durch

das Breisgau und den Schwarzwald.

„Wie so bunt der Kram gewesen,
Musterkarte, gieb's zu lesen!"

Göthe.



image
not
available

Es war, so viel ich mich erinnere, am neunten Mai, als ich, aus dem Unterlande kommend, am Freiburger Bahnhofe ausstieg, um von dort meine Reise zu Fuß weiter fortzusetzen.

Das Wetter, auf welches ein Fußgänger immer zuerst achten muß, zeigte mitunter schon jene Laune zu Regen und Wind, die bis tief in den Sommer hinein anhielt und gerechte Besorgnisse einer Mißärnte erregte. — Den Tag vorher hatte ein heftiger, aus Südwesten tosender Sturm mit Regenschauer die umliegenden Berge, den nahen Brunnberg, den Roßkopf, Schauinsland und Gerstenhalm bis tief herunter in das Thal mit Schnee bedeckt, und den ohnehin grauen Scheiteln des Kandel, Feldberg und Bölchen frischen Puder aufgestreut. Die folgenden Tage jedoch waren leidlich und mitunter so schön, wie sie ein fahrender Ritter nur immer sich wünschen mag.

Der junge Mai hatte allenthalben schon sein Panier entfaltet; in warmen Lagen sproßten bereits Roggenähren, und die Kirschbäume in ihrer Blühtentracht standen wie weißgekleidete Ehrenmägdlein des Frühlings in der lichten grünen Landschaft.

Nach kurzem Aufenthalte in der alten Zäringerstadt wendete ich mich längs der westlichen Vorhügel des Schwarzwaldes hin, wo an der Grenze des heiteren Markgräflerlandes, am Ausgange des Münsterthales, das Städtlein Staufen liegt. Bei einer verwandten Familie, die in dem ehemaligen Kapuzinerkloster ihre Wohnung hat, nahm ich mein Absteigequartier. Von diesem Punkte aus hatte ich nun die beste Gelegenheit, in Kreuz- und Querzügen die Gegend zu durchstreifen. Und weil bekanntlich jeder Mensch

seine besonderen Interessen und Liebhabereien auf der Welt hat, so war es mein Geschäft, mancherlei Geschichtliches und Sagenhaftes*) nebenbei zu sammeln und meinem Gedenkbuche einzuverleiben.

Hieraus entstand nun zunächst eine kleine Mosaik von örtlichen Zügen und Begebenheiten, welche zur Kurzweil des geneigten Lesers hier eine Stelle finden mag.

Wenn der Wanderer auf der Straße von Krotzingen gegen Staufen kömmt, erschaut er links auf einer weinbegrenzten Höhe die Trümmer des ritterlichen Hauses der ehemaligen Herren von Staufen. Unten an der Burghalde, wo jezt Rebenfeld ist, stand früher eine zum Schlosse gehörende Kapelle. Als die Ritter einst in Fehde lagen mit den Schweizer Herren Schaler von Benken, geschah es bei einem Ueberfalle, daß die Burgherren durch einen unterirdischen Gang nach der nahen Röbelsburg sich flüchteten, ihre weiblichen Dienstboten aber, die Mägde und Köchinen, allein auf der bedrohten Burg zurückblieben.

Wie nun die verlassenen Weiber die Gefahr, in der sie schwebten, wahrgenommen, lief ein Kammerfräulein in die Burgkapelle, fiel vor dem gemalten Bilde der heiligsten Jungfrau auf die Knie und flehte um Rettung aus der großen Noth. Als wäre ihr während des Gebetes ein kühner Rettungsgedanke geoffenbart, wendete sich das beherzte Mädchen hierauf zu den Uebrigen: „Zünden wir die Burg an“, rief sie, „das gnadenreiche Muttergottesbild mit dem heiligen Kinde will ich flüchten. Wenn die Feinde das Haus in Flammen sehen, werden sie ablassen, und wir sind ge-

---

*) Größtentheils Mittheilungen des Oberlehrers Seyferle in Staufen.

rettet!" Sie selbst legte den Feuerbrand ein, und als die Lohe empor schlug, nahm sie das Muttergottesbild und warf es über die Mauer in das Gehürst, welches die Halde bedeckte.

Nachdem die Kriegsknechte abgezogen, wurde das Bildniß wieder gefunden und in der neu erbauten Kapelle an der Burghalde aufgehängt. Welcher Dank jedoch der muthigen Jungfrau von ihren Herren, den furchtsamen Rittern, geworden, wüßte ich nicht zu berichten.

Von der Röbelsburg, (deren wenige Mauerreste von einem einsamen, mit Tannen bedeckten Hügel herabschauen), wohin sich jene salvieret, meldet eine Sage Folgendes: Es war vor etwa zwölf Jahren, als ein Hirtenbube seine Schafe in der Nähe einer Brunnquelle am Rothenhofe waidete. Als er, um zu trinken, gegen das Brünnlein schritt, vertrat ihm ein schönes Edelfräulein den Weg mit dem Ansuchen, es zu erlösen. Um Mitternacht, bat sie ihn, solle er auf die alte Röbelsburg kommen, an deren Thor er eine Kröte und eine Schlange als Wächter finden werde. Was dieses Paar auch gegen ihn unternehmen würde, er solle unverzagt vorüber in den Hofraum schreiten, wo sie ihn dann in das Burggewölbe führen werde zu dem Schatze, durch den sie allein erlöst werden könne. Vollbringe er aber das Werk der Erlösung nicht, so müße sie wiederum warten, bis die Zeit gekommen, wo ein Rabe eine Eichel fallen lasse und diese zum Baume herangewachsen sey, aus dessen geschnittenen Brettern der Schreiner eine Wiege gefertigt, in welcher ein Knäblein groß gezogen werde, welches ihre Erlösung zu bewirken vermöge. Dieses aber könne hundert Jahre gehen. — Der Bube gieng nach Hause und erzählte die wundersame Geschichte seinen Aeltern, die ihr Söhnlein allsogleich zum Pfarrer führten, der ihm zusprach und die heiligen Sakramente spendete, auf daß er das Abenteuer ohne Schaden bestehen

möge. In mitternächtlicher Stunde nähert sich der Bursche der verödeten Burg. Ein furchtbarer Sturm wühlt in den Bäumen und Hürsten; es blizt, donnert und kracht als käme der jüngste Tag. Die wackeren Thorwärter speien Feuer und Flammen gegen den Eindringling, welcher entsezt sich flüchtet und den Berg hinunter eilt, ohne das verdienstliche Werk vollbracht zu haben.

Ob nun seitdem der Rabe erschienen, weiß ich nicht zu sagen, eben so wenig den Grund der Ruhelosigkeit des wandelnden Fräuleins. — War es vielleicht eine Spekulationsheirath, die sie um den Frieden ihrer armen Seele gebracht? — Oder hieng ihr Herz im Leben allzufest an dem betrüglichen Mamon, der noch nach dem Tode sie beunruhigte? — Genug, das Erlösungswerk soll bis heute noch nicht vollbracht seyn.

Im Jahr 1106 herrschte großer Schrecken in den Breisgauischen Landen. Die Sonne hatte nämlich die dreifarbige Cocarde aufgesteckt und Alles war, wie eine Privatchronik sagt, bestürzt und glaubte, der jüngste Tag wäre nahe.

Vom Jahr 1400 wird berichtet, daß der Winter übermäßig streng gewesen, und viele gefräßige Wölfe über den Rhein herüber gekommen seyen, welche das Land unsicher gemacht hätten. Aehnliches soll auch später geschehen seyn, z. B. im Melakischen Kriege und anno sechsundneunzig.

Weiter erzählt der Chronist, wie im Jahr 1401 die Juden aus Staufen vertrieben worden seyen. Die Weiber der guten Israeliten

wurden beschuldigt, Christenkinder in ihre Wohnungen gelockt, ihnen die Kleider abgezogen und die Beraubten mit schlechten Fetzen bekleidet wieder entlassen zu haben. (Wahrscheinlich nur im figürlichen Sinne gemeint.) Als zu dieser Beschuldigung noch weitere unheilvolle Gerüchte kamen, geschah es, daß die Häuser der Juden angezündet wurden, worauf ihre Bewohner unter Wehklagen abzogen und die Stadt verließen.

Später, im Jahr 1551, kam ein großes Brandunglück über die Stadt und hätte, wie man später oft sagen hörte, noch schlimmer gehen können, wenn der Jude Aron Levi von Sulzburg, der zufällig hier gewesen, das Feuer durch seine Kunst nicht gestillt hätte.

Als in den zwanziger Jahren des sechszehnten Jahrhunderts der Bauernkrieg ausbrach, stellte auch Staufen seine Leute. Es war am 19. Mai 1525, als die Schlösser Höhingen, Dachswangen und Kranznau von den Aufrührern eingenommen und verwüstet wurden. Bei der Plünderung des lezteren Schlosses zeichnete sich besonders ein gewisser Faßlin, Beutemeister von Staufen aus. Dieser Mann hatte sich mit seinem Haufen etwas verspätet, und kam, weil nicht mehr viel zu finden war, mit dem „langen Fischer" in heftigen Streit. Endlich fand er noch in einer entlegenen Kammer einen eisernen Ofen, den er an Etliche von Schaffhausen um vier Gulden verkaufte, und hernach dem Hans Karrer den Auftrag gab, das Schloß anzuzünden, welches bald in hellen Flammen aufloderte und in Trümmer sank.

Im Jahre 1586, meldet eine alte Schrift, habe in Staufen ein gottesfürchtiges Weib gelebt, Anna Sütterlin, das, hundert und vier Jahre alt, noch viel von den Schloßherren und dem Bauernkrieg zu erzählen wußte.

Die bösen Wetter des dreißigjährigen Krieges, dessen Schläge so tiefe Narben im Leben des deutschen Volkes hinterließen, berührten vorzugsweise auch die breisgauischen Lande und mit ihnen das Städtlein Staufen.

Die Jahre 1621 und 1622 waren der Anfang einer bösen Zeit; nichts als Kriegspräſtationen zur Anwerbung von Leuten zu Roß und zu Fuß; und je länger desto böser wurde es, so daß die Münzen so hoch im Werth stiegen, daß im Jahr 1623 der Reichsthaler 6 fl. galt, eine Dublone aber 20 fl.

„Bei diesem verderbten Kriegswesen wollte Alles in den Krieg laufen, inmaßen Viele von hier wegzogen, aber mit wenig Ruhm heim kamen. — Das Land ist in Zerfall gerathen, und waren überall schlechte Sitten, so daß viele Leute, wenn alltäglich die große Glocke um zwölf Uhr geläutet wurde*), leider nicht darauf achteten, ja Manche den Hut nit einmal mehr abzogen."

Ein Menschenleben galt dazumal wenig. Es wurden oft Bürger in den Städten, Bauern im Felde, Hirten, reisende Kaufleute erschlagen, mir nichts, dir nichts, ohne daß ein Hahn nach ihnen gekräht hätte. Zuweilen wurden die Leute, und zwar von

*) In katholischen Landen zum Gedächtniß der „sechsten Stunde", da Christus am Kreuze hieng und Finsterniß über die Erde kam.

beiden kriegführenden Parteien gleich, „so unmenschlich behandelt, daß Alles in die Wälder fliehen mußte". Viele Kinder wurden auf der Flucht geboren und getauft im Walde, in Kohlhütten und auf freiem Felde; und nicht selten sezte es in den Häusern der Quartierträger blutige Händel ab. Im Jahr 1642 hatte, wie man sich noch in Staufen erzählt, der alte Schneider Galli einen rabiaten Schweden im Quartier, der weder mit Kost noch Logis zufrieden seyn wollte. Der Schneider sagte, daß er halt nichts Besseres zu geben im Stande sey, indem er durch die früheren Einquartierungen Alles eingebüßt habe. Der Soldat aber, nicht faul, stößt ihm den Spieß durch den Leib, so daß der Galli in drei Stunden darauf den Geist aufgeben mußte. Die Schneidersfrau aber und ihre drei Buben fielen über den Schweden her und erschlugen ihn, worauf die Schwedischen fünf Häuser in Brand steckten und wohl noch mehr gethan hätten, wenn sie nicht eiligst hätten abziehen müßen, weil die Kaiserlichen im Anzug waren.

In Folge einer Mißärnte und der vielen Einquartierungen war im Jahre 1630 große Theurung entstanden. Der Wein jedoch war gerathen und sehr wohlfeil. „Da war ein solch übermüthiges Zechen bei Reich und Arm, Mann und Weib (denn der Wein war sehr gut, das Brod aber schlecht und theuer), daß immer Alles voll war, Jung und Alt, alldieweil das Weinlein gewähret".

Um die nämliche Zeit starb hier in des Willis Stall der hinterlassene neunjährige Knabe des Michael Wüst, dieses gottlosen, flüchtigen und treulosen anjezo Soldaten unter Frankreich. Niemand war bei dem Kleinen. Er gieng lange Zeit „als armes vater= und mutter=

loses Maidlein gänzlich ausgehungert, krank und elend herumben und wurde auf dem Kirchhof an der Mauer begraben".

In dieser Zeit wurde auch das Pfarrdorf Kirchhofen durch die Schweden zerstört. In der Kirche dieses Ortes befindet sich am Hochaltar ein Stein mit folgender Inschrift:

„Anno 1633 den 19. Brachmonat, ist Kilche, Schloß und Kilchspiel verbränt und kam das Land in schwedische Händ; ungefähr 500 Bauersleut erbärmlicher Weis todtgeschlagen, darunter 89 von Pfaffen= und Oelinsweiler waren. Gott wolle ihnen und allen geben ein fröhlich Auferstehen. Amen. — Gott und Maria seiner lieben Mutter zu Lob, hab ich Hans Scherlin und Anna Göpfridin mein ehelich Frau, weil uns Gott, durch Fürbitt Maria wunderbarlich durch das leidig Kriegswesen erhalten, den Stein anher verehrt."

Eine alte Schrift im Pfarrarchive zu Kirchhofen erzählt die Begebenheit, welcher das Denkmal seine Entstehung verdanken soll, auf folgende Weise. — Zur Zeit, als die Schweden unter General Horn das Breisgau überzogen und Breisach belagerten, versammelte der greise Kastellan des Schlosses (ein Dienstmann derer v. Weyher) zu Kirchhofen die streitbaren Männer des Kirchspiels, und stellte ihnen die gefahrdrohende Lage des Landes vor mit der Aufforderung, die Waffen zu ergreifen und den Feind vom vaterländischen Boden verjagen zu helfen. Unter der Führung des jugendlichen Waldmeisters Hans Scherlin ordneten sich die willfährigen Kirchspielsgenossen, um, vereinigt mit den Truppen des Herzogs Feria, vor Breisach zu ziehen, welches von den Schweden belagert wurde. Vor dem Ausmarsch überreichte Anna, des Kastellans Töchterlein, dem muthigen Scherlin, ihrem Verlobten, eine Rose,

welche sie einst von einem Pilgrim aus dem Morgenlande erhalten hatte, und die Demjenigen, welcher sie trug, geheime Kräfte verleihen sollte.

Die Schaar zog aus und schlug sich rühmlichst, wurde aber zulezt genöthigt, vor dem überlegenen Feinde zurückzuweichen und sich wieder in's Kirchhofer Schloß zurückzuziehen. In diesem vesten Baue hatten sich auf die Kunde von dem Anzug des Feindes bereits neunzig Bauern von Oelinsweiler und Pfaffenweiler versammelt, um den Platz auf Tod und Leben zu vertheidigen. Scherlin mit seiner Schaar postirte sich am Fuße des Hügels vor der Kirche, wo ein Verhau von Reiswellen und Baumstämmen den Weg versperrte. Als die Feinde nahten, ertönten die Sturmglocken, und mancher „ketzerische Schwed" ward von den Vertheidigern zu Boden gestreckt, bis Leztere endlich im Rücken angegriffen sich auf's Schloß zurückziehen mußten. Ein Wassergraben, über den eine Zugbrücke führte, umgab die Veste, hinter deren Mauern die Kirchspielsgenossen mit Karthaunen und Doppelhacken dem Feind weidlich aufspielten.

Unterdessen hatten die Schweden das Dorf eingeäschert und auch die Kirche wurde ein Raub der Flammen. In diesem heiligen Orte war kurz vorher Anna, des Kastellans Tochter, mit mehreren Jungfrauen im Gebete versammelt, als die wilden Soldaten heranstürmten. Nirgends mehr einen Ausweg vor sich sehend, betete Anna zur Mutter Gottes; da schien es dem Mädchen, als winke das Gnadenbild mit der Hand zur Seite nach der Thüre des Thurmes, die offen stand und in's Freie führte. Die Jungfrau folgte dieser Eingebung und führte ihre Gespielinnen glücklich hinaus über die Trümmer dem Walde zu, wohin schon vorher die Einwohner sich geflüchtet hatten.

Die Nacht war unterdessen hereingebrochen und aus den

rauchenden Feuerstätten ragte allein noch unversehrt das Schloß. Es war dem Feinde gelungen, die Schleußen des Wassergrabens zu zerstören und so diesen selbst trocken zu legen. Früh am Tage stürmten sie die Mauern. Der heftigste Kampf fand am Thore bei der Fallbrücke statt, wo Schaffaluzki, der schwedische Obrist, selbst den Angriff leitete. Durch Feuerbrände, welche über die Mauern in's Schloß geschleudert wurden, kamen die Belagerten in Gefahr, unter den einstürzenden Giebeln begraben zu werden. Hans Scherlin, der tapfere Führer, war gefallen, und die Ueberlebenden suchten durch Capitulation freien Abzug zu gewinnen. Es wird ihnen solcher zugesagt; aber beim Herauskommen werden die Wehrlosen Einer nach dem Anderen mit Keulen erschlagen.

Nach dem Abzug des Feindes wagten die versprengten Weiber und Kinder sich wieder aus den Wäldern hervor, um die gefallenen Angehörigen auf dem Kampfplatze aufzusuchen und zu bestatten. Also that auch die Tochter des Kastellans, die den Verlust des Vaters und Geliebten zu beklagen hatte. — Doch siehe, als sie unter Thränen um die Leiche des erschlagenen Waldmeisters sich beschäftigt, erwachte der Schwerverwundete aus seiner Betäubung, um unter der liebenden Pflege der Jungfrau und Braut dem Leben wieder geschenkt zu werden.

Auf Veranlassung des geretteten Paars wurden später die Gebeine der erschlagenen Kirchspielsgenossen gesammelt und begraben, die Schädel aber mit der sichtbaren Todeswunde in einer eigens erbauten Kapelle zur ewigen Erinnerung aufbewahrt.

Mit welcher Pietät das Volk noch lange diese Ueberreste betrachtete, mag aus dem Umstande erhellen, daß die Kapelle, welche die Gebeine in sich schloß, erst nach langem Wiederstreit der Gemeinde (im Jahre 1812) konnte abgebrochen und ihr Inhalt zur Erde bestattet werden. Der Pfarrer, welcher den Abbruch betrieben,

weil die Kapelle die Aussicht aus dem Pfarrhofe hemmte, soll noch auf dem Todtbette reuevoll ausgerufen haben: „Wieder aufbauen das Todtenhäuslein!“ Auch sagen die Pfarrangehörigen, daß der Maurer, welcher die Demolierung vollzogen, noch in selbigem Jahr, wo der Geistliche verstarb, beim „Holzriesen“ erschlagen worden sey.

Neue Kriegsunruhen brachten die siebenziger Jahre des siebenzehnten Jahrhunderts. In jener Zeit beklagte sich der Ortsvorstand von Staufen, daß während mehrerer Jahre keine Rechnung gestellt werden konnte, weil der leidige Krieg Alles in Unordnung gebracht habe, so daß weder Gefälle noch Zinsen bezahlt und auch keine Steuern mehr bezogen werden konnten. Die Bürger seyen zu öftern Malen versprengt und verjagt worden, sogar der Stadtvogt und der Richter hätten in dieser Drangsal keine bleibende Stätte mehr gehabt, und seyen während der Zeit vielmal ausgeplündert und verjagt worden; ihre Schriften hätten sie nach Schönau geflüchtet, die aber leider in dem alldortigen großen Brand verblieben und verloren gegangen seyen.

Aus jenen Zeiten finden wir verzeichnet, daß dem „Waldhans“ 3 Batzen verehrt worden sind, „weilen er einen Bären geschoßen“; ebenso dem „Hasengrunder“ von zwei Wölfen 6 Batzen, den Schützen von Kirchhofen für sechs erlegte Wölfe 18, und denen aus dem Münsterthal für drei solcher Raubthiere 9 Batzen.

Nach der unglücklichen Zeit des dreißigjährigen Krieges soll die Stadt Staufen in Folge der Pest ganz ausgestorben gewesen seyn bis auf eine Magd (in's Barbier alt Maiers Haus). Diese

gieng eines Morgens an den obern Brunnen, um Trinkwasser zu holen. Als sie dort ankam, sah sie einen Handwerksgesellen bei des obern Martins Haus auf einem Ecksteine sizen. Sie sagte zu ihm: ob er nicht wisse, daß der Ort ganz ausgestorben sey? — Der Handwerksbursche erwiederte: er komme eben hierher gereist und wolle auf diesem Stein ein wenig ausruhen; er bitte von ihr einen Trunk Wasser, sonst, sagte er, wäre er gesund! — Die Magd gab ihm zu trinken und sezte naiv hinzu: „Wir wollen einander heiraten und die Stadt, so Gott will, wieder bevölkern." — Der Handwerksbursche war nicht abgeneigt; sie wurden einig, schloßen das Ehebündniß und erfüllten später die Worte der Schrift: Wachset und vermehret euch! — Noch heut zu Tage aber ist jener Eckstein zu sehen vor des Fr. Xaver Martins Haus.

Später, bemerkt die Sage weiter, sey dieses Ehepar nach dem Dorfe Grunern gezogen, weil es ihm in Staufen nicht mehr gefallen habe.

Anno 1702 begann ein neues Kriegsgetümmel im badischen Oberlande, unter dem bald in Pforzheim bald in Durlach regierenden Markgrafen Friderich Magnus. Es war der spanische Successions-Krieg, der damals seinen Anfang nahm. Der französische General Villars war bei Hünningen über den Rhein gegangen, um sich mit den Bayern zu vereinigen; Markgraf Ludwig von Baden, der gefürchtete Held, aber suchte dieses zu verhindern, weßhalb es am 7. Oktober 1702 zu dem blutigen Treffen bei Friedlingen, eine Stunde von Lörrach, kam. Die Franzosen hatten bei 15,000 Mann 3000 Todte, darunter 200 Offiziere, der Markgraf aber zählte bei seinem nur 8000 Mann starken Corps 1500 Todte, worunter auch der Graf von Fürstenberg. Der Erbprinz

von Baden-Durlach, Markgraf Wilhelm, der auf dem Berge „Käferhölzlein“ bei Schliengen focht, von einer früher erhaltenen Wunde noch nicht ganz hergestellt, wurde hier abermals verwundet; der Obrist Gagern aber an seiner Seite von einer Kartätschenkugel tödtlich getroffen. Die deutschen Truppen unter Markgraf Wilhelm zogen hernach hier in Staufen ein, während die Franzosen, welche Neuenburg noch in Händen hatten, die Umgegend brandschatzten.

Als im Jahr 1713 Marschall Villars mit siebentausend Mann vor der Stadt Staufen erschienen war, und die Bürger, weil sie „gut kaiserlich“ waren, die Thore nicht gleich öffnen wollten, wurden fünfzehn Häuser angezündet und der Bürgerschaft eine Brandschatzung von zwölfhundert Gulden auferlegt. Diese Summe wurde, da Geld sehr rar war, bei der Familie Litschgi in Krotzingen entlehnt. Der Gläubiger mußte in der Folge dadurch befriedigt werden, daß man ihm freistellte, hundert und zwanzig Stück der schönsten Eichen aus dem hiesigen Stadtwalde sich auszulesen.

Es wird erzählt, daß bei dem ersten Rheinübergang unter Moreau im Jahr 1796 allerlei überrheinisches Gesindel bei der französischen Division Ferino sich befunden, welches die Gegend weit umher unsicher gemacht habe. Besonders meisterlos erzeigten sich herumschwärmende Husaren, die gerne Frauen und Mädchen in den Feldern überfielen und ängstigten. Als einst ein Weib von Staufen im „oberen Steiner“, nahe an dem Zollhäuslein bei Grunern, in den Reben arbeitete, sprengte ein französischer Reiter, der diese Frau erblickt hatte, in tollem Ritte über Stock und Stein in das Rebfeld. Das Weib flüchtete von einem Stück Reben zum andern und erreichte glücklich das Zollhäuslein, sprang hinein und

hinten wieder hinaus, aber auch hier folgt ihr der wilde Reiter. Mit bloßem Säbel sprengt er hinter ihr her und erreicht fast gleichzeitig mit der Verfolgten das untere Thor der Stadt Staufen. Da stürzen plötzlich vor den Augen der verwunderten Zuschauer Roß und Mann — wie von unsichtbarer Hand getroffen — zu Boden und beide, der Mensch und das Thier, waren todt.

Ein französischer Reiter jenes Corps, so erzählt ein glaubwürdiger Zeuge, der einen mit Geld ziemlich gefüllten Beutel bei sich hatte, ritt, wahrscheinlich mit einer gefahrbringenden Ordre beauftragt, bei dem Kruzifixe am Wege von Staufen nach Kirchhofen vorbei, und sagte, dem Bilde sich nähernd: „Da — heb mir diesen Beutel auf", legte den Schatz hinter das Haupt des Gekreuzigten und ritt seiner Wegs. Als nach Jahresfrist die Kriegsläufe den Soldaten wieder in hiesige Gegend brachten, hielt er bei dem Kreuze an — und siehe — der Beutel lag noch unversehrt am nämlichen Orte. — Der Reiter, ein Elsäßer und etwas „religionsspöttisch", erzählte die Geschichte nachher seinen Quartierleuten.

Seltsameres soll dem alten Boten Pfefferle von Staufen passirt seyn, als er im Jahr 1812 auf seinem Gange nach Freiburg an dem Kreuze am Kirchhoferweg vorbei kam. Eine hagere Gestalt trat ihm plötzlich in den Weg, so daß er stehen bleiben mußte; in den Lüften hörte er Getöse wie Schwertergeklirr von Geharnischten. Als zufällig Bekannte von Staufen des Weges kamen und den alten Geisterseher anredeten, verschwand das Phantom. — Kurze Zeit darauf kamen Soldaten aller Waffengattungen der Alliirten auf ihrem Wege nach Frankreich durch diese Gauen und nahmen Paris ein.

Als die Franzosen unter Moreau auf ihrem Rückzug im Oktober 1796 von Schwaben her gegen das Breisgau kamen, herrschte daselbst große Angst und Verwirrung. „Die Franzosen sind geschlagen und retiriren," hieß es, „sie rauben und plündern, sengen und brennen, wo sie hinkommen." — In Heitersheim flüchteten die Einwohner mit Allem, was sie in der Eile fortbringen konnten, in die Wälder. Eine arme Wittwe, die krank lag, mußte mit ihrer Tochter, die ihre Pflegerin war, zurückbleiben. Am nächsten Morgen kamen mehrere Banden Reiter und Fußvolk in das Städtlein, brachen in die verschlossenen Häuser, raubten was sie fanden und trieben mit den zurückgebliebenen Einwohnern schnöden Muthwillen. Ein Soldat mit bärtigem, sonnverbranntem Gesichte voller Schrammen kommt aus einem Hause, mit einem Geldbeutel in der Hand, den er dort geraubt. Gierig nach weiterer Beute schaut er umher und sieht im Nachbarshause ein schönes Mädchen furchtsam hinter dem Fenstervorhange stehen. In wilder Begierlichkeit rennt er gegen das Haus und tobt und rüttelt an der verschlossenen Thüre, bis diese endlich einbricht. Hastig eilt er durch den Hausgang, die Treppe hinauf, wie er aber die Thüre aufreißt, begierig sein Opfer zu erfassen — tritt die Jungfrau, ihr blaues Auge nach Oben, dann nach der kranken Mutter gerichtet, vor ihn hin und spricht: „Thu mir kein Leid, meiner armen, kranken Mutter bin ich die einzige Stüze!" und schaute dem rauhen Kriegsmanne treuherzig und mild in's verderbenblizende Auge. Ueberwältigt und gerührt durch die Unschuld und Schönheit des Mädchens, steht der Soldat da, ohne ein Wort hervorzubringen, und Thränen rollen über die gebräunte Wange. Er wirft den vollen Beutel mit den Worten zu ihren Füßen: „da nimm für deine Mutter — eine brave Tochter du!" und stürzt zur Thüre hinaus auf die Straße, ohne das Mädchen berührt zu haben.

Zwei Tage nachher war die Schlacht bei Schliengen und Kandern.

Mutter und Tochter sind längst gestorben, und auch der Soldat wird aus dieser Zeitlichkeit geschieden seyn, aber die That lebt bis heute noch im Andenken des dortigen Volkes.

Auf dem Schlosse der Herren zu Bamlach, einem Pfarrdorfe am Rhein unweit Müllheim, hauste vor Zeiten der gewaltige Marschall, gefürchtet und gehaßt von seinen Unterthanen. Alle Ortseinwohner mußten ihm Frondienste thun, wie und wann es seinem Uebermuthe gutdünkte. — Einmal hatten die Frauen im Schlosse eine Wäsche, wobei die meisten Weiber des Dorfes fronweise mitthun mußten. Nach vollbrachter Arbeit wurde die Leinwand auf einer Wiese, nächst dem Dörflein, zum Trocknen ausgebreitet. Da begab es sich später, daß ein Stück Wäsche vermißt wurde, worüber der Burgherr so aufgebracht ward, daß er einem armen Manne, der viele Kinder hatte, einen Acker wegnehmen ließ, blos weil das Grundstück an jene Wiese angrenzte. Durch solche und ähnliche Gewaltthaten vergrößerte er sein Gut immer mehr, und wenn auch das Flehen und der Jammer der Armen zum Himmel stieg, so wollte die Strafe immer noch nicht kommen, denn der Böse sollte den Ritter noch mehr in seine Gewalt bekommen. Nachdem endlich das Maß seiner Sünden voll war, bekam der Kaiser Kunde von diesen Ungerechtigkeiten und ließ den Marschall zur Verantwortung und Strafe nach Wien fordern. Der Geladene erschien, ohne im Mindesten Reue über das Geschehene an den Tag zu legen. Der Kaiser und sein Gericht sprachen das Urtheil: daß er zur Strafe seiner Vergehungen die „Jungfrau küssen" und noch drei Tage zur Reue und Buße haben

solle. Nachdem der Ritter hingerichtet war, sandte der Kaiser, zum Zeichen der vollzogenen Strafe, den Bamlachern des Marschalls Hut mit dem Befehl, daß den Beraubten ihr früheres Eigenthum wieder zurückerstattet werden solle. Ehe aber das Wahrzeichen noch an Ort und Stelle ankam, war der ruhelose Geist des Verurtheilten schon da, und rumorte auf dem Schlosse und den Gütern, wo oft in finstern Nächten Vorübergehende beunruhigt und in die Irre geführt werden. Und noch bis auf den heutigen Tag geht man den Bamlacher Weg nach dem Schlosse nicht gerne um Mitternacht, ohne vorher sein Memento gemacht zu haben.

Eine halbe Stunde von Staufen, an den wein- und obstreichen Anbergen des Schwarzwaldes, liegt das freundliche Dorf Grunern. In früherer Zeit wurde in seiner Gemarkung Bergbau getrieben auf Bleierze, wovon noch eine Menge Schachten Zeugniß geben.

Im August des Jahres 1825 sollte ein Bote von Badenweiler einen Brief in's Münsterthal tragen. Der Mann schlug den Weg über das Gebirg ein, verlor aber den rechten Fußpfad, und nachdem er eine zeitlang in der Gemeindewaldung Grunern mühsam durch Gras und Gestrüpp sich fortgearbeitet, hatte er das Unglück, in den Schacht einer verlassenen Grube zu fallen. Als er von der Betäubung wieder zu sich gekommen, sah er bald die Unmöglichkeit, aus der Tiefe herauszukommen. Der Tag vergieng, die Nacht brach an, es wurde Morgen und wieder Abend, ohne daß dem Unglücklichen Rettung geworden wäre. Und schon bereits zum zweiten Male sangen die Vögel über seinem Grabe ihr fröhliches Morgenlied, zum zweiten Mal schon hallten die Morgen- und Mittagglocken der benachbarten Dörfer in die fürchterliche Stille

seines Aufenthaltes — und alle Hoffnung schwand; denn ach! keines Menschen Tritt noch Stimme nah und fern wollte sich hören lassen; nur der Wind raschelte in den hohen Haselnußbüschen. Von Hunger und Durst entsezlich geplagt und entkräftet, legte sich der Lebendigbegrabene nieder und bereitete sich zum Sterben vor. Unterdessen war das Ausbleiben des Briefträgers aufgefallen. Man forschte nach, suchte — aber alles vergebens. Gegen das Ende des dritten Tages führte das Geschick den Bannwart von Ballrechten, der in Staufen bei den Vätern Kapuzinern die Vesper besucht hatte, im Nachhausegehen durch den Wald. Als er zufällig in die Nähe des Schachtes gekommen, ließ er, wie er schon öfters gethan, im Vorbeigehen ein Steinchen in den Abgrund rollen — und horch — aus der Tiefe tönt ein Schrei — die Stimme eines Menschen. Sogleich fällt dem Bannwart der Vermißte ein, und er ruft dem Untenbefindlichen zu, guten Muthes zu seyn, er werde Hilfe bringen. Eiligst läuft er in das nächste Dorf und bringt Leute und Stricke, mit welchen der arme Mann glücklich heraufgebracht wird.

Oft erzählte der Gerettete nachher, wie er, von Hunger und Durst entsezlich geplagt, sich niedergelegt und mit den Gedanken des nahenden Todes beschäftigt habe, da sey von Oben das Steinlein herabgekommen und habe ihm die Nähe eines menschlichen Wesens verkündigt. Mit einem Male sey die Liebe zum Leben wieder in ihm erwacht, und er habe die lezten Kräfte zusammengenommen und einen lauten Schrei ausgestoßen, der seine Rettung herbeigeführt habe. — Er konnte sagen, wie es einem Lebendigbegrabenen zu Muthe ist. — Der Schacht aber, in dem einige Jahre früher auch eine Ziege verunglückt war, wurde zugeworfen.

An den Ufern des Neumagens, zwischen Staufen und dem Rhein, liegt Krotzingen mit drei Höfen, welche den Namen Kems tragen. In alter Zeit, so berichtet eine Sage, kam einst ein großes christliches Heer bis an den Schliengener Berg, wo es sich in zwei Theile sonderte; die eine Hälfte wendete sich gegen Frankreich auf das „Ochsenfeld", die andere aber nach der Stadt Kems, (auch Tonsel und Ehrenstätten genannt), welche vier Stunden im Umfange gehabt haben soll. Auf dem Platze, wo jezt die Pfarrkirche steht, heißt es, soll ein Schloß und die St. Ulrichskapelle gestanden haben, und die sogenannten Weingärten hätten zu einem, in der Nähe befindlichen Frauenkloster gehört. An der Stelle aber, wo heut zu Tage der Laufbrunnen ist, wäre der Marktbrunnen und nicht weit davon im Sumpfe ein prächtiges Münster gestanden. Die Stadt und das Heer, welches sich vor ihr gelagert, sollen, ohne daß man weißt warum, in die Erde versunken seyn. Steht aber dem Reiche ein Krieg bevor, so ertönt aus der Tiefe Trommelschlag und das dumpfe Geläute der Münsterglocken. Sind, so lautet die Sage weiter, die Christenheere im Kampfe gegen die Ungläubigen zu einem kleinen Häuflein zusammengeschmolzen, so kommen ihnen die geisterhaften Heere zur Hilfe, worauf diese zur ewigen Ruhe gelangen und die geretteten Christen in Heiligkeit leben werden, wie zu den Zeiten der Apostel.

Aehnliches berichtet eine Sage von Schlatt, einem Dorfe unweit Krotzingen in der Rheinebene. Als die Hunnen einst nach Deutschland gekommen, zerstörten sie in hiesiger Gegend Schlatt und ein Frauenkloster in der Nähe der Quelle, welche am Hügel entspringt und als Bächlein bei Feldkirch in den Rhein sich ergießt. Auf dieser Fläche kam es zwischen den Deutschen und Hunnen zur

Schlacht, wobei erstere siegten und der Hunnenfürst selbst erschlagen wurde. Die Seinigen legten den Leichnam eiligst in einen silbernen Sarg, der wiederum in Holz und Eisen eingelassen ward, und an der Stelle verscharrt wurde, welche jezt noch der „Heidenbuck" heißt. Auch sollen dem Todten große Schätze, unter Anderem ein gegossenes Kalb von massivem Golde, mitgegeben worden seyn, nach welchen bis auf den heutigen Tag vergebens gesucht und gegraben wird.

In manchen Nächten, um die Zeit des Advents und der Fasten, will man auf dem alten Schlachtfelde Waffengetöse und Kampfgeschrei unsichtbar Streitender gehört haben.

Am Sigristenhause zu Kirchhofen ist noch ein alter Stein zu sehen, worauf ein Kopf ausgehauen ist, in dem ein Nagel steckt. Es soll dieses Monument, wie eine wunderliche Sage berichtet, von folgendem Ereigniß herrühren.

Es war in der Fronfastennacht, als ein Mann von Kirchhofen sich unter die Kirchenlinde stellte, um die „Fronfastenweiber," von welchen er schon so viel erzählen gehört, vorbeireiten zu sehen. Er stand nicht lange da, als um Mitternacht der ganze Zug auf Besen vorbei galoppirte. Eines der gespenstigen Weiber, das den Lauscher bemerkt hatte und ihn für seinen Vorwitz bestrafen wollte, sagte: „Ich will einen Nagel in den Pfosten dort einschlagen", und im Nu stack dem Manne ein schuhlanger Nagel im Kopfe. Der arme Gefoppte trug dieses Zeichen bis über's Jahr herum, wo er sich abermals in der Fronfastennacht unter die Linde stellte, und das vorbeiziehende Weiblein flehentlich bat, ihn doch wieder von der fatalen Kopfzierde zu befreien, worauf ihm die Alte den Nagel wiederum herauszog. Später soll diese Ge-

schichte, zur Warnung vorwitziger Lauscher, in Stein ausgehauen und an obengenanntem Orte eingemauert worden seyn.

In dem Dorfe Bollsweil beim sog. Kukuk lebte in früheren Zeiten eine Frau, bekannt durch übergroße Häuslichkeit und Knauserei. Sie spann oft ganze Nächte hindurch. Als sie einst Samstags um Mitternacht noch am Spinnrade saß, klopfte es von Außen an ihrem Fenster, und als sie geöffnet, reichte eine weiße hagere Weibsgestalt drei leere Spulen herein mit den Worten: „In fünf Minuten müßen die Spulen voll seyn, sonst sehe zu, wie es dir geht!" Die Frau weckte ihren Mann, der schon längst schlafen gegangen war, und erzählte ihm mit Zittern und Beben die Forderung der Gestalt. Der Mann aber besann sich nicht lange und rieth ihr, eiligst drei Fäden auf jede Spule zu spinnen. Nachdem dieses geschehen, legte die Frau die gefüllten Spulen vor das Fenster, und sogleich erschien die weiße Gestalt wieder und sprach: „Du hast einen guten Gedanken gehabt, ohne welchen es dir schlecht gegangen wäre." — Von dieser Zeit an soll das Weib nie mehr so geradert und bis Mitternacht gesponnen haben. Auch sey, sezt die Sage bei, unter den Mädchen und Frauen Bollsweil's das Arbeiten am Spinnrocken seitdem außer Mode gekommen (was auch anderwärts im lieben Vaterlande der Fall geworden).

Es war im Jahr 1813, erzählt der alte Lehrer von Bellingen, als ich zu meiner Erholung gegen Abend einen Spaziergang nach Schliengen machen wollte. Wie ich nun zu dem alten Bannkreuzlein komm', fährt eben ein beladener Waidling den Rhein

aufwärts gegen Basel. Als ich so in Gedanken dastehe und dem Schifflein zuschaue — bekomm' ich plötzlich von hinten ein Paar so tüchtige Ohrfeigen, daß ich niederstürze — hör' und seh' aber Niemand. Dieses Schlagen soll schon Mehreren (Schulmeistern?) begegnet seyn, ohne daß man weißt, wie und woher. Einige aber behaupten, es komme von einem Edlen des Dorfes her, der geisterweise gehen müße, weil er teuflisch gelebt habe und immer noch nicht erlöst sey, und deßhalb seinen Spuk treibe in heiligen Zeiten. — Genug, ich hatte den Schaden und durfte für den Spott nicht sorgen.

An den Verläufern des Gebirges gegen den Rhein liegt das Städtlein Heitersheim in einer der lieblichsten Lagen des heiteren Markgräflerlandes, umgeben von Rebgeländen, Obstbäumen und Wiesen. Etwas entfernt von dem Städtlein erhebt sich aus der Ebene die johannitermeisterliche Burg, einst der Sitz der Großpriore deutscher Zunge; heut zu Tage aber Privateigenthum und größtentheils unbewohnt. Das weitläufige Gebäude mit seinen massiven Eckthürmen und Gräben macht zwar von außen noch immer den Eindruck geziemender Festigkeit, wenn wir aber durch das verwitterte Thor in das Innere schreiten, so mahnt uns Alles an die Vergänglichkeit irdischer Macht und Einrichtung. In dem Querbau, welcher den grasbewachsenen Hofraum in zwei Hälften scheidet, werden die Zimmer gezeigt, wo ehedem der Prior gewohnt; aber die weiland fürstlichen Gemächer sind leer, und ihre eingebrochenen Decken und zerrissenen Tapeten dienen nur noch den Spinnen und Mäusen zum Aufenthalt, während die übel verwahrten Fenster dem Wind und Wetter Einlaß geben.

Zu Ende des zwölften Jahrhunderts soll die Veste von einem

Markgrafen von Hachberg dem Johanniter-Orden geschenkt worden seyn, welch' Lezterer in der Gegend verschiedene Besitzungen hatte, und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in Heitersheim seinen Hauptsitz aufschlug. Der lezte Statthalter daselbst war Ignaz Rink von Baldenstein, welcher im Jahr 1817 verstarb, nachdem der Orden schon zwei Jahre früher aufgelöst worden war.

Das alte Schloß hatte im Lauf der Zeiten manche Unbilden erfahren. Im Bauernkrieg wurde es beinahe gänzlich zerstört und verwüstet. Die Aufrührer hatten ein Lager bezogen hart an der Grenze der comturischen Herrschaft gegen Wettelbrunn auf dem „Buck". Nachdem sie unter Anführung des Stadtschreibers Müller von Staufen den johannitischen Zehntkeller zu Britzingen geplündert und in den umliegenden Dörfern übel gehauset hatten, rückten sie vor das Schloß und nahmen es nach harter Belagerung, auf welche eine theilweise Zerstörung folgte. Aehnliches geschah im Jahr 1675 durch den französischen Mordbrenner Melack.

In den Zeiten, wo noch die geistlichen Ritter hier hausten, war das Schloß der Schauplatz manch' fröhlicher Feste und Zusammenkünfte, sowohl der Herren, wie ihrer Untergebenen.

Alljährlich im Mai hielten die Ritter zu Heitersheim das Kapitelfest ihres Ordens, dem oft mehr als sechszig Mitglieder anwohnten. Bei dieser Gelegenheit gab es stets großartige Bankette und Festlichkeiten, wobei nicht wenig Luxus herrschte. Namentlich war dies in der späteren Zeit des Ordens der Fall.

Der lezte Großprior war ein sehr prachtliebender Herr; wenn er ausfuhr, so geschah es immer mit einem Viergespann kleiner polnischer Pferdlein, mit Kammerdiener und Leibkutscher auf dem Bocke, während hinten oben ein Haiduck und der Schalksnarr sich präsentirten. Vor dem Wagen sah man in einiger Entfernung den Läufer springen, in rother Jacke, kurzen weißen Beinkleidern

und einem schwarzen Sammtbarette, worauf eine mächtige Strauß-feder prangte, in der Hand eine Pritsche, womit er entgegen-kommende Fuhrwerke auf die Seite wies, um der nachkommenden Herrschaft Platz zu machen. Der Herr selbst saß in der Regel allein im Wagen, angethan mit einem schwarzen Talar, auf dem Haupte ein Sammtbarett und auf der Brust das große goldene Ordenskreuz.

Bei der Tafel war es gebührenderweise das Amt des Schalks-narren, durch allerlei Possen für die Heiterkeit der Gäste zu sorgen, und selbst der Großprior blieb nicht immer von seinen Bolzen verschont. Manche dieser Schwänke leben noch im Andenken des Volkes. Vor Allen war es der Haushofmeister mit seiner langen, rothen Nase, welchen sich der Narr zum Stichblatte seines Witzes gemacht hatte. Einmal begegnete Jenem das Unglück, an reich besezter Tafel dem Großprior einen Teller voll Sauce über den Rücken zu schütten, was der Schalksnarr dahin deutete: der Haushofmeister habe seinen Herrn geschmiert, um eine fette Pension von ihm zu erhalten.

Es herrschte an dem fürstlichen Hofe die alte Sitte, daß die Abgaben, welche die Unterthanen dahin zu geben hatten, stets mit einer Gegenerkenntlichkeit in Empfang genommen und vergolten wurden. So mußten ihm z. B. die Einwohner der Orte Britzin-gen, Muggert, Dattingen und Güttingen den Frucht- und Wein-zehend stellen und in das Schloß verbringen, wogegen ihnen sodann für jede traubengefüllte Bütte ein Laib Brod verabreicht wurde. — Ein alter Brauch war's auch, daß die Ritter zweimal des Jahres sämmtliche Weiber des ganzen Kirchspiels auf ihrer Veste bewirthen mußten, einmal auf den Tag Bartholomäi zur Zeit der Heiters-heimer Kirchweih, das anderemal nach beendigter Weinlese. Es läßt sich denken, welch' ergiebiges Feld diese Anlässe für die Launen des Schalksnarren gewesen, „der die Weiber manchmal nicht übel

traktieret, was aber weder diese noch ihre Männer zu Hause bös aufgenommen haben". Auf einen anderen Tag im Spätjahr wurden nicht minder auch die Kinder der genannten Orte in den Zehnthof geladen, wo ein jedes, groß und klein, ein „Mütschelein" Brod von festgeseztem Gewichte gereicht bekam. Es waren alle diese Tage eigentliche Volksfeste, worauf sich Jung und Alt das ganze Jahr hindurch gefreut. Mit der Aufhebung des Ordens aber hörte Alles auf, und die betreffenden Gemeinden erhielten nach langwierigen Prozessen endlich vom Staate eine Abfindungssumme von neuntausend Gulden.

Ehe ich von dem schönen Rheinthal Abschied nahm, machte ich noch eine kleine Wallfahrt zu dem Gotthardshof, an einem waldbegrenzten Vorhügel des Gebirges, in der Nähe Staufens. Die Gnaden, die an diesem freundlichen Orte zu gewinnen sind, bestehen in nichts weniger als in einem herz- und gemütherhebenden Blick über die wohlbebaute Ebene bis hinaus an die „kristallene Ringmauer Deutschlands", und weiter über das herrliche Elsaß; ferner in einem Glase vortrefflichen Markgräflers aus dem Keller des Hofbauern und Schenkwirths, eine Labe, die mit Maß und Ziel getrunken, alle Schwermuth bannt und alle Sorgen verscheucht.

In dieser traulichen Waldstille ward vor etwa dreihundert Jahren dem heiligen Gotthardus eine Kapelle erbaut, weil durch seine Fürbitte die Pest abgewendet worden. Ein Waldbruder besorgte den Dienst des Kirchleins, bis zu Anfang unseres Jahrhunderts unter einem seiner Nachfolger die Zelle so baufällig geworden, daß der Bruder ausziehen mußte und eine neue Niederlassung auf dem benachbarten Johannisberglein gründete. Der Vogt und das städtische Gericht hatten ihm hiezu das benöthigte

Bauholz unentgeldlich verabfolgen lassen, „damit er dem Gebet obliege, und Gott und die Mutter Maria anflehe, daß endlich das leidige Kriegsungemach aufhöre".

Eine Erzählung, die ich von einem zufälligen Reisegefährten hatte und hier wiedergeben wollte, gab Veranlassung zu dem im Anfange dieses Abschnittes beigegebenen Bildlein, welches eine solche Klausnerwirthschaft von ehemals darstellen soll. Ich fand jedoch später, daß das Blättchen auch ohne weitere Beziehung bestehen könne, und es daher dem Beschauer überlassen bleiben mag, nach Belieben Einiges hinein zu denken.

Unmittelbar hinter Staufen betritt der Wanderer das Münsterthal, aus dem stattlich ein Firft des Gebirges, der Bölchen, hervorschaut. In seinen Vorbergen wird seit Jahrhunderten Bergbau betrieben, und zwar auf Kobalt und Silber. Die Gruben „Teufelsgrund" und „Schindler" sollen, der Sage nach, früher sehr mächtig an edlen Erzen gewesen, die Grubenarbeiter aber in der Folge so übermüthig geworden seyn, daß sie einst einem lebendigen Ochsen die Haut abgezogen, ob welchem Frevel der Segen Gottes und die Stollen verschwunden seyen und Noth und Armuth eingerissen habe. — Auch wird erzählt, wie zu den Zeiten, als die wundergläubige Phantasie die wenig erforschten Reiche der Natur gern mit geheimnißvollen Geisterwesen bevölkerte, in jenen Gruben sich Bergmännlein aufgehalten haben, die wohlwollend die Geschäfte der Menschenkinder förderten und ihnen in den dunkeln Schachten entgegenarbeiteten: eine Freude für die dankbaren Bergleute, wenn sie die dumpfen Hammerschläge der Geheimnißvollen in der Tiefe des Berges vernahmen.

Gerne erinnern ältere Bergleute sich der Zeit, wo der Gru-

benbau noch von der Abtei St. Trudpert betrieben wurde. Manch' heiteres Fest gewährte dazumal dem müheselig arbeitenden Bergmann Erholung und Freude. Ein Hauptfest aber war am Tage St. Barbara, als der Schutzpatronin der Bergleute, welch' Leztere sich aus den Gruben „Teufelsgrund" und „Gotteseintracht" bei Badenweiler alljährlich zur gemeinsamen Feier vereinigten. Früh Morgens versammelte sich die ganze Gewerkschaft bei der Münsterthaler Poche und Schmelze. Von da gieng es im Zuge, voran die Bergwerksfahne, die Ober- und Untersteiger und eine Musikbande, zur Klosterkirche, allwo ein feierliches Hochamt abgehalten wurde. War dieses zu Ende, so begab man sich wieder auf den Sammelplatz, um die Regeln und Sazungen zu verlesen und ein förmliches Sittengericht über Zuwiderhandelnde abzuhalten. Nebst diesem wurden strenge Ermahnungen gegeben zur Haltung der Gebote Gottes und der Kirche. — Die zweite Hälfte des Tages sodann war der Fröhlichkeit gewidmet. Ein reichbeseztes Mal im Klosterhofe erwartete die Festtheilnehmer, deren Zahl zuweilen über dreihundert stieg. Jedesmal während dem Essen erschien auch der Prälat, der mit seinem Mohren und Heiducken im prächtigen, mit Mauleseln bespannten Gallawagen daher fuhr und seine Leute begrüßte. Später begann der Tanz, zu dem die Dirnen des Thales gerne sich einladen ließen, und wobei es gebräuchlich war, daß jede Schöne ihrem Liebhaber ein farbiges Sacktüchlein zum Geschenk machte. Zuweilen kam es auch vor (wenn der eine oder andere Knappe ein Glas bösen Wein getrunken oder die Fraze Eifersucht ihn quälte), daß, wie bei Verbrüderungsfesten sich ziemt, ergözliche Händel und Prügeleien ausbrachen, die nicht selten mit blutigen Köpfen endigten.

Die Kriegsjahre und endlich die Aufhebung des Klosters machten diesen Zuständen ein Ende. Seitdem, heißt es, wolle aber auch der

Bergbau nicht mehr recht gedeihen; der Grubenbau ward immer läßiger betrieben, und wurde zuletzt, in den zwanziger Jahren, vom Staate an eine Privatgesellschaft verpachtet, die wenig mehr auf die Bräuche und Feste der Gewerkschaft hielt, und auch das stets so feierlich begangene St. Barbarafest eingehen ließ, nachdem die Schuzheilige bei der Knappenschaft doch so viele Jahrhunderte lang in dankbarem Angedenken gestanden hatte. — Wenn mit dem Rufe „Glück auf" der Bergmann beim Schein seines Grubenlichtes in die Schachten einfuhr, und mit bösen Wettern kämpfend die reichhaltigen Adern der Erde aufschloß und zu Tage förderte — war sein Gedanke: heilige Barbara bitt für uns!

Weiterhin im Thale führt der allmälig ansteigende Weg an den Gebäuden der ehemaligen Abtei St. Trudpert vorüber. Die Geschichte nennt diesen Ort eine der ersten Stätten unseres Vaterlandes, wo das junge Christenthum Wurzel geschlagen. Der Irländer Trudpert, der hier das Evangelium predigte, soll die einsame Thalgegend von einem Ritter Otbert zum Geschenke erhalten haben. Der Bau selbst, wie er heut zu Tage mit seinem innern kirchlichen Prunk vor unseren Blicken steht, gehört einer späteren, geschmacklosen Zeit an. Ein älterer Ueberrest scheint allein der steinerne Brunnen zu seyn in einer halb unterirdischen Seitenkapelle, welches Monument die Form eines Sarges hat, auf dessen Deckel die liegende Gestalt des Ortsheiligen ausgehauen ist.

Die Volkssage gedenkt eines Abtes, der mit zwei seiner Untergebenen ruhelos umhergeisten müße, weil er mit deren Hilfe manche Bedrückung verübt habe. Später seyen die Spuckenden von einem Kapuziner aus Staufen in das hohe Schneerevier des Feldberges, der bekannte Aufenthalt der Geister, gebannt worden, wo sie noch zuweilen als wunderliche Fischer oder Jäger in waidmännischen Aufzügen den Vorübergehenden erscheinen sollen.

Einem Bürstenhändler von Menzenschwand, und später einem Todtnauer Zundelhändler (ich weiß nicht, hatten die Beiden im Adler oder Sternen einige Schoppen über den Durst getrunken), begegneten die Drei in ihrer Ordenstracht an der Bärenhalde, Einer hinter dem Andern hergehend. Der Vorderste, mit einem goldenen Kreuze auf der Brust, sprach: „o weh!" der Zweite, „die Armuth!" und der Dritte endlich „das ungerechte Gut!"

Der Prälatenhof war eine Schaffnei des Klosters St. Trudpert, welches Rebgüter und Gülten dort besaß. Ein Aufseher besorgte die Geschäfte. Zur Zeit der Weinlese, die mehrere Wochen dauerte und vom Gesinde des Klosters besorgt wurde, gieng es hier besonders lustig zu; man sang und sprang bis in die späte Nacht hinein:

„Viel Ochsen, viel Kühe,
Viel Maidle sind hie,
Sind Alle wol dran!
Hat keine ein' Mann!"

Von Kirchhofen durften wohl junge Bursche nicht aber Mädchen an der Lustbarkeit Theil nehmen.

Nach alten Berichten stand ehemals in dem Thale eine Stadt, **Münster** genannt, die in einer Fehde um's Jahr 1320 von den Bürgern Freiburgs eingenommen und zerstört wurde. Die Münsterischen Krieger, heißt es, zogen gen Krotzingen in der Absicht, die Feinde dort zu überfallen; unterdessen waren aber diese von Freiburg her über das Herenthal und den Kohler (einen Theil des Bölchen) gegangen, eroberten die Stadt und zerstörten sie von

Grund aus. Die Einwohner sollen sich später in Staufen angesiedelt haben.

In unseren Tagen dagegen gewährt das stille Thal mit seinen wasserreichen Wiesen und hohen Bergwaiden nur das Bild friedlichen Besitzthumes. Das Klima ist so mild, daß noch allenthalben der Nußbaum gedeiht. Die breiten Vorberge des Bölchen, wohin den Sommer über die Kühe getrieben werden, liefern vortreffliche Futterkräuter, weßhalb unter den Künsten des Friedens, die hier florieren, Käserei die namhafteste ist.

Noch hatte ich das Wirthshaus im „Spielweg" nicht erreicht, als ein heranziehendes Gewitter meine landschaftlichen Betrachtungen störte. Das Sprichwort: Morgens um zehn Uhr am Bölchen ein Nebel — Mittags zwei Uhr im Thal ein Wetter, war vor meinen Augen zur Wahrheit geworden. Denn bei meiner Abreise von Staufen hatten leichte Nebel das Haupt des Alten verhüllt, die jezt in heftigen Güssen zu Thal giengen. Der hochanschwellende Neumagen wälzte trübes Gewässer in seinem Bette, und von allen Bergen und Berglein liefen die Wasserrinnen und überschwemmten den Weg.

Ich hatte meine Zuflucht zu einem Haus an der Straße genommen, in dessen Hausgang bald noch mehrere wasserscheue Flüchtlinge sich einfanden. Zuerst ein hinkendes Männlein, dann zwei meisterlose Handwerksbursche, wovon der Eine, kaum angelangt, seine Wasserstiefel auszog und im Hausgang ausschüttete; ein Metzger mit seinem Hunde; ferner ein bemooster Waldhüter und zum Schluß ein ländliches Ehepaar mit seinem einzigen Kinde und Regenschirm. Die Hauseigenthümerinen, wie ich hörte, ein Paar fromme Betschwestern, hatten vor den unberufenen Gästen scheu die Stube abgeschlossen, wahrscheinlich weil es sie in ihrer Nächstenliebe wenig gekümmert hätte, die sündigen Menschenkinder draußen in der Sündfluht umkommen zu sehen.

Als das Aergste vorüber war, verließ Einer nach dem Andern die Arche. Ich hatte den, weit hinter den Fortschritten der Jüngern zurückbleibenden hinkenden Alten, der eine kranke Schwester im entfernten Seitenthale besuchen wollte, unter mein schützendes Dach genommen; und zum Danke dafür erzählte er mir die Geschichte (eine Art ländlichen Romeo und Julia mit einem Pater Lorenzo auf dem Johannisberglein), die mir zum Entwurf des vorgenannten Bildleins Veranlassung gegeben.

Bald hatten wir das Wirthshaus zum Hirsch erreicht, wo mein Begleiter, nachdem wir ein Gläslein zusammen getrunken, schied, um vor Nacht noch bei der Schwester einzutreffen. — Mir aber blieb während drei langer Regentage Muße genug, Betrachtungen anzustellen, nicht sowohl über die Gegend, denn diese war meist von Nebel und Wolken verhüllt, als vielmehr über die Abhängigkeit des Menschen von der Laune der Elemente und ihren Einflüssen auf das Ding, welches man Gemüth nennt. Hier hieß es nun sich üben in jener Tugend, die nach dem Sprichwort Rosen bringt, und die, wie ich einmal irgendwo gelesen, als heilsamer Trank gegen die Unruhsamkeit des Herzens dienen und den Unmuth brechen soll. — Endlich am vierten Tage schien der bleifarbene Himmel wiederum sich aufheitern zu wollen; der Regen ließ nach und der Fremdling schnürte ungesäumt sein Ränzlein, um weiter zu wandern. Tiefhängende Wolken zogen noch um die Berge, und der kühnanstrebende Scharfenstein schaute verdüstert in das enge Thal, durch welches der alte Weg gen Wieden, Utzenfeld und Schönau führt.

Etwa anderthalb Stunden hinter dem Wirthshause geht es durch Waldung steil bergan, längs eines brausenden Sturzbaches, der in siedender Hast durch Wurzeln und Gestein sich Bahn bricht, um unten im Thale dem Neumagen sich zu vermählen. Nach

mühsamem kaum halbstündigem Bergsteigen sieht sich der Wanderer aus blühtenreicher Landschaft plötzlich in das hohe schweigsame Revier des Schwarzwaldes versezt, wo der alte Winter noch ungestört sein Schläflein macht, wenn unten schon lange der Frühling eingezogen. — Diesmal hatte jedoch der Ueberlästige bereits das Feld geräumt und kaum an den höchsten Kuppen und Bergklüften eine weiße Spur seines Daseins hinterlassen.

Wahrlich, es ist ein innerlich wohlthuendes Gefühl, wenn man aus den geräuschvollen Straßen und Märkten der Rheinebene heraufsteigt zu dieser friedvollen, großartigen Ruhe des Hochlandes, zu diesem einsamen Stillleben der Natur. — Der Himmel hatte sich etwas aufgehellt, und die Sonne überschaute groß und warm die Thäler und Wälder. Nicht lange aber, so zogen wiederum Gewölk und Nebel, gleich den Colonnen eines geisterhaft flüchtigen Heeres über die menschenleeren Haiden, und der Gedanke an ein schüzendes Dach und etwas zur Herzstärkung verdrängte jedwede andere Betrachtung. — Ich weiß nicht mehr, war es ein Adler oder Bär, wo ich endlich fand was ich suchte, nur so viel ist mir noch erinnerlich, daß der Imbiß und das Glas Wein, kredenzt von der Hand eines schlanken, stillen schwarzwälder Kindes, welches verständig und sinnend aus seinen schwarzen Augen lugte, dem Gaste trefflich schmeckten.

Um mir einen Begriff von der Höhe meines gegenwärtigen Standpunktes zu geben, erzählte der Wirth, daß oft gegen Ende Oktober die Herren von Staufen und der Umgegend zu ihm kämen, um reife Kirschen zu essen. Dann kam er auf das Jahr achtundvierzig zu sprechen, und schilderte die Retirade der Freischärler nach dem fehlgeschlagenen Putsch in Staufen; und wie sich dann hier in seinem Hause der Anführer demokratisch zum Bauern verpuppt habe, während die Angeführten, ähnlich einem Schwarm wandernder

Heuschrecken, alle Vorräthe des Hauses aufgezehrt hätten; und wie ihm später die gezwungene Maskenverleihung und Anderes so übel genommen worden sey ꝛc.

Draußen hatte es sich unterdessen wieder etwas freundlicher gestaltet, und ich säumte nicht länger, meinen Gebirgsübergang fortzusezen. Nachdem man die Wasserscheide des westlichen und südlichen Schwarzwaldes überschritten, geht es allmälig abwärts, dem hinteren Wiesenthal entgegen, wo uns bei Utzenfeld des Feldbergs bewegliche Tochter mit rauschenden Wellen ihre Grüße bringt. Wer am schönen Tage dieses Thal durchwandert, wird unwillkürlich an Hebels liebliche Muse erinnert. Natur und ihr dichterisches Bild scheinen vor dem Aug und Ohr des Beschauers in Eins zu verschmelzen; wir lesen das schöne Gedicht so zu sagen im Original, und Eines wird gehoben und gewinnt durch die Anmuth des Andern:

„Alles lebt und webt, und tönt in freudige Wiise;
alles grünt und blüeiht in tusigfältige Farbe;
alles isch im Staat, und will mi Meiddeli grüße!“

Meine Fahrt gieng jedoch nur bis Schönau, wo ich Halt machte, um den Sonntag in der freundlichen Waldstadt zuzubringen. Die Lage dieses Ortes, an einem Ausläufer des Bölchen, unmittelbar an der Wiese, hat in der That etwas so Einladendes, daß, wenn je in der Brust eines fahrenden Ritters der Gedanke aufkommen dürfte, sich irgendwo bürgerlich niederzulassen, Schönau vor Allem zu berücksichtigen wäre. Ich benüzte den Rasttag zu einem Spaziergang in die malerischen Gründe des Böllenthales am Fuße des Hochblauen. Weil aber mein nächstes Ziel das Albthal war, so verließ ich des andern Tages Schönau, um stromaufwärts über Utzenfeld und Bernau nach St. Blasien zu pilgern.

Begleitet von einem Schuhflicker-Altgesellen, den ich als Träger meiner fahrenden Habe aus der Amtsstadt mitgenommen,

hatte ich mich auf den Marsch begeben. Trotzdem, daß mich die Straße durch den wildesten Schwarzwald führte, kann von erlebten Abenteuern so gut wie nichts berichtet werden, mit Ausnahme etwa eines lustigen Handels, den mein Sancho Pansa unterwegs in einem Wirthshause mit einem quieszierten Amtsrevisoratsgehülfen zum Besten gab. Der etwas branntweinbegeisterte Schreiber nämlich hatte die Behauptung hingeworfen, daß er bei seiner Durchreise hier zu Land mißfällig bemerkt habe, wie so viele Steine in den Feldern lägen, was jedenfalls von einer schlechten Bewirthschaftung zeuge u. s. w. Mein Knappe dagegen nahm den hingeworfenen Fehdehandschuh im Namen der geschmähten Landsleute auf, und suchte darzuthun, daß eine gewisse Bodenart zu ihrer Fruchtbarkeit diese Vermengung mit Steinen verlange, so wie auch durch sie Schutz erhalte bei starken Stürmen, die ohne dieselbe den Boden aufwühlen und entführen würden. Dies ungefähr das einfache Thema, über welches die Beiden mit der Verrücktheit moderner Virtuosen Variationen machten, welche zum betäubendsten, sinnlosesten Spektakel sich steigerten, und mit einem Finale von erbaulichen Schimpfwörtern endigten. — Im Weiterziehen fragte sodann mein sieghafter Schuhflicker, wie ich mit ihm zufrieden sey, und ob er nicht als kluger, muthiger Schildknappe mir, seinem Herrn, alle Ehre gemacht habe?

Bei herrlichstem Wetter durchzogen wir das Prägthal, vorüber am Singlerkopf und der einsamen Wachthöh'. An der Steige des hohen Blößlings kletterten mühselig Wallfahrer, die wir bald eingeholt hatten, und in ihrer Gesellschaft den mächtigen Gebirgsstock, welcher die Wasserscheide zwischen der Wiese und Alb bildet, erstiegen.

Die Sonne brannte heiß und sog durstig an den Schneefeldern, welche da und dort noch um die Berghänge lagerten, als

wir das Albthal betraten. Diese Gegend ist eine der schwermüthigsten des Schwarzwaldes; in einer Höhe, fast dreitausend Fuß über der Meeresfläche, liegen die Häuser und Hütten Bernau's, und nur die Alb, die kaum erst dem großen Mutterhaus der schwarzwälder Ströme, dem Feldberg, entquollene Schwester der Wiese, verleiht der Landschaft einiges Leben. Die Straße führt von hier zunächst nach dem ehemaligen Stifte St. Blasien. Der Anblick dieses Klosters macht einen eigenthümlichen Eindruck, indem der Fremde kaum erwarten dürfte, inmitten schwarzwäldisch einsamer Tannenberge einen nach italienischem Muster der Kirche Maria della Rotonda erbauten Tempel mit seiner mächtigen Kuppel emporragen zu sehen. Es ist dieser Bau eine Schöpfung des berühmten Abtes Gerbert, unter dessen Verwaltung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Gotteshaus großen wissenschaftlichen Ruhm erlangt hatte.

Das Thal wird von hier ab etwas mannigfaltiger, doch mag es den Wanderer noch überall daran erinnern, daß er inmitten des hohen Schwarzwaldes sich befindet. Weiter hinaus begegnen wir schon hin und wieder den malerischen Trachten des hauensteinischen Unterwaldes; das Thal wird enger und düsterer und bietet in seinem Verlaufe bis zum Rheine manches Bild schauerlich erhebender Naturgröße.

Ich hatte jedoch die Albufer verlassen und mich links gewendet, um durch den Hagwald über Birndorf und Alpfen zu wandern. Die südlich abfallende Gegend verliert hier allmälig ihren unmilden Charakter, und Obstbäume, Kornfelder und zuletzt die Weinrebe treten an die Stelle der einförmigen Tannenforste und spärlichen Bergfelder.

In den Dörfern, die ich durchzog, wurde schon überall auf das nahe Fest des Frohnleichnamstages gerüstet. Die Kirchen prangten bereits im sinnigen Schmucke grüner Laubbäume, und

die Kinder liefen überall mit Körben und Blumen, um morgen den farbigen Teppich breiten zu können, auf welchem die Prozession wandeln sollte.

Es war bereits Abend, als ich in Hauenstein ankam und im schwarzen Adler, dem einzigen und deßhalb besten Gasthofe der Stadt, mein Absteigquartier nahm. Ich mußte der Tochter meines Wirths Recht geben, als sie mich versicherte, man nenne Hauenstein eigentlich nur aus Spaß eine Stadt. Der Ort nämlich besteht lediglich aus einer kurzen Reihe Häuser, welche mit der Rückseite die unmittelbare Nachbarschaft des Rheins haben, während vorne der schroffansteigende Burgfels kaum nothdürftig Raum zur Führung einer Landstraße übrig gelassen.

Entstanden aus den Nachkömmlingen der Dienstleute der alten Burggrafen, besizt die Bürgerschaft nur einige spärliche Gartenplätze an der Schloßhalde und im Innern des alten Gemäuers, wo einst die stolzen Herren des Landes saalten. Hauenstein ist gewiß die einzige Stadt im Badischen, welche kein Museum, keine Lesegesellschaft, keinen Gesangverein, ja nicht einmal ein abonnirtes Bierstüblein besizt; ob aber die dortigen Beamtenfrauen (nebst den Ortsvorgesezten finden sich einige Grenzzollwärter daselbst stationirt) auch bei Kartenspiel und Thee in der ehrbaren Wochenvisite sich versammeln, ist mir nicht bekannt.

Während ich mein Nachtessen einnahm, erzählte mir die Wirthstochter mancherlei von ihrem Vaterort. Unter Anderem gab sie auch ein artiges Räthsel zum Besten, welches also lautete: Es ist eine Stadt im Badischen, worin dreißig Sigristen sind, und jeder hat zwei Glocken zu läuten! Als ich hierauf zweifelnd Hauenstein nannte, sagte die Schöne „ja, denn es sind im Ganzen hier dreißig Bürger, und jeder hat die Verpflichtung, zweimal des Jahres das Glöcklein in der Kapelle am Schloßberg zu läuten.“ Das Städtlein

hat nämlich außer einer kleinen Kapelle keine Kirche, und ist nach Luttingen, einem größern Dorfe am Rhein, eingepfarrt.

Der heiße Tagesmarsch hatte mich ziemlich müde gemacht und ich begab mich bald in mein Schlafgemach, dessen Fenster auf den Rhein hinaus giengen, der, unruhig, als spüre er schon den Fall des nahen Laufen's, in breitwallenden Strudeln vorüberfluhtet und in seinem Schlagen und Tosen den Bewohnern Hauensteins sein Schlummerlied singt.

Am folgenden Morgen bestieg ich frühe den Schloßberg, um dem altgräflichen Hause, an dessen Thore seit Jahrhunderten weder Schloß noch Riegel dem Ankömmling den Eingang wehren, einen Besuch abzustatten. Die Burg muß einst von beträchtlichem Umfange gewesen seyn; ihre gebrochenen Mauern sind aber bis auf Weniges abgetragen, weil bei Sturm und Wetter oft losgebröckelte Steine hinunter fielen auf die Dächer und Straße des Städtleins. Von dem Geschlechte, welches hier gehaust, berichtet die Geschichte wenig. Nur so viel ist gewiß, daß der Gau, über den die Grafen einst geherrscht, nach deren Aussterben, im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts, an das Haus von Habsburg kam. Der Hauensteiner aber spricht noch heutigen Tages von ihnen, als habe er sie bei Lebzeiten gekannt, und die Privilegien, welche der lezte hauensteinische Herr, Graf Hans, dem Volke verliehen haben soll, sind noch frisch im Angedenken.

Halbverhüllt von Nebel lag das Land zu meinen Füßen; der Tag schien, blaß und trübsinnig, noch nicht völlig erwacht zu seyn. Aber die Morgenglocken rings umher und die Vögel in den rückwärts liegenden Laubhölzern, sowie die Menschen, welche schon gepuzt vor den Häusern standen, hatten offenbar Festtag. Und als später die Sonne aus den Dunstgebilden hervorgetreten und die Glocken von Luttingen her zur Kirche riefen, zogen die Einwohner truppweise

aus dem Städtlein; die alten in ihrer ehrenfesten Landestracht, die Jungfrauen und die Kinder bekränzt; und auch der Träumer auf dem alten Gemäuer verließ seinen Platz, um sich dem Zuge zum schönen Feste anzuschließen.

Von meinem Wirthe in Hauenstein hatte ich erfahren, daß sein Genosse, der Hirschwirth in Dogern, eine geschriebene Chronik besize, von einem seiner Vorfahren verfaßt, der lange Zeit das Amt eines Einungsmeisters bekleidet habe. Da ich ohnehin die Stadt Waldshut besuchen wollte, so beschloß ich, in jenem Dorfe einzusprechen und der alten Schrift nachzufragen.

Dogern ligt in der Nähe des Rheines sehr angenehm zwischen Wiesen und Baum- und Weingärten, die einigermaßen an die gesegneten Fluren des Breisgaues erinnern. Das Wirthshaus zum Hirsch zeigt in seinem Aeußern etwas bürgerlich Wohlhabendes, so wie überhaupt der ganze Ort. Die Straßen waren bei meiner Ankunft vom vormittägigen Feste her noch mit Blumen bestreut; aus dem Wirthsgarten zogen weißgekleidete Stadtjungfern als Priesterinnen der Flora mit Sträußen in den Händen. Im Wirthshause aber gieng es ziemlich lebhaft und munter her, weßhalb ich meine Alterthumsforschungen auf den stillern Morgen versparen wollte.

Was mir aber gleich beim Eintritt in die Trinkstube aufgefallen, waren einige Familienportraite, die an den Wänden hiengen. Das Eine, halbe Figur, hatte besonders meine Aufmerksamkeit erregt. Es stellte einen Mann vor in reiferem Alter mit langem Barte, verständigem Blicke und scharf ausgeprägten Zügen. Die dunkelgrüne Jacke ohne Kragen, sowie das rothe, bis auf die Kniee gehende Unterwamms bezeichneten den Hauensteiner, während das Schwert an seiner Seite und eine große goldene Medaille,

welche am rothen Bande auf seiner Brust hieng, besondere Würde und Auszeichnung vermuthen ließen. Als ich näher schaute, las ich auf einem entrollten Blatte, welches der Maler dem Manne in die Hand gegeben, die nähere Bezeichnung; „Gnadenbrief", hieß es, „von Carlo dem VI. Römische kais. Majestät dem Joseph Tröndlin von Alpfen, Einungsmeister der Grafschaft Hauenstein". — Da ich zufällig kurz vorher Einiges über die Geschichte der Grafschaft gelesen hatte, so reichte meine historische Kenntniß gerade hin, zu wissen, welch' bedeutende Stellung dieser Mann in den Wirren des sogenannten Salpetererkrieges, im Laufe des vorigen Jahrhunderts, eingenommen. Joseph Tröndlin war nämlich in jener Zeit das Haupt der rechtlich gesinnten Partei im Lande, welche, gegenüber dem fanatisch verblendeten Salpetererbunde, die Tröndlin'sche, oder, weil jener zugleich Müller war, die Müllerische genannt wurde. Der wackere Einungsmeister war von den Gegnern so sehr gehaßt und gefürchtet, daß einst ein Weib aus dem Volke öffentlich aussprach: es wünsche mit diesem Manne in ein und derselben Stunde zu sterben, weil dann alle Teufel nur auf ihn Acht haben müßten, daß ihnen die Seele dieses Bösewichts nicht entgehe. — Zwei andere Bildnisse, die ich jedoch wegen der einbrechenden Dunkelheit nur unvollkommen betrachten konnte, hatten, wie mir später der Wirth bedeutete, das eine den Redmann Konrad Ebner, weiland Hirschwirth in Dogern, das andere seine Ehefrau Katharine zum Gegenstande. In der Hoffnung, mehr von dem Leben dieser ehrsamen Einungsvorstände zu erfahren, hatte ich mich entschlossen, im Wirtshause zu übernachten. Am folgenden Morgen beim Frühstück lenkte ich sodann den Diskurs wieder auf die Bildnisse, und versäumte nicht, auch nach der Chronik zu fragen. Das Dokument war jedoch nicht mehr vorhanden; mein Herbergsvater hatte es, wie er mir sagte, vor

längerer Zeit einem Schweizer sogenannten Alterthumsfreund geliehen, aber trotz aller angewandten Mühe nicht mehr zurück erhalten.

Der gefällige Mann, als er mein Interesse an Allem, was die Verhältnisse seiner Vorfahren betraf, wahrgenommen, erzählte mir noch Manches aus der frühern Zeit, und legte mir unter Anderm auch einige abgerissene Blätter aus einem Tagbuch vor, welche kurze Notizen der Familie enthielten. Und weil Bauwerke, Möbel und andere Hinterlassenschaften uns in der Regel ein sprechenderes Bild vergangener Tage vergegenwärtigen, als selbst Worte und Schriften, so folgte ich dem Wirthe gern durch alle Räume seines Hauses, welches von dem Redmann Konrad Ebner erbaut, noch in Allem so ziemlich die alte gute Zeit repräsentirte. Auf den breiten, mit hölzernen Docken und Geländern eingefaßten Gängen, hiengen verschiedene Bildnisse aus dem österreichischen Kaiserhause, die wohl die Gesinnung des früheren Besitzers andeuten mochten, und in einem geräumigen Zimmer des obern Geschoßes erinnerte noch Vieles an die Solidität alt bürgerlicher Einrichtung. Auch ein größeres Portrait, welches den Redmann Ebner in seiner Amtstracht vorstellte, war an der Wand zu schauen, sowie dessen Kanzlei noch in einem rückwärts gelegenen Anbau des Hauses gezeigt wurde.

Alle diese Erinnerungen ließen in mir den Wunsch erstehen, die gewonnenen Materialien zur kleinen Geschichte zu ordnen und mit einer bildlichen, den Familienportraits entnommenen Darstellung zu ergänzen, welche Arbeit in nächstfolgendem Kapitel eingefügt werden soll.

Die Familie des Einungsmeisters.

„Liebet Friede, legt zur Seiten
Haß und Streiten,
Als den Brunnquell aller Pein.
Werdet nicht hierinnen müde,
Weil zum Friede
Wir von Gott berufen seyn.“

Paul Flemming.



image
not
available

I.

In den fünfziger Jahren des leztverflossenen Jahrhunderts hauste auf dem Wirthshause zum goldenen Hirsch in Dogern die Wittwe des verstorbenen Wirthes Ebner. Einsichtsvoll und verständig hatte die Frau, während der bösen Zeiten der Salpetererhändel, ihr Hauswesen nicht nur gut durchzuführen, sondern auch das Vorhandene nicht unbedeutend zu mehren gewußt. Mit Behaglichkeit und Selbstgefühl konnte sie daher auf einen wohlgeordneten Hausstand blicken, der bei bürgerlicher Sinnesart kaum mehr zu wünschen übrig ließ. Eine Tochter war glücklich, das heißt an einen vermöglichen Mann verheirathet, und dem einzigen Sohne, einem feurigen, jungen Burschen, Konrad, durfte man wohl mit Recht zutrauen, daß er in dieser Beziehung auch keinen Fehlgriff thun werde. Die fürsorgliche Mutter, längst geneigt, die Zügel ihres häuslichen Regimentes theilweise einer wackern Schwiegertochter in die Hände zu legen, hatte bereits in Gedanken sich umgesehen, wo für den Sohn wohl eine passende Parthie zu finden wäre. Und nicht nur der Mutter, auch ihren Mitbürgerinnen war die Brautwahl des jungen Mannes Gegenstand angelegentlichster Sorge, und die Frage: Seyn oder nicht seyn? unter ihnen förmlich an der Tagesordnung.

Glücklicherweise schien der Gusto des Sohnes diesmal mit den Wünschen der Mutter in schönster Uebereinstimmung. Denn es war so viel wie entschieden, daß der junge Hirschenwirth sein Augenmerk auf das goldlockige Fränzele, die Tochter eines sehr vermög-

lichen Hofgutbesitzers in der Nachbarschaft geworfen, und schon einmal mit der beneideten Schönen den Josephs=Markt in Hauenstein besucht habe; ein Umstand, in welchem die ländliche Politik so viel wie eine offizielle Erklärung erblicken wollte. Und als man kurz darauf die Beiden als Gevattersleute bei der Taufe des Erstgeborenen der verheiratheten Schwester des Konrad zur Kirche schreiten sah, mußte auch der lezte Zweifel schwinden. Weil jedoch, wie man zu sagen pflegt, bei dergleichen Angelegenheiten allemal der Himmel hauptsächlich mit im Spiele ist, so erwies sich auch hier menschliche Berechnung als zu kurzsichtig. Ein in diese Zeit fallendes Ereigniß brachte mit einem Mal eine Veränderung in den ganzen klug ausgesponnenen Familienplan. Es war der Tod des Einungsmeisters Tröndlin, der dem Ebner'schen Hause verwandt und befreundet, nach langem, vielbewegten Leben eingegangen war zur ewigen Ruhe.

Konrad kam von einer Fahrt, die er mit seinem vierspännigen Zuge für einen Kaufmann nach Zurzach gethan, noch zur rechten Zeit nach Hause, um der Beerdigung des Vetters beiwohnen zu können. Die Leiche war mit allen, einem Einungsvorstande gebührenden Ehren zur Erde bestattet worden. Der kaiserliche Waldvogt selbst, die Achtmannen, die Einungswaibel mit ihren Hellebarden und hochrothen Röcken, nebst einer großen Menge Volkes hatten den Verblichenen zum Grabe begleitet. Früh morgens war der junge Ebner nach Alpfen geritten, und gegen Mittag, nach beendigter Trauerceremonie, kehrte er wieder zurück, auffallend zerstreut und nachdenklich. Die Mutter, welche auf ihre Fragen nur wortkargen Bericht über die Begräbnißfeier erhalten, schrieb sein verstimmtes Wesen dem Eindrucke zu, den das frische Grab, das Leid und die Klage der Anverwandten auf sein mitleidiges Herz gemacht habe, und schmeichelte sich, daß der Sohn

in diesem Punkte ganz der Mutter nachschlage, welche bei fremdem Unglück bekanntlich niemals ungerührt bleiben könne.

Wider seine Gewohnheit hatte der sonst so gesprächige lebensfrohe Mensch Abends, statt sich zur Gesellschaft an den vordern Tisch zu sezen, im Finstern auf der Ofenbank Platz genommen, und nachdem er eine Zeit lang mit geschlossenen Augen, und zuweilen seufzend wie in schwerem Traume, dagelegen, begab er sich früh auf seine Kammer, wo er aber, wie es sich herausstellte, nicht allsogleich einschlafen konnte; denn als die Gäste spät nach Hause giengen, sah man den Träumer noch unter seinem Fenster in die laue Sommernacht hinauslugen.

Am andern Morgen war aber der junge Mann früh im benachbarten Hause seines Vetters und „Göttes" erschienen. Dieser, ein Vertrauter und Freund des Ebner'schen Hauses, saß eben mit den Seinigen bei der Morgensuppe und sprach seine Verwunderung aus, sein Pathenkind so frühe schon bei sich zu sehen. Die Base aber hatte sogleich einen Stuhl zurechtgerückt, mit der Einladung, der Vetter möge mithalten beim Frühstück. Dieser jedoch dankte für Alles und beschäftigte sich, bis das Essen vorüber war, mit dem kleinsten Kinde, welches mit seinen großen blauen Augen so verständig aus dem bauschigen, rothgeblümten Kissen schaute, als verstünde es den Zuspruch des freundlichen Vetters.

Als das Mahl vorüber und das Tischgebet gesprochen war (die Base trug eben die leere Schüssel hinaus), wendet sich Konrad zu dem Götti: er habe etwas unter vier Augen mit ihm zu reden. Und sie gehen in die Kammer, und der Götti zieht die Thür geheimnißvoll hinter sich zu; denn aus der Miene des jungen Vetters zu schließen, mußte es wohl etwas Wichtiges seyn, was er ihm mitzutheilen hatte.

„Ich möchte", fieng hierauf Konrad mit etwas gedämpfter

Stimme an, „ich möchte in einer Sach', die mir sehr am Herzen liegt, euren Rath erbitten.“

„Und das wäre“? fragte der Götti erwartungsvoll.

„Ihr wißt“, versezte der Andere, „daß ich auf Jakobi den Kauf übernehmen soll, und, wie es sich von selbst versteht, bald eine Frau —“

„Aha“, fiel ihm der Götti in die Rede, „versteh' dich schon, du möchtest die Sach' beschleunigen, vielleicht noch vorher den Ehbund —“

„Hört mich nur weiter“, unterbrach ihn der junge Mann; der Götti aber ließ ihn nicht zu Wort kommen: „die Sach' ist schon eingefädelt“, fuhr er fort, „Schatz, überlaß nur mir die Leitung; erst gestern hab' ich mit des Fränzeles Vater über die Angelegenheit verhandelt; der Alte ist content, und was das Mädle anbetrifft —“

„Daraus wird nichts, kann nichts werden“, fuhr der Jüngere hastig dazwischen, „mich bindet kein Verspruch, wir beide sind ganz und gar nicht für einander, und war Alles mehr nur das Werk meiner Mutter und Schwester. Schaut Götti, ich muß offen bekennen: — keine Andere als des Müllers Kätherle will und kann ich heirathen!“

Der Familienrath machte große Augen, drehte sich halb auf dem Absatz herum und sah mit einem Ausruf des Erstaunens an die hölzerne Decke des Gemaches, als sollte er ein Wunder schauen; dann wendete er sich fast merklich beleidigt an den Sprecher: „wenn der Handel“, warf er empfindlich hin, „denn schon so sicher und abgemacht ist, was soll denn noch mein Rath?“

„Götti“, fieng hierauf der Andere etwas geschmeidiger an, „ich weiß, daß Ihr's gut mit mir meint; auf Ehr' und Seligkeit versichere ich Euch, daß ich bis jezt mit keinem Menschen noch ein

Wort über die Sach' gesprochen hab', als mit Euch; schaut, ich werd' noch manchen Berg zu übersteigen haben bis ich am Ziel bin, weiß ich ja doch selbst noch nicht einmal, ob's Kätherle will und wie es gesinnt ist; auch wird es sonst noch manchen Strudel absetzen. Doch, ich denk', wenn ich nur Euch zu meinem Beistand hab', so wird sich das Andere finden."

Sichtlich geschmeichelt durch dieses Zutrauen schwieg der Rath eine Weile, dann hub er an: „Also das Kätherle! — ei was man doch nicht Alles erleben muß — hm, das Ding wird seine Häckle haben und will überlegt seyn. Vor Allem nur nichts übereilt; es ist bälder etwas verrennt als verschlichen, sagt das Sprichwort. Ja freilich wird es noch Berg' zu übersteigen geben. Potztausig! deine Mutter — die Weiber sind eigensinnig, und eine Hauensteinerin vorweg, wie ich aus meiner zwanzigjährigen Ehepraxis selbst am besten weiß. So viel mir bekannt ist, Vetter, stehen die Tröndlin'schen nicht am Besten — zwar, des Hirschwirthssohn von Dogern braucht nicht auf Geld und Geldswerth zu schauen, ob aber deine Mutter auch so rechnet, nu das wird sich geben; was seyn soll schickt sich wohl. Was ich aber sagen will: thu' vor der Hand keinen Zug, ich will's überlegen und einleiten. — Der Dunder! 's Fränzele das dauert mich; doch es hat Geld, und Geld ist die Welt!"

Nach längerem Hin- und Herreden mußte der Freier wiederholt geloben, keine übereilten Schritte zu thun. Dafür sagte ihm der Vetter feierlichst seine Dienste und Hilfe zu; auch den Vater des Fränzele wollte er über sich nehmen und die Sache, wenn es denn einmal nicht anders seyn sollte, schlichten, ohne daß eine Todfeindschaft daraus entstünde. So weit die Verabredung.

Doch, hören wir den Leser oder vielmehr die geneigte Leserin neugierig fragen: wer ist denn dieses Kätherle, und durch welche

Mittel gelang es ihm, die Seele des jungen Burschen also zu verhexen und einzunehmen? Ehe wir aber hierauf antworten, sey uns erlaubt, einen Blick in die Vergangenheit zu thun, und Einiges über die Geschichte des älterlichen Hauses der Schönen und damit zusammenhängender Zustände des Landes zu sagen.

II.

Begeben wir uns deßhalb landeinwärts näher an das Gebirge, wo zwischen Kornfeldern und Tannenhügeln das Dorf Unteralpfen liegt. Dort, wo sich das kleine, aus den „Hirschmatten" rinnende Bächlein mit dem „Steinbache" vereinigt, unterhalb des Dorfes, steht am kleinen Weiher eine Mühle und Wohnhaus, ehemals das Eigenthum des Einungsmeisters Joseph Tröndlin, desselben Mannes, von dem bereits gesagt ist, daß er während der Zeit der Salpetererkriege stets an der Spitze der besonnenen Parthei gestanden, die sich nach ihm die Müller'sche oder Tröndlin'sche genannt habe.

Das Ländchen hatte zu jener Zeit noch seine althergebrachte Gauverfassung; ein Bund zu gegenseitigem Schutz und Trutz von dem Waldvolke beschworen, der zum Zwecke hatte, die überkommenen Freiheiten und Rechte allzeit gebührend zu wahren, sowie bei Kriegsgefahr die Grenzen des Landes zu vertheidigen: Alles jedoch unbeschadet der kaiserlichen Obergewalt.

Die oberste Leitung des bürgerlichen Wesens lag in der Hand eines vom Volke gewählten Redmann's, dem als Vertreter kaiserlicher Hoheitsrechte ein Waldvogt gegenüber stand, nebst einem

Waldprobst, welcher die Ansprüche des benachbarten Stiftes St. Blasien, welches im Lande viele Zinspflichtige hatte, überwachen sollte. Das ganze Land zerfiel wiederum in acht Distrikte, deren jeder eine, der Gesammtheit angeschlossene Einung bildete, in der ein alljährlich neu gewählter Einungsmeister die oberste Stelle einnahm.

Eine große Anhänglichkeit an das Altererbte machte, daß diese Einrichtungen Jahrhunderte lang erhalten blieben; doch war dieser löbliche Zug im Charakter des Volkes bei Vielen auch mit einem störrischen Mißtrauen und unbelehrbaren Eigensinne gepaart, der jede, auch die wohlthätigste Neuerung, als gefährlich erscheinen ließ; und gewiß trug diese Sinnesart nicht wenig zu der Langwierigkeit der häßlichen Salpetererhändel bei, welche während eines halben Jahrhunderts den Frieden des Landes störten. — Die Veranlassung zu diesen Wirren lag in dem Verhältnisse Hauensteins zu dem Stifte St. Blasien.

Viele Einwohner nämlich waren als ehemals Leibeigene dem Stifte noch zinsbar. Während langer Kriegszeit aber waren diese Verbindlichkeiten nicht mehr geltend gemacht worden und daher fast in Vergessenheit gerathen. Da geschah es im Jahr 1719, daß die Abtei ihre Rechte auf's Neue wieder bestätigen und in Kraft treten lassen wollte. Auf dem längst nicht mehr gehaltenen Dinggericht zu Remetsweil sollte durch einen Bevollmächtigten des Klosters und zwölf vom Volke gewählte Richter die Angelegenheit in's Reine gebracht werden.

Während der Verhandlung erhob sich ein früherer Einungsmeister, Fridolin Albiz von Buch, seines Geschäftes ein Salpetersieder, und machte Einsprache: der Dingrodel sey verjährt, behauptete er, die Leibeigenschaft durch die Gnade Kaiser Leopolds abgeschafft, daher die Ansprüche St. Blasiens ungerecht.

Es fruchtete nichts, daß der Waldvogt die Erklärung gab: es handle sich nicht um die allerdings abgeschaffte Leibeigenschaft, sondern um daher stammende Rechte und Abgaben, die kaiserlicher Seits anerkannt, dem Stifte rechtlicherweise zukämen. Ohne ein Verständniß erzielt zu haben, gieng die Versammlung lärmend auseinander. Der Funke der Widersetzlichkeit hatte gezündet, die Zahl Derer, welche den Forderungen des Stiftes ihre Anerkennung versagten, wurde mit jedem Tage größer; dieses aber hatte seine Sache vor den Kaiser als den Schutzherrn des Klosters gebracht, während anderseits Albiz, der Salpeterer, sich an die Spitze der Protestierenden stellte. — Dieser Mann war wie gemacht zum Parteihaupte. Bei einem männlich ausdrucksvollen Aeußern besaß er die Gabe der Rede wie Wenige, und an Schlauheit und Energie fehlte es ihm ebenfalls nicht. Starrsinnig und zugleich rauhen Gemüthes war er aber jeglicher Belehrung unzugänglich, und weil er kräftig den Rosenkranz betete und fleißig zur Kirche gieng und wallfahrtete, so stand er im Rufe besonderer Frömmigkeit, und Alles, was er sagte und behauptete, ward von seinen Anhängern den Aussprüchen eines Orakels gleich geschäzt.

„Das Land“, so lautete seine halb auf wiedertäuferischen Vorstellungen beruhende religiös-politische Lehre, „sey nach dem lezten Willen des Grafen Hans von Hauenstein eine freie Reichsgrafschaft unter dem Schutze des Kaisers; St. Blasiens angebliche Rechte seyen treulos erworben und erkauft. — Bald werde jedoch unter Gottes Leitung die goldene Zeit des Patriarchal-Lebens zurückkehren. Jedermann werde frei seyn, und Gottes Wort allein, ohne andere Zuthat, richten. Nachdem die Bundesbrüder die Güter der Gegner unter sich getheilt, werde jeder Hausvater unter dem Baume vor seiner Hütte die Angelegenheiten der um ihn versammelten Angehörigen schlichten. — Doch werde bis dahin mancher

Jünger im Gefängniß schmachten, ja sogar Marter und Tod erleiden müßen" u. s. w.

Es ist begreiflich, daß solcherlei Grundsätze und Ideen ganz geeignet waren, die Menge zu gewinnen. Je mehr deßhalb auf der einen Seite Hindernisse sich gestalteten, desto größer ward auf der andern Trotz und Leidenschaftlichkeit. — Mag auch über die unchristliche Leibeigenschaft und ihre Ausflüsse, zumal von einem geistlichen Stifte ausgeübt, verschieden gedacht werden, so muß doch die Art und Weise, wie die Salpetereranhänger den Streit führten, und zugleich fanatisch-feindselig gegen ihre übrigen Mitbürger auftraten, entschieden mißbilligt werden.

Um den Schritten St. Blasiens in Wien entgegen zu arbeiten, hatte der Häuptling, unterstüzt von seinen Freunden, eine Reise in die Kaiserstadt unternommen. Verwiesen an die Landesregierung zu Freiburg, wo er seine Beschwerden vorzubringen habe, kehrte er in die Heimath zurück, Wunderdinge erzählend von dem guten Empfange, der ihm bei Hofe geworden. — Er gab vor, sogar einen kaiserlichen Gnadenbrief zu besitzen, den ihm der Monarch selbst eingehändigt habe, und als bald darauf bei einer Einungs-Vorstandswahl, die alljährlich im Frühlinge vorgenommen wurde, seine verblendeten Anhänger auf die Veröffentlichung des Dokoments drangen, fragte er schlau und berechnet: Ob ihnen denn der Brief noch nicht zugestellt worden sey? Der Einungsmeister Tröndlin, sein Hauptgegner, müße ihn entweder unterschlagen, oder treuloserweise an das Stift St. Blasien verkauft haben!

Dergleichen schlauberechnete Ausfälle verfehlten natürlich ihre Wirkung auf die erhizten Gemüther nicht. Die Aufregung wuchs mehr und mehr, und als der unruhige Mann bald darauf verstarb, führten seine Anhänger den Streit weiter, der in kurzer Zeit über den ganzen Unterwald sich verbreitete.

Im Jahr siebzehnhundert und siebenundzwanzig wollte St. Blasiens Abt im Lande die Huldigung vornehmen lassen, sie ward aber verweigert; und als die Regierung schärfere Maßnahmen gebrauchte, kam die lang verhaltene Flamme zum Ausbruch. Der Waldvogt hatte die, um selbige Zeit von den Salpeterern eigenmächtig erwählten Achtmannen greifen und in's Gefängniß nach Freiburg verbringen lassen. — Dies war die Losung zu rachsüchtiger Erhebung. Wie vorauszusehen, entladete sich die drohende Wolke zuerst über dem Hause des besonnenen Einungsmeisters zu Alpfen, der stets zur Besonnenheit und billigen Verständigung der Partheien gerathen. Mit Knitteln bewaffnet streifen nächtlicher Weile wildtobende Rotten vom Gebirge her über den Wald. Raub und Gewaltthätigkeit droht allen sogenannten Ruhiggesinnten, die erschreckt sich flüchten. Die Mühle zu Alpfen wird überfallen; man raubt Pferde und Hausrath; läßt den Mühlteich ab, fischt ihn aus und verstopft die Deichel; kaum daß der Einungsmeister dem Tode von der Hand heimlich Auflauernder entgeht. — Endlich zieht von Freiburg her kaiserliches Militär mit etlichen Geschützen; in ihrem Rücken aber erhebt sich der Landsturm, über tausend Salpeterer mit einigen hundert gewaltsam fortgerissenen „Ruhigen". Auf den Feldern bei Dogern schaart sich der Haufe um die altehrwürdige Landesfahne, den heranziehenden Grenadieren die Spitze zu bieten. — Doch schon nach den ersten Schüssen stiebt der Haufe auseinander, und die Flüchtigen berichten den Ihrigen daheim: St. Blasien habe sich zum Nachgeben bereit erklärt, daher weiteres Blutvergießen unnöthig.

Nachdem mehrere Haupträdelsführer ergriffen und zur Strafe an die ungarische Militärgrenze abgeführt worden waren, kam einige äußere Ruhe über das Land. — Doch im Innern der erbitterten mißleiteten Gemüther gährte noch der alte Groll und die Hoffnung, dereinst dennoch zu obsiegen.

Trotz der Stürme von Außen war die Mühle zu Alpfen die Stätte glücklicher Häuslichkeit. Der Sohn des Einungsmeisters, mit einem thätigen braven Weibe verheirathet, besorgte das Mühlgeschäft, während der Großvater den einungsmeisterlichen Geschäften oblag. Ein Töchterlein war von mehreren Kindern allein noch am Leben und daher mit doppelter Sorglichkeit von den Aeltern gepflegt und behütet. Und wenn auch die Störungen und Beschädigungen, welche dem Hause von Seite irregeleiteter Mitbürger widerfuhren, keineswegs geeignet waren, Wohlstand und Besitzthum zu mehren, so fand dafür die Familie ein solideres Glück in treuem Zusammenhalten in guten und schlimmen Zeiten und in dem Selbstbewußtsein besserer Naturen, gegenüber äußerlicher Anfeindung und Verkennung.

Noch war aber der Streit im Allgemeinen nicht zu Ende. Nach längerem Verhandeln war man zwar mit St. Blasien einig geworden, dem Lande alle Lasten, welche der ehemaligen Leibeigenschaft entstammten, gegen eine gewisse Loskaufssumme zu erlassen, und alle Billigdenkenden, welche es mit dem Lande gut meinten, wünschten sich Glück zur endlichen Beilegung der unseligen Händel; nicht so die Salpeterer. Diese schrien über Verrath, hielten wieder bei Tag und Nacht Versammlungen, warben Anhänger und bereiteten sich zu abermaligem Widerstande vor. Zwanzig Männer, der Häuptling Fridolin Gerspach an der Spitze, machen sich unverzüglich auf den Weg nach Wien, um bei dem Kaiser Beschwerde einzulegen wegen der Abschließung des Vertrages. Zugleich unternimmt ein Schwärmer, Leontius Brutschi von Dogern, eine Wallfahrt nach Einsiedeln mit hundert und elf Jungfrauen, um für glückliche Verrichtung der Geschäfte zu beten. Zwei Männer aus jeder Einung ordnen die Reihen, während eigens bestellte Weiber für den täglichen Anzug und die Zöpfe der Pilgerinnen Sorge tragen

müßen. — Aber weder die Gunst des Himmels noch die Zustimmung des Kaisers ward den Unzufriedenen. Es erschien vielmehr eine landesherrliche Botschaft, welche das Getriebe offen mißbilligte, so wie ein kaiserliches Sendgericht, beschüzt von militärischer Macht, um die Zustände des Landes einer Prüfung zu unterwerfen.

Joseph Tröndlin, der einsichtsvolle Einungsmeister, mit den übrigen Obmännern und einem freigewählten Landesausschuß traten mit den Abgesandten in's Einvernehmen. — Die Salpeterer, um alle Verständigung zu hindern, nahmen ihre Zuflucht abermals zur Gewaltthätigkeit. — Bewaffnete Rotten erheben sich im Gebirge, bei Gurtweil und dem wilden Tiefenstein; ein verabschiedeter Soldat ordnet die Reihen und führt sie gegen die heranrückenden Milizen. — Wie bei Dogern folgt auch hier auf die ersten Schüße übereilte Flucht, und mehrere der Anführer werden mit den Waffen in der Hand ergriffen. — Doch konnte weder das Hochgericht zu Albbruck, noch die Strafen der Verbannung den tiefgewurzelten bösen Schaden heilen, welcher vier Jahre später wiederholt zum Ausbruche kommen sollte.

Mildgesinnt hatte die Kaiserin Maria Theresia den Verbannten Rückkehr in die Heimath gestattet. Manche, welche die Unverbesserlichkeit dieser Schwärmer kannten, schüttelten bedenklich die Köpfe, als sie von dieser Maßregel hörten. „Setze eine Katz in's Taubenhaus wie du willst, sie bleibt eine Katz und wird miauen!" sagte der alte Tröndlin, als er die Rückkehr der erzunruhigen Parthеigänger vernahm. Und siehe, er hatte sich nicht getäuscht. Denn alsbald erscholl erwartungsvoll die Kunde von der Freilassung der Verbannten, und wieder begann das alte Spiel. Die Männer, hieß es, seyen in's Land geschickt, um die Beschwerden der Salpeterer zu sammeln und ihren Handel auf's Neue zur Entscheidung vor den kaiserlichen Thron zu bringen.

Ein Anschlag der Aufrührer, sich des Landesarchivs in Dogern zu bemächtigen, wird durch die besonnene Dazwischenkunft des Einungsmeisters Tröndlin vereitelt, der schleunigst die Schriften nach Waldshut zu bringen sucht. Aber nur mit Mühe gelingt es durch Schließen der Stadtthore, den nachstürmenden Troß von der Verfolgung abzuhalten.

Dieses war jedoch Alles nur der erste Akt des beginnenden Drama's, in welchem die berüchtigten Anführer: das begnadigte „Tochtermännle“, der „Preuß“, „Gaudihans“ und Andere die Heldenrollen übernehmen.

Vor allen Dingen sollte ein vernichtender Schlag gegen die Hauptgegner Joseph Tröndlin in Alpfen und den gleichnamigen Einungsmeister in Rotsel ausgeführt werden. Beide Männer waren bisher zum großen Verdruße der Unruhestifter immer wieder durch des Volkes Stimme zu den obersten Einungsstellen berufen worden. Ein Advokat aus Basel, welcher die Sache der Salpeterer zu führen unternommen, hatte in langer Schrift die Beschwerden seiner Parthei der Landesregierung zu Freiburg übergeben, und besonders heftig gegen die obgenannten Männer losgezogen und auf ihre Beseitigung gedrungen. Diese verfaßten eine Gegenschrift, die mit biderbem Spotte, scharfsinnig und schlagend die Gegner entwaffnete, zugleich aber ihren Haß auf's Höchste steigerte.

Der unterdessen hereingebrochene siebenjährige Krieg hatte dem Lande drückende Lasten und Einquartierung gebracht. Natürlich, daß an allem Diesem niemand Schuld ist, als die beiden Tröndlin. Eine Deputation der Unzufriedenen geht deßhalb abermals an den Wiener Hof, die Unbill dem Kaiser vorzustellen. — Verderbenträchtige Dünste sammeln sich, die bald wieder als Gewitter über dem Müllerhause zu Alpfen sich entladen sollten.

Dem anhebenden Sturme zu begegnen, hatte der Obrist des

über den Wald verlegten österreichischen Regimentes mehrere der Aufwiegler gefänglich einbringen lassen. Vergeblich. — Schon zeigen sich wieder die bekannten Sturmvögel: Bettler, Kesselflicker, Wahrsager und Gaukler, und durchziehen in Schaaren das Land, die unsinnigsten Gerüchte verbreitend. Der wackere Einungsmeister Tröndlin, hieß es, sollte bald verrückt geworden, bald erschlagen oder landesflüchtig seyn.

Es war zu Anfang des August. Eine trübe regnerische Luft lag über der Landschaft. — Wohl mochten böse Ahnungen den Bewohnern der Mühle am Steinbach Unheil künden. — Im Hause des Mayer, eines Bruders des berüchtigten Tochtermännle, gieng's geschäftig aus und ein. Bis tief in die Nacht dauerten die heimlichen Zusammenkünfte. Eine Lumpensammlerin, die dort übernachtet, hatte die Müllersfamilie gewarnt, auf der Hut zu seyn, herumstreifendes Gesindel habe verlauten lassen: daß der alte „Halunke", der Einungsmeister, von einem hingerichteten Salpeterer in Josaphat's Thal geladen, im nächsten Frühjahr seine Felder nicht mehr selbst ansäen werde u. s. w. Und schon gab es Manche, die, auf allgemeine Verbrüderung hoffend, diesen oder jenen Acker des Müllers als ihr dereinstiges Eigenthum ansehen mochten.

Tiefhängende Wolken verfinsterten die Nacht. Ein schnaubender Wind schweifte um die Halden, über die weiten Getreidefelder, und flüsterte unheimlich in den Erlen am Mühlbache.

Da weckte Gepolter die Hausbewohner; der Müller sprang aus dem Bette, donnert's? fragte ihn erschreckt und ängstlich sein Weib — ehe ihr Mann aber noch antworten konnte, begann der Lärm von Neuem. Die Hausthür wurde eingeschlagen; — vergeblich war das mannhafte Entgegentreten des Müllerknechts. Die Verschworenen bringen ein, die Stiege herauf, Mayer, des Tochtermännles Bruder, voran. „Landesverräther", schreit der Troß dem

Müller entgegen, der mit einer Hellebarde muthig sich zur Wehr sezt. Er wird übermannt, der obere Stock erstürmt, die Thüren erbrochen und der Einungsmeister ergriffen und gebunden herausgeschleppt. Jammernd und halbtodt vor Schrecken waren Mutter und Tochter eine Zeit lang in der Kammer geblieben; als das wilde Getöse verhallt und Stille eingetreten, wagten sie sich heraus. Betäubt und blutend von einem schweren Schlage über den Kopf liegt der Müller auf dem Boden. — Mit Hilfe eines Müllerknechts gelingt es der jammernden Frau, den Mann wieder in's Leben zurückzurufen.

Katharina, das Töchterlein, war dazumal neun Jahre alt.

In ein und derselben Nacht waren auch das Haus des Einungsmeisters in Rotsel und anderer Männer von der Gegenpartei überfallen und die Inwohnenden abgeführt worden. Unter den rohesten Mißhandlungen wurden die Unglücklichen fortgeschleppt in die rauhe entlegene Gegend Gerweil's, wo man sie im dortigen Wirthshaus in enge feuchte Kellerlöcher einsperrte. Sie schienen verloren, denn der rasende Haufe verlangte ihren Tod. Vergeblich waren die Befehle des Waldvogts, sie frei zu lassen; erst nachdem der Waldkommandant Pommer mit Grenadieren und Husaren heranzieht und die Verschworenen überwältigt, gelingt die Befreiung. Aber noch waren die Tage des Schreckens und der Verwirrung nicht vorbei. Das Gift gehässiger Spaltung war bis tief in's Innere einer jeden Gemeinde und Familie gedrungen; ja sogar die Spielplätze der Kinder waren in zwei feindliche Lager getheilt. Die ganze Einung bot ein Bild der traurigsten Zerrissenheit. Männlich und besonnen hatten die Tröndlin auf einer Landgemeinde zu Gerweil zur Besonnenheit gemahnt. Der zudringliche Basler Advokat spielt im Lande den Gesetzgeber und ordnet den Landsturm. Fanatisierte Haufen durchziehen das Land; von Dorf zu Dorf, von

Hütte zu Hütte werden die Tröndlin'schen verfolgt, mißhandelt und im wilden Taumel theilt man sich in ihre Güter. Gaudihans als Dictator der freien Grafschaft ladet die beiden verhaßten Einungsmeister von Alpfen und Rotsel vor seinen Richterstuhl. Sie müßen flüchten, zuerst nach Waldshut, dann über den Rhein, geächtet und mit dem Tode bedroht.

Und über die Mühle zu Alpfen bricht abermals ein böses Verhängniß herein. — Was geschah, melden die Familienpapiere mit kurzen Worten:

„† 1745 wurde Konrad Tröndlin (der Sohn des Einungsmeisters) von den Salpeterern so erbärmlich mißhandelt, daß er das Leben dadurch einbüßen müßen."

Noch vor Ablauf desselben Jahres ward die Macht der Empörer in zwei kurzen Treffen gebrochen. Die rings aufgebotene Landwehr, Bruder gegen Bruder, ein Trupp Husaren und wenige Infanterie trieben die Empörer, welche Waldshut vergeblich berennt hatten, in die Enge. In den wilden Bergen und Feldschluchten um Herrischried, wohin selbst im Schwedenkriege nie der Fuß eines Kriegers gekommen, wurde der lezte Kampf gekämpft, und geendet zum Nachtheile der Meuterer. — Aber das tiefe Leid mancher Familie, der Schmerz um verlorene Angehörige, gesunkener Wohlstand und was sonst noch für bittere Früchte der Aufruhr und Krieg gebracht — das Alles konnte nur allmälig die Zeit heilen und die Hand dessen, welcher die Schicksale der Völker lenkt.

III.

Acht Jahre nach dem Tode des Vaters beschloß auch der Großvater, der vielgeprüfte Einungsmeister, sein bewegtes Leben. „Fliehe, weltliche Eitelkeit, vertraue dem Höchsten und behalte dein Gewissen lauter zu aller Zeit", waren die lezten Worte des Sterbenden an seine Enkelin, die jezo mit ihrer Mutter allein stand in liebeleerer Zeit, die, wie die kalte Luft nach einem Gewitter, den unglückseligen Empörungsjahren gefolgt war.

Am Tage des Begräbnisses war der junge Ebner frühe im Trauerhause angelangt. Oft, noch in besseren Tagen, hatte er die Familie besucht; sein verstorbener Vater, ein Blutsverwandter des Einungsmeisters, gehörte entschieden zur sogenannten Tröndlin'schen Partei, deren Geschick er in guten wie in bösen Zeiten redlich getheilt hatte. Ohne Worte, im Gefühle des bittersten Leides, hatten die Frauen den Jüngling empfangen. Stumm reichte ihm Katherina, das einzige Töchterlein, die Hand, ihr Gesicht an seinen Arm gelehnt. Es lag in der Geberde etwas Flehendes, als suche das schwache, hilfsbedürftige Kind Schutz an der Brust des Verwandten und Jugendfreundes. — Ernste Augenblicke, in welchen der Seele alles Kleinliche und Erkünstelte unzugänglich ist, haben meist etwas Großes, und verketten gleichgesinnte Menschen oft unauflöslicher als die Momente der Lust und Freude.

Der junge Mann fühlte sich sonderbar ergriffen. Nur wenige Worte des Trostes kamen über seine Lippen. — Mehrere Verwandte waren unterdessen erschienen, die Stube füllte sich mit Leidtragenden. In der Kammer stand der Sarg, an welchem betend die Hinterlassenen knieten, umgeben von Frauen in Trauertracht, mit brennenden Wachskerzen in den Händen. — Wie ein

Traumbild gieng Alles an dem Vetter und Freund vorüber. — Die Glocken erschallten und der lange Zug sezte sich in Bewegung. Fast mechanisch folgte er der Bahre, welche von acht Einungsobmännern getragen wurde. — Wenig blieb ihm von der Leichenrede, und noch weniger betheiligte er sich an dem üblichen Leichenmahle. Es trieb ihn hinaus, um mit sich und seinen Gedanken allein zu seyn; darum verabschiedete er sich bald, auf ruhigere Zeiten seine Besuche versprechend.

Auf dem Nachhauseritt hatte der Bursche erwünschte Muße, das Erlebte noch einmal an seinen Sinnen vorübergleiten zu lassen. — Wie ein Glasgemälde, von dem Strahl der Sonne getroffen, plötzlich in harmonischen Farben erglüht und in bestimmten Umrissen sein Gegenstand sich erzeigt, also hatte der Blick der Liebe all' sein Denken und Wünschen entflammt und zu einem einzigen lichten Bilde gestaltet. Er gedachte der Tage und Stunden, die er früher, in den bewegten Zeiten des Bürgerkrieges, mit der schönen Base zusammen gelebt. Aus dem zarten morgendlichen Dufte der Jugend trat ihr Bild lieblich in den Vorgrund der Gegenwart. Seine frühere verwandtschaftliche Gleichgültigkeit gegen das Kind war mit einem Mal, wie durch Zauber, umgewandelt in Liebe gegen die hehre Jungfrau, die in verschönender Glorie des Leides unabläßig vor seinen Blicken stand. — Mehrmals war die Kleine während der früheren Unruhen im Ebner'schen Hause untergebracht worden. Einmal mehrere Wochen zur Zeit, als die Salpeterer sich geweigert, den Franzosen, welche von Konstanz her das Land überschwemmten, Contribution zu leisten, und der Großvater als Einungsobmann dafür Execution und Einquartierung erhalten hatte. Ein andermal befanden sich Beide auf der Flucht im Hause des Landvogtes zu Waldshut, wo die Landkinder in der vornehmeren Umgebung nur um so kameradschaftlicher sich aneinander

anschlossen. Auch jenes Tages erinnerte sich der Jüngling, wo er mit seinem Vater, auf die Nachricht von der Mißhandlung des Müllers, nach Alpfen gefahren, und mit dem Mädchen und andern Nachbarskindern in der Kirche des Dorfes beten mußte für den tödtlich verwundeten Mann.

Unter solchen Grübeleien hatte er unbewußt den größten Theil des Weges zurückgelegt, vorüber an Wiesen und segenverheißenden Kornfeldern, ja sogar an den eigenen, ohne sie zu beachten; und wenn der Blick des sonst aufmerksamen Landwirths je einmal darüber hinschweifte, so sah er nur rothe Rosen und blaue Kornblumen, und Schmetterlinge, die sich in den sommerlich-heißen Lüften wiegten. — Und in dieser Stimmung haben wir den jungen Mann damals nach Hause kommen und seinem Vetter und Götti den bewußten Besuch abstatten sehen.

Mehr noch als die fragliche Einwilligung der Mutter, die allerdings gewohnt war, in häuslichen Angelegenheiten ein entscheidendes Wort zu sprechen, war dem Hoffenden der Wille, die unerforschte Neigung des Mädchens ein Gegenstand peinlicher Unruhe. Jezt erst fiel ihm wieder ein, was kürzlich die Base im Gespräch mit der Mutter geäußert: daß nämlich Katharina durch Verwendung der Frau Waldvögtin, einer Freundin der Fürst-Abtissin zu Säckingen, wahrscheinlich im dortigen Kloster Aufnahme finden und den Schleier nehmen werde. — Was er früher nur mit halbem Ohr gehört, fiel ihm jezt wie ein schwerer Stein auf's Herz. Schon sah er das Mädchen eingekleidet, der Welt für immer Lebewohl sagen; sich selbst aber als armen Adam hinausgestoßen aus dem sehnsüchtig erträumten Paradiese. Tausendfach verwünschte er die Zuthunlichkeit der Frau Waldvögtin; je mehr er die Sache überlegte, desto mehr drängte es ihn, so bald wie möglich etwas Entscheidendes zu wagen. Vor allen Dingen mußte er über des Mädchens Ge-

finnung in's Klare kommen; dann erst sollte sein Alliirter, der Götti, geeignete Schritte thun. Ehe jedoch noch irgend etwas geschehen konnte, spielte eine zufällige Begegnung, die Gunst des Augenblickes, freundlich die Vermittlerin.

IV.

Am nächsten Sonntagnachmittag, es war herrliches Wetter und die Luft träumerisch und heiß, sehen wir den jungen Ebner gedankenvoll, wie sich's für einen Grillenfänger geziemt, am Fenster stehen. — Gilt sein Blick etwa dem Wetter, weil die Aernte bereits in Angriff genommen? oder schweben seine Gedanken mit den Raben dort, die in Zügen über die Wälder fittichen gegen die Berge Unteralpfens? — Wäre das Leztere der Fall, so dürfte das Lied, welches die fröhlichen Bursche hinter seinem Rücken in der Wirthsstube singen, wohl als Text zu seiner augenblicklichen Stimmung gelten.

„Nur dein gedenk ich, bin ich erwacht,
Du bist mein Stern in dunkler Nacht;
Am blauen Himmel seh ich dein Bild,
Beim Sternenschimmer strahlst du mir mild.“

Ehe noch das Lied zu Ende, rasselte eine zweispännige Kutsche heran und hielt vor dem Hause. Der dienstbeflissene Wirth eilte hinaus, die Gäste zu bewillkommen. Und siehe — es war die gestrenge Frau Waldvögtin mit ihrem Töchterlein — und noch Jemand, dessen Anblick dem Aufwartenden am Kutschenschlag überraschend das Blut in's Gesicht trieb — Katharina, die Enkelin des Einungsmeisters. Der höfliche Wirth zieht die grüne, mit Gold

und Pelzwerk verbrämte Sammtkappe vom Haupte, bückt sich tief und schlägt den Wagentritt auseinander. — Ob die Mutter zu Hause? fragt die adelige Dame grüßend mit herablassender Bewegung des Fächers, und steigt, als jener bejaht, gestüzt auf den Arm des jungen Mannes, aus dem Wagen, ebenso das hochgethürmte Puderköpfchen mit der Wespentaille, und zulezt — das schöne Kind vom Lande, welches in seiner gefältelten Jüppe, dem dunkeln Goller und schwarzseidenen Plunderkäpplein einen auffallenden Kontrast bildet gegen die modischen Damen der Stadt.

So freudig Konrad anfänglich auch überrascht schien, so schnell verdüsterte sich sein Blick, denn eine bängliche Ahnung raubte ihm jedes Wort, was er zum Empfange entbieten gewollt. War es nicht offenbar, daß allein die leidige Klostergeschichte die Damen mit dem Müllertöchterlein zusammengeführt? Er mußte äußerlich freundlich scheinen, während ihm innerlich doch wind und wehe war. Konnte am Ende die Angelegenheit nicht schon weiter gediehen seyn als er nur dachte? — Es kam ihm vor, während er die Frauen in's Haus geleitete, als gienge er hinter seiner eigenen Bahre her, als müße er sein fröhlich-hoffendes Gemüth bereits verwelkt zu Grabe tragen helfen. — In steigendem Unmuthe machte er sich Luft in geheimen Verwünschungen über die vornehme unberufene Unterhändlerin und die Fürst-Abtissin zu Säckingen. Und wahrhaftig ein Glück konnte es genannt werden, daß die Mutter gleich bei der Hand war, die Gäste gebührend zu empfangen, denn der Sohn hätte in diesem Augenblicke, statt unterwürfiger Worte, lieber gleich polternd seinem Ingrimm die Zügel schießen lassen, das fein angezettelte Planwerk zu zerreißen.

Die Herrschaften, wie er hörte, kamen in der That von Alpfen, wo die gnädige Frau im Tröndlin'schen Hause, gegen welches man österreichischer Seits so viele Verbindlichkeiten zu haben

glaubte, Beileidsbesuch gemacht, und mit Einwilligung der Wittwe-Mutter das Töchterlein auf einige Zeit zur Erholung mit nach der Stadt genommen hatte.

Von früher her war man aber gewohnt, bei Spazierfahrten sein Absteigquartier im befreundeten Hirschenwirthshause in Dogern zu nehmen. Die gnädige Frau, eine berechnende Haushälterin, glaubte gefunden zu haben, daß auf dem Lande alles besser und wohlfeiler zu bekommen sey als in der Stadt, daher sie in der Regel ihren Hausbedarf an Obst, Butter, Leinwand und Anderem durch Vermittlung der gefälligen Wirthin in Dogern bezog; und selbst der gestrenge Herr Waldvogt hatte für das Ländliche so große Vorliebe, daß er behauptete, das Waldshuter Brod durchaus nicht essen zu können, weßhalb nur solches von Dogern auf seinen Tisch gebracht werden durfte. Natürlich, daß man für solche schuldige Dienstleistungen die Rechnung oft sehr spät, zuweilen auch gar nicht abzuverlangen beliebte.

Auch diesmal hatten ähnliche Betreffnisse die Gnädige in's Haus geführt. Man war durch die Wirthsstube, vorüber an den honneurs-machenden Bauersleuten in das Nebenzimmer geschritten, wo die Gesellschaft sich niedergelassen hatte, um einen kleinen Imbiß einzunehmen.

Während des Mahles sezte die adelige Dame ihrer ländlichen Vertrauten gesprächig auseinander, welch' große Theilnahme sie und ihr Mann an den Geschicken der Tröndlin'schen Familie nähmen, zumal jezt, nach dem Hingang des Großvaters, dessen weniges hinterlassenes Vermögen wohl am besten für die Uneigennützigkeit und Amtstreue des vielfach verläumdeten Mannes Zeugniß gebe und wie sie sich's jezt zur Pflicht mache, mit Hilfe ihrer Connexionen für die Zukunft Katharinens, des lezten Sprößlings des einungsmeisterlichen Hauses, Sorge zu tragen u. s. w.

Katharina saß, ohne einen Bissen von dem Frühstück anzurühren, geschämig neben der Frau, die also unschonlich fortfuhr, über die Verhältnisse des älterlichen Hauses zu verhandeln und ihre eigene Mildthätigkeit in ein günstiges Licht zu stellen. Konrad, der argwöhnisch jedem Worte gelauscht, schoß funkelnde Blicke nach der Sprecherin. Er glaubte zu wissen, wo das Ganze hinaus wollte, und fühlte sich mächtig versucht, jezt gleich vor aller Augen sich zum Ritter des verlassenen, arglosen Geschöpfes aufzuwerfen. — Doch bald lenkte die redselige waldvögtische Ehehälfte das Gespräch wieder auf Wirthschaftsgegenstände, und nachdem der Imbiß eingenommen, erhoben sich die Frauen, um, geleitet von der Hausfrau, einen Rundgang durch Küche und Vorrathskammern zu machen. Unaufgefordert hatte sich Konrad dem Zuge angeschlossen. — Der Augenblick war kostbar; — konnte nicht heute oder morgen schon dem harmlosen Mädchen ein bindendes Wort, ein Versprechen abgedrungen werden? Aus dem Hofe, wo man dem Hühnervolk eine flüchtige Beachtung geschenkt hatte, gieng es über die breiten Gänge und Stiegen in's obere Stockwerk, wo einige Zimmer ganz neu hergerichtet und auf's Schönste möblirt worden waren.

Es war nicht mehr als billig, daß, während die Wirthin zu den vorausschreitenden Damen hielt, Konrad sich der bescheid'nern Jugendfreundin beigesellte. Die Mutter, als man die unbewohnten Zimmer betreten und die grünangestrichenen Fensterläden geöffnet hatte, gab nicht undeutlich zu verstehen, daß all' diese Herrlichkeiten nur auf die Zeit warteten, wo dereinst (wo möglich recht bald) eine brave Schwiegertochter die bejahrte Mutter im Hauswesen ablösen und die Pflegerin ihres Alters werden sollte: „denn", sezte die Sprecherin hinzu, „ein so großer Umtrieb ist mit fremden Leuten nicht immer am Besten versorgt, und ich kann halt auch nicht mehr überall so nachkommen; will aber Einer, daß's ihm g'ling,

so lueg er selber nach sein'm Ding, war das Sprichwort meines Mannes selig!"

„Es wird", bemerkte lächelnd die Frau Waldvögtin, „nur auf Euch ankommen, in diesem Punkte eure Wünsche recht bald erfüllt zu sehen". — War es ja doch kein Geheimniß mehr, daß der Sohn so gut wie verlobt sey und im Begriffe stehe, dem reichen Fränzele die Hand zu reichen. — Und auch Katharina mochte in diesem Augenblick an die Glückliche denken, die bestimmt war, in diese wohnlichen Räume als waltende Hausfrau eingeführt zu werden. Ihr Begleiter aber stand wie auf Kohlen — sein Bekenntniß schwebte ihm auf den Lippen. — Die Mutter schritt nun mit den Damen in's Nebenzimmer, wo Vorräthe von gedörrtem Obst und andern landwirthschaftlichen Erzeugnissen aufbewahrt lagen. Konrad aber, der zögernd zurückgeblieben war, trat mit seinem Bäschen an ein offenes Fenster, wo auf zierlichem Straußbrett ein lieblicher Blumenflor sproßte. — Weiter hinaus sah man über dunkelbelaubte Obstgärten, und zwischendurch die sonnig blitzenden Wellen des nahen Rheins. Jezt oder nie mußte ein keckes Wort, eine kühne Werbung versucht werden. — Er ergriff ihre Hand: „Katharina" — sagte er mit ungewisser Entschlossenheit, „theile mit mir; du siehst, zum Guten fehlt mir noch das Beste — wähle, — sprich ja oder nein". — Er hielt inne und stand vor ihr, wie der Rekrut, im Begriffe die gezogene Nummer zu öffnen. — Das Mädchen schaute ihn verwundert an. — Das war nicht der Ton, nicht die Miene des Scherzes. — Er aber glaubte in den schönen feuchten Augen zu lesen, — daß er gewonnen habe; und ihr schüchterner Einwand: ob sie auch wohl im Stande seyn werde, allen Ansprüchen einer solchen Familie zu genügen, sagte ihm nur, was ihr geliebter Mund verschwieg: daß er glauben und hoffen dürfe.

Doch es war nicht die Zeit zu langen Erörterungen; eben

rief die Mutter aus dem Nebengemache, wo der Sohn Auskunft geben sollte über die Preise verschiedener Fruchtgattungen.

V.

Mit fröhlicherem Muthe geleitete der Wirth die Gäste zum Wagen, als er sie vor einer Stunde empfangen hatte. Sein Gesicht schien vergnügter beim Abschied, als es beim Willkomm gewesen; und vermuthlich war er jezt auch gegen die Frau Waldvögtin und gegen die Fürstabtissin zu Säckingen um ein Gutes milder gestimmt.

Sein Mißmuth war wie weggewischt, und in der Freude des Sieges konnte er unmöglich auf halbem Wege stehen bleiben und der Mutter die Sache länger verschweigen; auch war er zu ungeduldig und aufgeregt, um die Vermittlung des bedächtigen Götti abzuwarten. — Noch vor Sonnenuntergang wollte er in's Klare kommen, und keine quälende Ungewißheit mit sich zu Bette nehmen.

Wahrscheinlich war es mehr die Hast und stürmische Art, wie er das Anliegen der Mutter vortrug, als die Sache an sich, was der Frau mißfiel und Widerstand hervorrief. Mit etwas mehr Ruhe und Schmiegsamkeit würde er leicht auch diesen entwaffnet haben, aber heute glich er einem Strom, der beim geringsten Hinderniß aufbraust und überschwillt. — Er drohte, wenn man ihm das Mädchen nicht lassen wolle, Haus und Hof im Stich zu lassen, und unter landsfremden Menschen sein Glück zu suchen.

Schmerzlich überrascht schwieg die Frau, der Sohn aber rannte hinaus ohne Hut, unter den glühenden Abendhimmel, durch Felder und Wiesen an die Gestade des mächtigen Rheins. — Und wie die Wellen zischten nnd schäumten und am Ufer sich brachen, also legte sich allmählig seine Leidenschaft. — Ruhe und Besonnenheit

kehrten wieder, und er glaubte, je mehr er über die Sache nachdachte, zu fühlen, daß er sich übereilt und Unrecht habe.

Unterdessen hatte ein guter Geist den Götti in den Hirschen geführt. Gewöhnlich Sonntagabends pflegte er dort Besuch zu machen. — Wenige Gäste traf er in der Wirthsstube; im Nebenzimmer aber saß die Wirthin, den Kopf auf die Hand gestüzt, seufzend und in Thränen. — Der Hausfreund stuzt, eine leise Ahnung läßt ihn das Vorgefallene halb errathen, und die abgerissenen Antworten und Ausrufe, als er gefragt, was geschehen, geben ihm vollends Gewißheit. Solchen Undank, jammerte die Frau, müsse man an den eigenen Kindern erleben — man seze die Mutter auf die Seite, und zeige ihr, daß sie unwerth sey — kleine Kinder, kleines Kreuz, große Kinder, großes Kreuz — und hierauf wieder eine neue Fluht von Thränen.

Also, dachte der Gevatter bei sich selbst, hat Konrad, der Hitzkopf, das ganze Spiel verdorben, und meinen fein ausstudierten Plan zu Wasser gemacht. — Doch nach kurzem Ueberlegen faßte er sich und bedachte, daß jezt erst sein Vermittlungswerk beginnen müße.

„Frau Gevatterin“, begann der Familienrath mit Würde, „wenn ich recht berichtet bin, so handelt es sich um den Konrad und das Kätherle; — die Wahl ist, beim rechten Licht betrachtet, so gar weit gefehlt nicht. — Luegt, die Jugend will auf ihre eigene Art leben, also war es auch zu uns'rer Zeit; und wider die Liebe, das wißt ihr ja wohl, ist kein Kräutle gewachsen. — Das Mädle aber, muß Ein's sagen wie's Ander, ist gut und schaffig auferzogen, und zudem aus eurer nächsten Verwandtschaft; und ihr könnet schon um der Freundschaft und Liebe willen, so ihr zu dem tröndlin'schen und östreichischen Namen traget, dem Kätherle nicht abhold seyn. — Lueget, der Alte, tröst ihn Gott, hat's um euer Haus gar wohl verdient; und was sein Großkind, das Kätherle anbelangt, so denke

ich, wird euch das Mädle zu ehren und zu schätzen wissen, und euch, hol' mich Gott, auf den Händen tragen; — hat auch alle Ursach dazu, und wollt ihm's nicht anderst rathen; — wer weißt aber ob's Fränzele — —".

Aber du lieber Gott, gegen das Kätherle hatte ja die Mutter eigentlich nichts einzuwenden. — Das truzliche und ungattige Wesen, womit ihr die Sache als bereits aus= und abgemacht zu wissen gethan worden, das war es ja eigentlich, was ihr die Seufzer und Thränen ausgepreßt hatte.

Doch auch diesen lezten Vorhalt wußte der Freund zu entkräftigen. An dem ganzen Mißverständniß, sagte er, sey er allein Schuld. Konrad habe ihm die Sache anvertraut und ihn ersucht, ein gutes Wort deßhalb bei der Mutter einzulegen, wozu er halt bis jezt noch keine Gelegenheit gefunden habe wegen der vielen Aerntegeschäfte. Wenn sie also partout auf Jemand bös seyn wolle, so müße sie es auf ihn seyn, so unlieb ihm's auch wäre. „Daß aber Unfried und Zank deßwegen im Haus obwalten soll", schloß er, „das kann ich nun und nimmer zugeben, Frau Gevatterin. Der Konrad ist wohl e' bitzle rasch und hitzig, aber sonst kein bös Fünkle in ihm, und wenn man ihn zu behandlen versteht, die gut' Stund selber. — Darum, Frau Bas, die Hand d'rauf: essen und vergessen; alles Andre will ich über mich nehmen und ausfechten."

Mit also beredten Worten wußte der Götti den Unmuth der Frau abzulenken und den Boden zu lockern, auf welchem die Oelpflanze des Friedens wieder Wurzel schlagen und grünen konnte.

Und sicherlich wäre denselben Abend noch das Fest der Versöhnung unter drei Menschen gefeiert worden, wenn Konrad, von seinem Gang an den Rhein zurückkommend, nicht sogleich auf seine Kammer geschlichen wäre, und verstimmt über sein Dareinfahren sich zu Bette gelegt hätte.

Doch der folgende Morgen versöhnte vollends die Herzen, und der Götti, der alsobald herübergekommen, erschien noch zu rechter Zeit, um zu dem neu aufgerichteten Bunde sein Bravo und Amen sprechen zu können.

So kam es, daß man noch in selbigem Jahr ein glückseliges Paar zum Altare treten sah; und weder der Hochzeiter noch die Braut sollen den Schritt je bereut haben, sowie nicht minder die beiden Mütter alle Ursache hatten, mit dieser Wendung der Dinge zufrieden zu seyn.

Aber — wird die schöne Leserin fragen, wo bleibt denn die projectierte Klostergeschichte? — Ei nun, diese wird eben nur Projekt gewesen seyn, und zwar allein nur im Kopfe der fürsorglichen Frau Waldvögtin und ihrer Freundinen.

Von dem goldlockigen Fränzele aber weiß ich nicht mehr zu sagen, als daß es noch vor der Hochzeit seines wetterwendischen Liebhabers, und diesem zum Schabernack, den reichsten Bauern der Umgegend, den Untervögtle von Birndorf, geheirathet habe.

Das Hochzeitsfest des jungen Hirschenwirths gestaltete sich zum kleinen Volksfeste, an dem viele Trönblin'schgesinnte von nah und fern Antheil nahmen; und auch das waldvögtische Ehepaar versäumte nicht, den Tag mit seiner Gegenwart zu beehren. Der gestrenge Herr Waldvogt selbst brachte den ersten Trinkspruch aus auf das Wohl der Neuvermählten und den dauernden Frieden des Landes, und Alles griff zu den Gläsern und die Spielleute machten Tusch. Der Götti aber, welcher das Amt eines Brautführers begleitete, war besonders vergnügt und aufgeräumt, weil er mit Fug und Recht das Ganze für sein Werk und die Frucht seiner diplomatischen Gewandtheit ansehen durfte.

Auf dem Hirschenwirthshause ruhte fortan der Segen einer wohlgeordneten Häuslichkeit. Wie ein Baum aus rauhem Klima, unter mildern Himmel versezt, freudiger grünt und ausdauernder alles Ungemach erträgt, also nach trüber Jugendzeit die Enkelin des Einungsmeisters, die treue dem Treuen zugewendete Gattin und dankbar anhängliche Schwiegertochter. Wohl kamen noch schwierige Zeiten. Der halberloschene Brand bürgerlicher Unruhen zuckte noch einmal empor und drohte allen Bessern Verderben; aber aus den Wirren und Trübnissen gieng vor Allen männlich und besonnen Konrad Ebner hervor, der Hirschenwirth in Dogern. Ein Mann des allgemeinen Vertrauens, ward er bald zum Einungsmeister, später sogar zur obersten Würde eines Redmanns auserwählt. — Der Geist des alten Tröndlin schien sich fortgeerbt zu haben auf den würdigen Schwiegersohn. An Kraft, Gesinnung und Sitte den Alten ähnlich, zeigte er sich jedoch keineswegs störrisch oder abhold den Fortschritten und Forderungen der Zeit, und war daher ganz der Mann, welchen das Land zu seinem Frieden und seiner Wohlfahrt von Nöthen hatte.

Geschäzt und geachtet von den kaiserlichen Oberbeamten und ihr Vertrauter, wußte er doch stets seine bürgerliche Selbstständigkeit und die Interessen seines Landes zu wahren. Als einst die Regierung dem Lande eine Vermehrung der Steuern zugedacht hatte, berichtete der Redmann freimüthig an die Landesstelle, daß er für seine Person dem Kaiser mit Gut und Blut ergeben sey, jedoch aus diesen und jenen Gründen die angekündigte Maßregel als unbillig erachte, und nicht dafür einstehen könne, wenn seine Hauensteiner unzufrieden und schwierig würden u. s. w. Die Sache wurde hierauf in nochmalige Berathung gezogen, und man fand sich bewogen, von der Verordnung Umgang zu nehmen; jedoch keineswegs, wie es in dem Rescripte hieß, der ausgesprochenen

Drohung wegen, sintemalen Oesterreich scharfe Bajonette genug besitze, seine Beschlüsse aufrecht zu erhalten, sondern lediglich auf Grund genommener näherer Einsicht.

Ein besonderer Ehrentag ward dem redmännischen Hause bei Gelegenheit der Reise, welche Kaiser Joseph im Jahr 1777 durch seine österreichischen Vorlande machte. Von Freiburg kommend, hatte der Monarch seinen Weg über die Vorburg Hauenstein und Dogern genommen, wo vor dem Hirschenwirthshause der Redmann und die Einungsmeister in ihrer Amtstracht, und die mittelalterlichen Hellebarden in den Händen, zu seinem Empfange bereit standen. Nachdem der erste Willkomm vorüber, fragte der Kaiser, ob sie keine Beschwerden vorzubringen hätten, und als ihm mit Nein geantwortet wurde, sagte er lächelnd: „Das wundert mich, ihr habt doch sonst immer was zu klagen gehabt!“ Der wohlwollende Fürst beliebte hierauf sein Absteigquartier im Hirschen zu nehmen, in dem stets gut kaiserlich gesinnten Hause. Katharina, die stattliche Wirthin, hatte die Ehre, ihrem Kaiser eigenhändig aufwarten zu dürfen, während ihr Mann den Mundschenk machte. Anerkennend erinnerte sich der Landesherr auch der Verdienste des Großvaters, dessen Andenken er wohl durch seine Einkehr bei der Enkelin zu ehren gedachte, und schon hatte er sich entschlossen, die Nacht über hier zu verbleiben, als zum Verdrusse des Redmanns Abgeordnete von Waldshut kamen, ihre Majestät zu bitten, das Nachtlager innerhalb der Mauern ihrer getreuen Waldstadt nehmen zu wollen, ein Gesuch, welches der gütige Fürst nicht wohl abschlagen konnte. Er ließ daher nach der Zeche fragen; aber der galante Wirth und seine Frau versicherten, daß die Ehre, ihren Herrn und Kaiser bewirthet zu haben, der einzige Lohn ihrer schuldigen Dienstleistungen sey, und sie bäten nur, so vorlieb nehmen zu wollen. Der hohe Gast lud das ehrenwerthe Paar

freundlichst ein, ihn auch einmal in Wien zu besuchen, und schied, nachdem er zehn Dukaten als Trinkgeld in die Küche geschenkt hatte.

Nach langer glücklicher Ehe trennte endlich der Tod die treuen Gatten. — Der Redmann starb zu Anfang der neunziger Jahre, und dreißig Jahre später schied auch die Wittwe aus dieser wechselvollen Zeitlichkeit.

Das deutsche Reich ist unterdessen untergegangen und die Grafschaft Hauenstein an das Haus Baden gediehen, unter dessen Scepter manch' altes Vorurtheil erloschen, und viel Gutes in Uebereinstimmung mit den Bruderstämmen gepflanzt und gepflegt worden.

Noch aber erinnern sich Viele mit Anhänglichkeit und Vorliebe des wackern Redmanns Konrad Ebner, welcher zugleich einer der lezten Einungsobmänner des hauensteinischen Waldvolkes war.

Ehe ich das freundliche Dogern verließ, wollte ich dem Wirthshause zum goldenen Greif noch einen flüchtigen Besuch abstatten. Hier in diesem mittelalterlich-gebauten Hause wurden ehedem die Wahlen der Einungsvorstände durch gemeinsame Mahlzeiten festlich begangen, weßhalb man früher an der Außenwand des Gebäudes auf diesen Brauch bezügliche Gemälde sah, welche zechende Unterwäldner beim Schmause versammelt zum Gegenstande hatten. Nachdem aber Konrad Ebner die Redmanns-Würde erlangt hatte, wurden diese Feste in dem Hirschen abgehalten, was der Wirth zum Greif so übel nahm, daß er die Kunstzierden an seinem Hause auslöschen und übertünchen ließ. Doch hat Lezteres in so fern noch einige historische Bedeutung, als in seinem Kellergewölbe

bis auf den heutigen Tag das hauensteinische Landesarchiv aufbewahrt wird, und mit ihm, wie der Hauensteiner träumt, die kostbaren Dokumente des Grafen Hans und andere vorgebliche Freiheitsbriefe und Urkunden.

Es war schon völlig Nacht und ein schweres Gewitter am Himmel, als ich Waldshut erreichte. Grelle Blitze erleuchteten auf Augenblicke die Gassen und Plätze der alten Stadt, und bald rauschte ein heftiger Platzregen hernieder, der auch theilweise noch den folgenden Tag anhielt und dem Fremden wenig Freiheit gestattete, außer dem Hause sich umher zu treiben.

Die Stadt mit ihren wohlerhaltenen Thoren und Mauern hat noch viel mittelalterliches Ansehen, was dem landschaftlichen Bilde sehr vortheilhaft zu Statten kömmt*). Mein hiesiger Aufenthalt dauerte länger, als ich Anfangs im Sinne hatte. Das leidige Wetter machte alles Wandern zur Unmöglichkeit, so den ersten wie den zweiten Tag. — Der Wind peitschte den Regen in Strömen aus der nahen Schweiz über die hochgehenden Wogen des Rheins und die waldigen Höhen des Haspel und Hungerberges. Der Wanderstab mußte deßhalb bei Seite gestellt, und zu einem Fuhrwerke Zuflucht genommen werden.

Vom Rhein Abschied nehmend, gieng die Fahrt über Thiengen und Uehlingen aufwärts, die Straße nach Lenzkirch. Die finstern Tannen schüttelten im kalten Wehen melancholisch ihre regenschweren Häupter und verliehen der öden Berggegend noch trübseligern

---

*) Wie viel Erhaltungswürdiges wird dagegen nicht da und dort durch städtische wie höhere Verwaltungsbeamte einer verkehrten Verschönerungssucht und leeren Nutzenjägerei zum Opfer gebracht. Ein Büchlein, wo die Sünden der Art alle verzeichnet wären, müßte eine ebenso unterhaltende, als übel erbauliche Lectüre seyn.

Ausdruck. Einige vierspännige Züge, welche schwere Baustämme hinunter an den Rhein schleppten, waren fast das einzige Lebendige, was dem Reisenden und seinem einsilbigen Wagenlenker auf der Straße begegnete.

Im Posthause zu Lenzkirch, wo ich übernachtete, wollte ich günstigere Witterung abwarten, allein die Aussichten dazu wurden immer schlechter, und kaum einmal machte der Regen eine Pause, die ich benüzte, um nach Friedenweiler überzusiedeln. Der einsame Titisee, an dem der Weg vorüber führt, spiegelte nur schwarzes Gewölke ab, und weil unser Inneres, wie der Spiegel des See's, seine Färbung gerne von der Umgebung annimmt, so war auch die Stimmung des Reisenden nicht die heiterste. Mißmuthig und trübsinnig wie der Titisee traf ich im Klosterwirthshause zu Friedenweiler ein, wo ich auf mehrere Wochen mich einquartierte.

Hier in dieser stillen Bucht, wohin kaum eine Welle des unruhsamen Weltlebens sich verliert, verbrachte ich mehrere Wochen. Das anhaltende Regenwetter war ganz geeignet zu selbstbeschaulicher Abgeschlossenheit, und nur selten konnten größere Ausflüge in die Umgegend unternommen werden.

Beschränkt auf meine Stube, wendete ich zunächst meine Aufmerksamkeit dem ehemaligen Kloster zu, welches ohne allen baulichen Schmuck meinem Fenster gerade gegenüber lag.

„Friedenweiler", sagt ein fliegendes Blatt, welches mir zufällig in die Hände kam, „ist Anno 1123 von Johann Freiherrn von Zimmern, und Abt zu St. Georgen, für Benediktinerinen gestiftet worden. Nachdem aber dieses Kloster durch widerwärtige Zeiten ganz abgegangen und ausgestorben, wurde solches von Heinrich Grafen von Fürstenberg wieder auferweckt, und um das Jahr 1570 mit Cistercienserinen von Lichtenthal besezt".

Eine Legende, welche bildlich dargestellt in der Klosterkirche

zu sehen, schreibt die Veranlassung der Gründung folgendem Vorfall zu. Als obgenannter Abt von St. Georgen, so wird erzählt, einst auf einer Jagd verirrt, nächtlicher Weile an die Stelle des Waldes gekommen, wo ein jäher Fels in's Thal sich senkt (der jezige Stationenberg), seyen Roß und Mann in die Tiefe gestürzt; der Abt jedoch, durch die Hilfe der heiligen Jungfrau, die er während des Falles angerufen, sey unversehrt am Leben geblieben und habe später aus Dankbarkeit das Kloster gestiftet.

Gegenwärtig sind hieher noch pfarrhörig die Thalgemeinden Eisenbach, Schwärzenbach, Langenordrach und Rudenberg. Alle diese Orte, und viele umliegende, sind heut zu Tage vorzugsweise der Sitz schwarzwäldischer Uhrenmacherei. Ganz besonders ist es aber die Schildmalerei (wer kennt nicht die bunt bemalten Zifferblätter der Schwarzwälder Uhren), welche hier betrieben wird, und einem zu Friedenweiler Geborenen sogar ihre Mitbegründung und erste erfolgreiche Ausübung verdankt. Da ich zufällig eine kleine Hauschronik, von diesem Manne verfaßt, zur Hand bekommen und glaube, daß es für Viele nicht ohne Interesse seyn dürfte, einen Blick in das Innere einer gewerbsthätigen schwarzwälder Haushaltung zu thun, so mögen die wenigen Blätter hier eine Stelle finden. Vorangestellt diesen eigenhändigen Umrissen finden wir in dem Gedenkbuche eine Schilderung, die wir, als im Zusammenhange mit jener, hier ebenfalls zuerst mittheilen wollen.

Die beiden Schwestern.

„O Tannenbaum, o Tannenbaum!
Wie treu sind deine Blätter.
Du grünst nicht nur zur Sommerszeit,
Nein, auch im Winter, wenn es schneit.
O Tannenbaum, o Tannenbaum!
Wie treu sind deine Blätter."

Volkslied.



image
not
available

image
not
available

Es war ein klarer Sommermorgen, erzählt ein Reisender, als ich frühe mein schwarzwälder Wirthshaus verlassen hatte, um weiter in die benachbarten Thäler zu wandern. Die Sonne machte heiß, und nach einigen Stunden mühsamer Bergwanderung sehnte ich mich nach einer Labsal unter dem schattigen Dache irgend einer Schenke. Von der eigentlichen Straße abgehend, hatte ich auf gut Glück einen Fußweg eingeschlagen, der mich aus grünen Wiesen aufwärts durch lange Strecken Wald und Gestrüpp führte, ohne Aussicht, bald menschliche Wohnungen anzutreffen. Als irrender Ritter wendete ich mich an ein Hirtenmädchen, welches mit seinem Strohgeflechte in der Hand am Wege saß, und die in dem niedern Gehölze zerstreut grasenden Kühe hütete. — Das Kind, nachdem es vernommen, was ich suchte, führte mich zu einer Lichtung des Waldes und zeigte auf ein Haus mit großem, überhängendem Schindeldach, woneben ein schlanker Tannenstamm mit grünem Busch dem durstigen Wanderer schon von weitem das Ziel seiner Wünsche zu erkennen gab.

Ich spendete meinem guten Engel ein kleines Trinkgeld und schritt auf das ländliche Hotel zu, bei dem ich, näher gekommen, eine Schaar festlich gekleideter Kinder gewahrte, die, gemustert von einem größern Mädchen, nur auf Zuzug zu warten schienen, um sich alsbald in Marsch zu setzen. Der Wirth unter der Hausthüre bewillkommte mich mit der Gesprächigkeit eines Wäldners, und bedeutete mir, daß die Größere seine Tochter sey, die Kleinern aber im Begriffe stünden nach Friedenweiler zu gehen, wo heute eine Trauung vollzogen werden solle, welcher nach alter Sitte sämmtliche

weibliche Schulkinder des Kirchspiels als Kränzlejungfern anwohnen würden. „Bei so einem Anlaß", erläuterte der Mann, „können Sie oft fünfzig bis sechzig Kinder den Zug in die Kirche begleiten sehen; Mädchen von jedem Alter, vom seidenen Putz der Reichen, bis herab zum barfüßigen Hirtenkind im grünen Röcklein und gelben Strohhut; — ist die Trauung vorüber und der Zug im Braut- oder Wirthshaus angekommen, so reichen die zwei Gespielinen im Namen der Braut jedem der Ehrenmägdlein ein Stück farbigen Zeuges zu einem Goller oder Brustlatz, während der Hochzeiter herumgeht und Brot und Wein unter sie spendiert."

„Auf diese Weise", versezte ich, „wird ja hier zu Land jede Hochzeit zum kleinen Kinderfeste".

„Zum Volksfeste, wenn Sie wollen", entgegnete der Wirth, „denn wie in andern Landesgegenden Jahrmärkte und Kirchweihen die Leute zusammen führen, so findet sich der zerstreut in den Thälern lebende Wäldner gerne fünf bis sechs Stunden weit zu einer Hochzeit ein, wo er voraussetzen darf, Bekannte und Freunde zu treffen; ja selbst der Geschäftsmann benuzt solche Gelegenheiten, um mit seinen Abnehmern oder Handelsfreunden sich in's Benehmen zu setzen. — Da sollten Sie einmal die Wirthschaft sehen, bei schönem Wetter finden Sie das Haus ringsum mit Stühlen und Tischen besezt, und im Innern, in der Wirthsstube, auf der Scheuertenn, wie im Leibgedingstüblein, wohin überall die Spielleute sich vertheilt haben, wird getanzt. Denn Sie müßen wissen, Freund, der Wäldner ist ein Hauptliebhaber vom Tanz, obwohl er auch ein gutes Gläslein und saftiges Essen nicht verschmäht; — und mit Recht — denn wer die ganze Woche, das Jahr durch redlich das Seine thut, dem soll es auch gegönnt seyn, bei schicklicher Gelegenheit einmal vom Grund aus sich lustig zu machen. — Ich hoffe nämlich nicht, daß Sie auch zu Denen gehören, die, während sie sich Alles recht wohl

schmecken lassen, beständig über das verdorbene genußsüchtige Volk raisonniren. — Bei solcherlei Anlässen aber bringt der ächte Wäldner auch keinerlei Ungemach der Witterung und des Weges in Anschlag. — So zum Beispiel hab' ich oft von meinem Großvater, tröst' ihn Gott, erzählen hören, wie einmal junge Bursche, die mit ihren Mädchen beim Nachhausegehen von einer Tanzbelustigung zu Lenzkirch, in den dazumal noch unwegsamen Seitenthälern von einem Schneesturm überfallen, und am andern Tag sammt und sonders erfroren gefunden worden seyen; ein beweglicher Anblick soll es gewesen seyn, die Mädchen in den Armen, an der Brust ihrer Liebsten, als hätten diese sie vor dem grausigen Unwetter schützen wollen. — So hatte Alle der Tod überrascht, und Schnee und Kälte ihnen ein schauerliches Grab gebettet."

Während dieser Reden waren wir in die holzgetäfelte, von vielen Fenstern erhellte Wirthsstube getreten, wo ich mir einen Imbiß von schwarzwälder Käse und einem Glas Markgräfler trefflich schmecken ließ.

An der Wand, meinem Platz gegenüber, bemerkte ich mehrere Schwarzwälder-Uhren, deren besonders zierlich bemalte „Schilde" mir eine beifällige Aeußerung entlockten, welche von dem Wirthe mit augenfälligem Behagen aufgenommen wurde. Als hätte er nur auf schickliche Einleitung gewartet, verbreitete sich jezt der Mann redselig über diesen Gegenstand. Ich erfuhr, daß seine verstorbene Frau die Künstlerin sey, welche die hübschen Tableaux mit ihrem Blumen- und Blätterschmuck gefertiget habe. Als besonders werthgeschäzt bezeichnete er mir das Eine, welches im Halbbogen über dem Zifferblatte ein goldenes Herz mit einer Inschrift, von Immergrün umgeben, zur Schau trug.

Es mußten diese Sinnbilder den Mann wohl an schönere Tage mahnen; denn aus seinen Augen blizte es wie Erinnerung,

und seine Rede gewann merklich an Wärme, als er mir die Tugenden der Seligen schilderte und den Riß, den ihr Tod in sein Leben gethan habe, und wie er seitdem der halbe Mann nimmer sey. „O, sie war eine Künstlerin", sagte er, „die ihres Gleichen gesucht hat. Bei richtiger Anleitung hätte sie es gewiß auch in der größern Welt zu etwas gebracht. Aber so fehlt es eben manchem Bäumlein im schattigen Wald an Licht und Luft, empor zu wachsen. — Haben Sie vorig meine Jüngste betrachtet, die sich draußen mit den Kindern abgegeben? — das vollkommene Ebenbild der seligen Mutter; die blauen Augen, das helle Haar und auch die Größe —".

In diesem Tone fuhr der begeisterte Wittwer und Vater noch eine Zeit lang fort; dann lenkte ich die Rede wieder auf die Uhrenmacherei, und die mit ihr verwandten Gewerbe. Ich konnte aus Allem, was ich hörte, entnehmen, daß der Mann über die heimathlichen Zustände ziemlich unterrichtet war, und aus der Art und Weise zu schließen, wie er sich ausdrückte, auch schon die Welt gesehen haben mußte. Nachdem er mir das Entstehen der Uhrenmacherei auf dem Wald auseinandergesezt, fragte ich, ob ihm nicht bekannt sey, wie die Schildmalerei ihren Anfang genommen, und wer sie zuerst mit Erfolg betrieben habe.

„Wie man an alten Uhren sieht", berichtete er, „wurden die Ziffern anfangs schlechtweg nur mit Dinte oder schwarzer Oelfarbe auszogen, später kamen gedruckte Papier=Schilde auf, die meistens von Augsburg bezogen wurden, bis endlich in den vorigen siebenziger Jahren die Lackfarben erfunden und angewendet wurden. — Einer der Ersten, die sich in dieser Kunst hervorthaten, war meines Wissens der Maler Konrad Kirner im kleinen Eisenbächle, und wenn Sie die Sache besonders interessirt, so könnten Sie vielleicht von einem Tagbuch Einsicht nehmen, welches, so viel mir be=

kannt, jener Mann eigenhändig verfaßt und seiner Familie hinterlassen hat.

Ich zeigte mich bereitwillig den Wink zu benützen, worauf mir der Wirth Haus und Gegend, wo jene Familie wohnte, näher bezeichnete und sagte, weil er ohnehin heute Mittag zur Hochzeit müße, die im Wirthshaus zur hohen Ahorn gefeiert werde, so könnten wir ein Stück Wegs zusammen gehen, da auch jenes Haus in dieser Richtung liege.

Nachdem ich meine Zeche berichtiget hatte, säumten wir nicht, uns alsbald auf den Marsch zu begeben. Begleitet vom herrlichsten Wetter, schritten wir bergan gegen das bezeichnete Wirthshaus. Kein Lüftchen wehte, und das Geklingel der Heerden in den nahen Matten, sowie das dumpfe Klopfen der Sägmühle im Thal, waren die einzigen Laute in dem stillen Sommertag. Eine Ruhe lag über der Landschaft, wie man sie nur im Hochlande trifft.

„Ein schöner Tag!" bemerkte ich.

„Accurat wie vor vierunddreißig Jahren um diese Zeit", erwiederte er, „wo ebenfalls eine Hochzeit auf der Ahorn gefeiert wurde. — Ei du lieber Gott, wie doch die Zeit verstreicht, Freund, es kommt mir vor, als wär' es erst gestern gewesen. — Dazumal freilich war unser einer noch ein anderer Bursch. Die Welt bleibt jung, aber wir, Freund, wir werden älter. — Kaum daß die Sonn' am Höchsten steht, neigt sie sich schon wieder zum Untergang. — Doch, um wieder auf selbige Hochzeit zu kommen: — vor vierunddreißig Jahren war's, als ich dort mein gottselig Weib kennen gelernt hab'. — Der Tag steht mir noch so lebhaft im Gedächtniß bis auf den geringfügigsten Umstand. Und hintennach die verteufelte Geschichte mit dem Valentin; — es kam mir wahrhaftig zu gut, daß der damalige Justizamtmann ein guter Bekannter von meinem Vater selig, und ein vernünftiger

Mann dazu war, sonst hätt's am End' noch zu bösen Häusern geführt."

„Ich denk'", nahm ich das Wort, „Ihr erzählt mir die Geschichte, wir haben eine tüchtige Strecke bis zum Wirthshaus und ein gutes Gespräch verkürzt den Weg."

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, von einem närrischen Patron, wie ich damals einer war, erzählen zu hören, so soll es geschehen. — Zuerst muß ich Ihnen aber Einiges aus meiner frühesten Jugend sagen, um zu zeigen, wie oft geringfügige Umstände uns die Richtung geben können.

Ich weiß nicht, kennen Sie das Schwärzenbachthal; wenn Sie vom Ebnemoos, welches wohl eine der höchst bewohnten Stellen des Waldes ist, nach Schwärzenbach kommen, finden Sie mehrere große Einödhöfe. — Die Alten sagen, die Heiden hätten sie erbaut und sie wären feuerfest, obwohl ganz von Holz. Ich geb' zwar wenig auf abergläubisches Wesen, doch hab' ich mich mit eigenen Augen überzeugt, daß, wären die Balken so nah über'm Feuerherd von gewöhnlichem Holz, sie schon längst in Flammen aufgegangen seyn müßten, wie denn schon oft auch die Prob' gemacht worden ist mit untergehaltenen Feuerbränden. Die Heiden, behaupten unsere Voraltern, hätten das Geheimniß gekannt, das Holz im rechten Zeichen, nach Gestirn und Mond zu schlagen, also daß es weder leicht verbrennbar, noch durch Werfen oder Schwinden untauglich geworden wäre. Damit will ich aber nur sagen, daß eben das Haus ein sehr altes war, sowie auch unser Geschlecht, welches seit Menschengedenken darauf gehaust hat. Sie können sich wohl vorstellen, daß man in solcher Einöde von nichts Anderm wußte, als von Ackerbau und einer großen, ausgebreiteten Viehzucht. Ja, so menschenscheu waren die Bewohner, daß, wie ich mich noch gut erinnere, wenn je einmal im Jahr ein Fremder das Haus be-

trat, wir Kinder uns hinter den Ofen, oder die Kleinern gar in's Bett sich verkrochen. Das Jahr sechsundneunzig aber brachte so viel ungebetene Besucher, daß dieses schüchterne Wesen hinlänglich abgestumpft werden konnte. In selbigem Jahr nämlich hielten die Condéer und Oestreicher die alten Schanzen am hohlen Graben besezt, wo es bald auch zum Treffen kam. Bei dieser Affaire bekamen wir die erste Einquartierung; zuerst Condéer und Kaiserliche, dann Franzosen. — Das Haus war oft so überfüllt, daß wir selbst ausquartieren mußten und in Scheuer und Stall übernachten. Und wenn man den Deutschen nachsagt, sie seyen tapfre Trinker, so gaben ihnen damals die Republikaner kein Haar breit nach, denn sie tranken den Wein oft aus Kübeln und Gelten, nicht viel anderst als das Unvernünftige. Erst vor Kurzem hab' ich noch einen alten Kalender aus des Vaters seligen Nachlaß gefunden, worin aufgezeichnet ist, wie einmal zwei Fuhrknecht' und zehn Infanteristen in anderhalb Tagen zusammen getrunken vierunddreißig Maß Wein und vier Maß Brännts, dazu anderthalb Pfund Zucker und Weißbrod bis genug. Man kann sich denken, was bei solcher Wirthschaft alles d'raufgegangen ist. — Nach den Franzosen kamen ungarische Husaren, die's auch nicht besser machten; denn nicht nur, daß sie baares Geld verlangten und für den Wachtmeister und seine gnädige Frau Etwas extra, trieben sie's so weit, daß man ihnen noch Honig für die Pferde geben mußte.

So empfindlich diese Einbußen auch für unsere Haushaltung waren, konnten sie doch leicht verschmerzt werden, weil sie vorübergiengen; das Schlimmste aber war ein Prozeß, der sich schon beinahe eine ganze Generation hindurch auf dem Gute fortgeschleppt hatte und endlich die Familie um Haus und Hof brachte. Ich mag damals ungefähr acht Jahr alt gewesen seyn, und denk' mir's, als wär's eben heut. — Der Vater kam aus der Neustadt, wo

ihm bei Amt der Entscheid des leidigen Streites publiziert worden war. Es war Abend und ein schweres Wetter am Himmel. Wir Kinder hatten uns um die Mutter in der Küche versammelt, wo sie zu Nacht kochte, als der Vater hereintrat, verstört und blaß wie der Tod am Fahnen, und wir konnten bald merken, daß er etwas zu viel getrunken hatte; denn wie ihn die Mutter fragen will, wie's gegangen und was er Gutes bringe, geht's los; Donner und's Wetter, wie hat der Mann geflucht und haßeliert, und er wirft die Schrift, welche er aus dem Rocksack zieht, das Urthel, in's Feuer, rennt hinaus in die Stubenkammer und kommt zurück mit einer Lad', worin die alten Kaufbriefe und Gerechtsame des Hauses aufbewahrt lagen, und schleudert das alte Möbel dem Andern nach in die Flamme, daß diese hoch auffladert an dem alten rußigen Kaminschoß.

„Um Gotteswillen!" ruft die Mutter, und will ihn beschwichtigen, er aber flucht alle Wetter vom Himmel und verwünscht alles Herrn- und Schreibervolk in den Erds-Grundsboden und das ganze Haus dazu, bis auf Kind und Kindeskinder. — Indem fährt ein furchtbarer Blitz und Donnerschlag über das Dach, und wir Alle fahren zusammen und fangen an zu schreien und weinen und die Mutter mit uns. Denn so jung wir Kinder waren, so merkten wir doch, um was es sich handle, und daß Alles verloren sey. Der Prozeß nämlich betraf den großen Wald am Hohberg, der von Seitenverwandten des Vaters angefochten worden war, dazu das Waidrecht auf einem großen Theil unseres Gutes.

Dieser Verlust, das lange Prozessieren vorher, und des Vaters beständige Anwesenheit in der Amtsstadt, wo er sich hinter den Trunk machte, sowie zuletzt die Zechen der Advokaten, hatten unser Hauswesen ruinirt und ein längeres Verbleiben auf dem Hof zur Unmöglichkeit gemacht. Nach dem endlichen Verkauf des

Anwesens zogen wir, weil es weh thut im Vaterort zu verarmen, nach dem Städtlein Löffingen, wo sich der Vater ein Haus und kleines Gütlein kaufte.

Ich, ein Knab' von neun Jahren, freute mich über diese Veränderung; das Städtlein war für mich eine ganz andere Welt, als der einsame Hohberghof in einer Lage, wo sich Fuchs und Haas gut Nacht sagen, und wo ich keine andere Beschäftigung kennen lernte, als den Sommer über auf den weitläufigen Bergwaiden die Küh zu hüten, und zur Winterszeit, meist in's Haus eingepferchtt, Lichtspän schnitzen und den Stall besorgen.

Unter den Kindern, mit denen ich im Städtlein Kameradschaft machte, war auch ein Söhnlein des damaligen Obervogts. Der Vater, früher beim Militär, hatte dem Kleinen eine Trommel gekauft, und mir, als dem Gespann seines Sohnes, eine sogenannte Klotzpfeife, und lernte uns das Spiel regieren. Das Ding machte mir Freud, denn ich hatte von Haus aus ziemlich viel Musikgehör. Bald jedoch war es mir zu kindisch, und ich machte mich an den Vater, daß er mir eine Geige kaufen solle, wie der alte Spielhannes eine hatte, der oft in unser'm Haus Nachtherberg nahm. Ich bekam ein solches Instrument und der alte Hans lernte mir die Griffe und ein Paar Melodien, so daß ich bald allerlei aus mir selbst dem Gehör nach spielen konnte. — Weil aber mein Vater aus Allem sehen konnte, daß ich zu nichts weniger Freud hatte als zum Bauern, so war er bedacht, mich ein Handwerk lernen zu lassen. Ich kam deßhalb in meinem sechzehnten Jahr zu einem Schreiner, und nach der Lehrzeit machte ich mich fröhlich auf die Wanderschaft.

Einige Zeit schaffte ich in Freiburg, dann ging's in's Elsaß, wo ich, angetrieben von meiner Neigung zur Musik, bei einem Orgelmacher Arbeit suchte und fand. Obgleich ich hier nur die

eigentliche Schreinerarbeit zu machen hatte, so konnte ich durch Aufpassen und Nachdenken doch Vieles von der Kunst des Orgelbaues nebenbei profitieren. Der Meister hatte ein hübsches Töchterlein, eine wohlunterrichtete Klavierspielerin und Sängerin, die auch bei der Kirchenmusik mitthat, wo ich als Geiger ebenfalls mitwirkte. In der Abwesenheit des Meisters lernte mir das Mädel, welches mich wohl leiden konnte (denn ich war dazumal ein hübscher Bub), zu meiner großen Freude das Klavierstimmen, und wie und wo man den Mißton, der sich aus der rein gestimmten Octav ergibt, sitzen lassen und auf die ganze Harmonie vertheilen müsse. — Nebst dem fand ich Gelegenheit, in unbelauschten Stunden dem Meister, der ein großer Geheimnißkrämer war, seine Mensuren und Eintheilungen nachzustechen und aufzuzeichnen, wodurch ich nach und nach einen richtigen Begriff von der schwierigen Wissenschaft des Instrumentenbaues erlangte.

In meinem zwanzigsten Altersjahr mußte ich der Konscription wegen nach Haus. Mein Vater war unterdessen gestorben, und die Mutter hauste allein mit dem jüngern Bruder und meiner Schwester. — Das Glück war mir hold, und ich spielte mich frei. Die Mutter wollte durchaus, ich solle nun nicht mehr fort, sondern daheim für mich ein Geschäft anfangen. Ohne daß ich noch einen bestimmten Plan gefaßt hatte, war ich vorläufig bei einem Meister in dem benachbarten Röthenbach in Arbeit getreten. Kommt Zeit, kommt Rath, dachte ich.

Ein Jahr war so verflossen, da geschah es, daß ein Bäslein von mir sich verheirathete auf den Hochebnemooshof, den sie in der Ferne dort auf der Höh am Waldeck hervorschauen sehen; in der Ahorn sollte die Hochzeit gefeiert werden. Natürlich war das für den lustigen Schreinergesellen eine erwünschte Gelegenheit, bei Musik und Tanz sich wieder einmal waidlich zu erlustigen. Zum

ersten Mal seit langer Zeit führte mich dieser Anlaß wieder in die alte Heimath, wo ich so zu sagen ein Fremdling geworden.

Der Tag ist gewesen wie heut, so sonnig und heiß, und das Wirthshaus war förmlich belagert von Gästen, so daß bis hinaus in den Hof und Garten die Tisch' und Bänke standen, allwo die Jugend ihr fröhlich Wesen trieb.

Als Vetter von der Braut war mir gebührendermaßen innen am Hochzeitstisch gestuhlt worden, wo man dem weitgereisten muntern Gesellen natürlich alle Ehre erwies. Ich trug mich ganz nach der damals städtischen Mode: Schiffhut, brauner Frack mit metallenen Knöpfen, kurze Hosen und Halbstiefel mit gelben Klappen; eine Tracht, die, wie ich meinte, mir ganz proper stund; dazu kam noch ein jugendlich Blut, und das Sprichwort: eine ledige Haut schreit überlaut, war auf mich wie gemacht.

Ich hatte den ganzen Nachmittag tapfer getanzt, und verließ gegen Abend das Haus, um draußen ein wenig Luft zu schöpfen. — Es war schon ziemlich spät; der Mond stand bereits als silberne Sichel am Himmel, und unten in den Thälern dunkelte es schon. — An einem der Tische am Gartenhag bemerkte ich ein Mädchen, welches, nachdenklich den Kopf auf die Hand gestüzt, allein bei den verlassenen Tischen und Bänken saß. Da der Tanz so eben wieder angefangen hatte, so glaubte ich, das schöne Kind engagieren zu müssen, und näherte mich galant, um sie anzureden. Sie schaut auf, und die Sonne wirft ihren rosenfarbigen Schein über das anmuthigste Gesichtlein von der Welt. — Sonderbar! ich war doch sonst kein Scheupeter, und jezt, wahrhaftig, war ich verlegen und verdattert, als ich ihr den Antrag zum Tanz stellte. Die Kleine aber gibt mir einen Korb: so eben, sagt sie, hätt' sie es auch Einem abgeschlagen und wolle diesmal aussezen. Ich konnt' ihr's nicht übel nehmen, vielmehr suchte ich ein weiteres Gespräch

mit ihr anzuknüpfen. Aber zu meiner Verwunderung fangt das schnippische Ding an, halb und halb beleidigt, mir Vorwürfe zu machen: wie es komme, meint sie, daß der stolze und gar so fremdthuerische Herr sich endlich heruntergebe, mit ihr ein Wörtlein zu reden, und habe sie bis jezt doch noch keines Blickes und Grußes gewürdigt — und seyen doch früher Jugendfreunde gewesen u. s. w.

Betroffen und im Zweifel schau' ich ihr in's Gesicht; die Züge heimelten mich an und es dämmerte mir wie aus frühster Jugend eine Aehnlichkeit und Bekanntschaft entgegen — Philippine? frage ich erfreut, — und erkenne jezt erst die Tochter eines ehemaligen Hausmannes von unser'm Hof. Diese Familie hatte nämlich, wie ich eigentlich schon früher hätte erzählen sollen, in der sogenannten Hohberghofhütte im Zins gewohnt. Der Vater betrieb nothdürftig die Schildmalerei und etwas Feldbau, seine beiden Töchter aber waren als Kinder meine Gespielinen; doch weil ich, wie gesagt, selten oder nie mehr die Gegend betreten hatte, so waren mir die Mädel ganz aus dem Gesicht entwachsen, und nur später hörte ich zuweilen, die Eine hätte sich als Schildmalerin trefflich hervorgethan.

Verzeih' mir, Philippine, sagte ich, wenn ich dich jezt erst grüße; es ist allerdings schon eine schöne Zeit her, seit wir als Kinder am Hohberg zusammen hüteten, oder am Salenfels uns Hütten bauten, oder Haidbeeren gewannen —.

Oder, fiel sie ein, durch die Wiesen wandelten am Siesenbach, oder im Beringertobel, wo wir aus rosenrothen Engelsblümlein den Geißen Kränze um die Hörner flochten, um Eure gute Mutter zu erfreuen, die uns beim Nachhauskommen jedesmal mit Butter- oder Honigbrod belohnte. — O, ich hab' Euch auf den ersten Blick wieder erkannt, und so auch meine Schwester Martha, aber ich meinte, sezte sie treuherzig bei, Ihr wollet uns nimmer kennen; und das thät mir weh. Vorhin seyd Ihr beim

Tanz neben mir im Reihen gestanden mit des Scheurenwirths Tochter von Rudenberg.

Ich entschuldigte mich abermals, und redete ihr mit vielen freundlichen Worten zu, meines ungeschickten Benehmens wegen doch ja nicht bös auf mich zu seyn. — Es war mir wahrhaftig nicht anders, als hätt' ich großes Unrecht begangen, und um Alles in der Welt wollt' ich nicht, daß sie mir zürnen sollte.

Die Sonne war am Untergehen, für mich aber gieng sie auf; denn mein Glück und mein' Stern sah ich von nun an in den Augen der schönen Jugendgespielin, die auch ihrerseits mir so herzlich zugethan war. Es brauchte wenig, und das Mädchen folgte mir zum Tanz. Eben warf die Sonne ihren lezten Schein durch die offene Einfahrt in die Scheurentenn, wo der Tanzplatz war, der mir in diesem Augenblick herrlicher vorkam, als der kostbarste Saal. — So ist die Jugend, Freund; ein alter staubiger Heuboden kann ihr zum Wunderpalast werden!

Nachdem die Tour zu Ende war, stellte mich meine Tänzerin ihrer Schwester Martha vor, die an der Hand eines jungen Menschen auf uns zukam. Wir grüßten einander als alte Bekannte; ihr Begleiter aber, den ich anfänglich für den Freiwerber der Martha hielt, sah sauer drein, und als ich ihn näher in's Auge faßte, erkannte ich einen Sohn jener Familie in ihm, die uns durch den Prozeß um Haus und Hof gebracht hatte. Ich schrieb sein kühles Benehmen diesem Verhältnisse zu, obwohl wir Beide uns eigentlich im Leben nie etwas Leids gethan hatten; doch bald nachher mußte ich erfahren, daß noch was Anderes dahinter steckte.

Vom Tanzboden waren wir in das untere Wirthschaftslokal gegangen. Ich hatte dem Mädel den Vorschlag gemacht, ihren Platz draußen in der kühlen Abendluft aufzugeben und bei mir am Hochzeitstisch sich niederzulassen. Im Hausgang, durch den wir

gehen mußten, hatte sich eine alte Weibsperson mit einem kleinen Lottospiel etabliert. Auf einem Tischlein stand das Glücksrad und daneben sah man appetitliche Lebkuchen als lockende Gewinnste aufgeschichtet.

Allons, junger Herr, ruft uns die Alte zu, versuchen Sie auch einmal ihr Glück, der Liebsten zu Gefallen!

Wir schauen einander an und lachen, „der Liebsten zu Gefallen", das Wort hatte mir höchst angenehm geklungen, und ich trete an das Tischlein, meinen Einsatz zu machen. — Das Glücksrädlein dreht sich — steht still; die Alte ruft die Nummer, und richtig — ich hab' gewonnen. — Ein ansehnlicher Lebkuchen in Form eines Herzens wird meiner Kleinen dargereicht. — Ihre Augen sagen mir freundlichen Dank, und halb an einander angelehnt, lesen wir zusammen das Verslein, welches auf einem Papierstreifen in Mitte des Herzens aufgeklebt ist; es hieß so:

„Hoffnung hintergehet zwar,
Aber nur was wankelmüthig,
Hoffnung zeigt sich immerdar
Treugesinnten Herzen gütig.
Hoffnung senket ihren Grund
In das Herze nicht den Mund."

Während wir nun einander das Sprüchlein vorlesen und jedes sein Theil dazu denkt, entspinnt sich am Spieltisch ein Streit. — Der Gewinnst gehört mein, sagt eine Stimme hinter uns, da, die Kugel liegt auf meiner Nummer!

Es war der junge Mann, Martha's Tänzer, welcher auch gesezt hatte und also Einsprache machte. — Alles schaute natürlich auf das Lottorädlein; die Glückskugel lag wirklich zweifelhaft auf der Grenze zwischen seiner und meiner Nummer. — Der Gewinnst wär' also mein gewesen, sagt der junge Bursche zur Philippine;

die aber legt mit den Worten: Potz Dunder, ich geb's ja her! die Glücksgab erzürnt und trutzlich wieder auf den Tisch.

Valentin, so hieß nämlich der Störenfried, mochte einlenken und beschwichtigen wie er wollte, das Mädel blieb dabei, und zog mich hinweg gegen die Stube, wo wir uns am Hochzeitstisch sezten. Bald nachher kam auch Martha, die Schwester, die, wie es schien, über das Benehmen der Jüngern am Spieltisch etwas ungehalten war, und ihr Vorstellungen machen wollte, aber umsonst. Die Kleine glaubte in ihrem Recht zu seyn.

Wir Beide aber hatten den Vorfall bald vergessen; denn wir mußten uns ja so Vieles erzählen und aus vergangenen Zeiten nachholen, daß wir uns nur wenig um Andere kümmern konnten. Das Mädle erzählte von ihres Vaters Tod, und wie es anfänglich bei ihnen so schmal hergegangen sey, wie sie aber später durch die Schildmalerei und den wenigen Feldbau sich doch ziemlich herausgeschwungen hätten und zu einem gefreuten Hauswesen gekommen wären. — Natürlich daß auch ich meine Historie seit dem Wegzug vom Hohberghof ausführlich mittheilen mußte. — Die Lichter waren unterdessen angezündet worden, und wir saßen noch lange Hand in Hand, ohne viel auf die Wirthschaft um uns her zu achten.

Während wir so seelenvergnügt beisammen saßen, kommt die Alte vom Spieltisch zu uns herein, und bringt den liegengebliebenen Kuchen, wahrscheinlich eines guten Gläsleins oder Trinkgelds wegen, das sie von mir zu erhalten hoffte. Sie reichte mir die Süßigkeit mit der Versicherung, daß der Preis von Gott und Rechtswegen mir gehöre, und sie sich ein Gewissen daraus machen würde, einen so raisonnablen jungen Menschen um sein Geld zu betrügen u. s. w. Ich spendierte der Alten großmüthig ein Trinkgeld; denn ich war in einer Laune, daß ich ein Königreich verschenkt hätte, wenn mir eines zur Verfügung gestanden wäre.

Mit großer Inbrunst lasen wir dann das Verslein wieder, und erachteten das, was es sagte, fast als ein Evangelium. — Denn so ist der Mensch, Freund, er knüpft seine Hoffnungen an einen Strohhalm, wenn es seinen Wünschen schmeichelt. — Aber unser Glück war nur von kurzer Dauer; der Abend roth, — der Morgen grau, hieß es da.

Der Wein hatte mir die Zunge gelöst, und nicht undeutlich gab ich zulezt dem herzigen Kind zu verstehen, daß ich vorhätte in der Heimath mich zu etablieren, und an der Seite eines lieben Weibleins recht glückselige Tage zu erleben hoffe. — Natürlich, daß ich sie dabei gar zärtlich anblickte und ihr die Hand drückte, wie es für einen Liebhaber schicklich ist. Ja wir wußten uns Alles schon so hübsch und nett auszumalen, daß nach unser'm Dafürhalten nichts mehr fehlte als ein Geistlicher, der uns sogleich zusammengegeben und eingesegnet hätte.

Wohl hatte ich bemerkt, wie Valentin sich uns gegenüber gesezt hatte und von Zeit zu Zeit finstere Blicke nach uns schoß. Offenbar ärgerte ihn die Zuthunlichkeit des Mädchens gegen mich, und er saß da, als hätt' ihm Einer mit Gift vergeben; und wenn die Gesellschaft einmal kameradschaftlich anstieß, merkte ich wohl, daß er mich mit seinem Glas absichtlich zu meiden bestrebte. — Holla, denk' ich, dem bist du am End in's Gäu gerathen! Und als ich bei dem Mädel seinetwegen anklopfe, kann ich wohl merken, daß ich auf der rechten Spur bin. — Ei nu, denke ich, dem Einen lieb, dem Andern leid, das ist der Liebe Gewohnheit, und such' mir die Bedenklichkeit aus dem Kopf zu schlagen. Das ganze Wesen des Mädchens hatte mich halt schon so sehr eingenommen, daß ich an eine Trennung von ihr nur mit Schrecken denken konnte. Es wollte mir scheinen, als habe uns der gütige Himmel nicht ohne Zweck zusammengeführt, und die Hoff=

nung uns in dem Sprüchlein am Glücksrad eine Bürgschaft gebert wollen.

Die Feuerabendstunde war herangekommen; schon längst hatten sich die Brautleute entfernt und auch die beiden Schwestern trieben alsgemach zum Aufbruch. Ein alter Vetter, mit dem sie hergekommen waren, stellte sich ein, um sie nach Haus zu begleiten. Ich hörte aber erst später, daß eigentlich Valentin die Mädchen hergeführt habe, und daß der junge Mensch ein Freund ihres Hauses sey, und allgemein als Bewerber um die Jüngere gelte, was ich übrigens schon selbigen Abend hatte merken können. Man schien auch wirklich auf ihn warten zu wollen, wenigstens fragte Martha mehrere Mal verlegen nach ihm; ich aber hatte meiner Kleinen schon resolut den Arm gegeben, und schritt mit ihr hinaus in die schwüle Sommernacht. — Ich war der glücklichste Mensch unter den Sternen und hätte gewünscht, der Weg bis zum Hause des Mädchens möchte ein zehnmal längerer seyn. Was ich ihr vorher nur verblümt gesagt hatte, wiederholte ich jezt, daß nämlich nur sie meine Herzkönigin und dereinstiges Weib seyn solle, und als wir in diesem Gedanken fröhlich dahin wandelten, schießt ein Stern am Nachthimmel, für uns ein günstiges Zeichen, nach dem alten Glauben, daß Dasjenige, was man denkt und wünscht in dem Augenblick, wo ein Stern am Himmel schießt, in Erfüllung gehen werde. — Wahrhaftig für uns hieng der Himmel nicht nur voller Sterne, sondern voll Geigen.

Schweigsam folgte die Martha mit dem alten Vetter hinter uns drein. Wie wir nun in den Wald gegen die Kohlscheuer kommen, steht ein Mensch mitten im Weg, scheinbar als wolle er auf uns warten. — Es war Niemand anders als der Valentin.

Mord, Schwernoth, wie kochte es in dem, als er mich mit dem Mädel am Arm daherschreiten sah. Denn zu seiner Eifersucht

hin hatte er dem Wein etwas zu stark zugesezt, und auch ich hatte des Adlerwirths Zwölfer keineswegs geschont; er aus Verdruß, ich aber aus Fröhlichkeit und guter Laune, wie denn Liebe und Nacht zu solcher Stimmung Veranlassung gaben. Da brauchte es nur ein Fünklein und der Brand kam zum Ausbruch. — Es ist mir jedoch von Allem nur so viel noch erinnerlich, daß Valentin der Philippine spitzige, beleidigende Reden hinwarf: — sie sey auch eine von Denen, welche an allen Brünnlein trinken, und dieses und jenes. Und wie Stein und Stahl beim Aufeinandertreffen Feuer geben, also ging's los zwischen uns Beiden. Denn ich merkte wohl, daß ich allein die Ursache war, warum er dem Mädchen solche Reden gab, daher ich mich truzig vor den Riß stellte und dem unhöflichen Angreifer tüchtig auftrumpfte. — Die beiden Mädchen aber legten sich in's Mittel und bitten und beten an uns herum, aber da wollte nichts batten: wir kamen immer gehässiger an einander, und wären einander sicherlich noch in die Haare gerathen, wenn nicht endlich die Mädchen, Philippine mich, die Andere den Valentin, am Arme genommen und auseinander gebracht hätten. Doch riefen wir uns beim Abschied noch trozig die Herausforderung zu, daß wir uns später noch finden würden! — Valentin hatte sich in großer Erboßung davon gemacht, und ich zog mit den beiden Schwestern wieder fürbaß (der alte Vetter, ihr Begleiter, der sich wenig um den Streit der jungen Narren kümmerte, war unterdessen weit vorausgeschritten). — Mich aber hatte der Handel so in Harnisch gebracht, daß ich hoch und theuer verschwor, dem Valentin, wo ich ihn auch finden würde, den Garaus zu machen. Natürlich, daß die Schwestern sich alle Mühe gaben zu besänftigen und mich zur Raison zu bringen; und als wir bei ihrem Hause angelangt waren, ich aber durchaus nicht eintreten wollte, mußte ich der Kleinen feierlichst in die Hand hinein ver-

sprechen, ihr zu lieb alles Zusammentreffen mit dem Valentin zu meiden, und in Frieden mich auf den Heimweg zu begeben.

Wir sagten uns gute Nacht und schieden; aber ich bemerkte wohl, daß sie statt in's Haus hinein zu gehen, noch eine Weile an der Thüre stehen blieben und schauten, ob ich auch wirklich den Weg nach Haus einschlage.

Ich gieng allerdings anfänglich in jener Richtung, als ich ihnen aber aus dem Gesichte war, und mir der Handel erst recht wurmte, machte ich linksum gegen den Wald, über das Bächlein, um das Haus zu umgehen und oberhalb an demselben wieder die Straße zu gewinnen.

Was ich wollte geschah. Bei dem alten Feldkreuz, wo es gegen das Höchst zugeht, kommt Jemand langsam des Weges daher. Der halbe Mond lugte trübselig und blaß aus dem Nebel, der über den Bergen hieng. Das Herz klopfte mir hörbar, und ich zitterte vor Ingrimm und Verlangen, mich an dem Beleidiger zu rächen. Ein böser Geist gab mir zur Eifersucht noch den Gedanken ein, ich hätte es mit dem Sohne Desjenigen zu thun, der uns von Haus und Hof vertrieben habe.

Valentin drang zuerst auf mich ein, und zwar so gewaltthätig, daß ich in den Straßengraben gestolpert wäre, hätte ich nicht an einem dornigen Hagenbutzenstock am Weg einen Halt gefunden; da ich aber der Stärkere war, und Wein, Zorn und Alles durcheinander auch das Ihrige thaten, so hatte ich meinen Gegner nach kurzem Ringen unter mir. — Jezt aber gieng erst der Tanz los. — Der Valentin, voll Wuth, rafft sich wieder auf, greift nach seinem Messer und fluncert mir damit bösartig vor der Nas' herum; ein braver Kerl, denk ich, wehrt sich seiner Haut, und im Hui küßt er zum zweiten Mal den Boden; — stöhnt aber und keucht wie Einer, der am Abschnappen ist. — Jesus Maria! — über meine Hand laufts's

warm wie Blut. — Einen Augenblick steh' ich wie versteinert. — Dann will ich dem Blessierten helfen sich aufzurichten; aber im nämlichen Moment hör ich Stimmen hinter mir auf der Straße. Es waren heimkehrende Hochzeitsgäste, welche der laute Wortwechsel und Streit aufmerksam gemacht haben mußte; und auch aus der nahen Sägmühle kommt Einer mit 'ner Laterne daher gestolpert, und fragt, was es gebe?

In großer Angst, und ohne daß ich weiß, was ich will, spring ich über den Graben, durch die Wiesen gegen den Wald. Da steh ich still und schau auf den Kampfplatz herüber, wo mehrere Leute um den Gefallenen sich beschäftigen. — Es war mir sogar, als sehe ich die Uniform eines Gardisten; wahrscheinlich kam der Mann auch vom Wirthshaus her. — Ich stiere der Trupp nach, bis Alles mit dem Licht in Nacht und Nebel verschwunden ist.

Es schien mir Alles nur ein Traum, und doch war ich vollständig nüchtern geworden, denn Weindunst und Zorn hatten einer unsäglichen Angst Platz gemacht, und es kam mir vor, als wär' ich ein zweiter Kain mit blutigen Händen. In Verwirrung lief ich waldeinwärts. — Der Mond war eben betrübt untergegangen und die Nacht stockfinster geworden. — Nur eines war mir im Augenblick klar, daß ich fliehen und das Land meiden müsse. — Es schwebte mir etwas vor, wie ein hochnothpeinliches Gericht mit Thurm und langer Untersuchung, und hintennach vielleicht gar noch Schlimmeres. — Und wenn ich an meine alte Mutter daheim und an Philippine dachte, mich aber als Sträfling ihnen gegenüber, — so gieng's mir siedend heiß auf, und ich glaubte die Kniee wollten mir einsinken. — Ich beschloß vorerst über den Rhein in's Elsaß zu gehen, und dort abzuwarten, was das Schicksal weiter über mich verhängen würde. — In der Richtung gegen das Breisgau lief also ich fort, bergauf, bergab.

Ein dicker Nebel, der über die Berge zog, hinderte alle Aussicht, so daß ich mich in der Gegend unmöglich zurechtfinden konnte. Der Morgen dämmerte bereits. Ermüdet und von dem Thau in dem hohen Waldgras ganz durchnäßt, sezte ich mich auf einen umgeworfenen Baumstamm, um zu überlegen, was weiter geschehen sollte. Die Morgenluft hatte mich vollends nüchtern gemacht, aber zugleich auch alle heroischen Entschließungen, mit denen ich dem Schicksal Troz bieten wollte, um ein Merkliches herabgestimmt, und eine kazenjämmerliche Stimmung wandelte mich an. — Wie schnell doch der Mensch in ein Labyrinth und in Umstände verwickelt ist! dachte ich, vom höchsten Glück herabgestürzt in Noth. — Lange saß ich so da, den Kopf in die Hand gestüzt, wie der blessierte Grenadier bei Waterloo; — endlich tönte ein Betglöcklein aus dem ungewissen Nebelmeer. Ich glaubte die Stimme eines menschlichen Wesens zu hören, und betete in der Stille ein Paar Vaterunser, mehr für den unglücklichen Valentin, als für mich.

Endlich raffte ich mich auf; ich wußte jezt, wo ich an der Zeit sey, und daß es Morgens vier Uhr seyn müsse. Ein Paar Büchsenschüß weit und ich sah Waldau vor mir liegen. An einem Brünnlein vor einem großen Bauernhof wusch ich mir das Gesicht und die Hände und schlug dann den Weg gegen den hohlen Graben ein.

Links vom Wirthshaus geht es, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, nach St. Märgen, rechts über den Thurner nach Freiburg. Ich wählte den leztern Weg.

Die Sonne war unterdessen allgemach in die Höh gerückt. Ich verwünschte aber tausendmal den hellen Tag und seinen Strahl, und blickte hie und da zurück, ob mich Niemand verfolge; und als ich einmal in der Ferne einen Reiter daherkommen sah, sprang ich schnell von der Straße in das nahe Holz und ließ den Kerl

vorbei traben. Aber selbst das Rascheln des Laubes, das Sausen der hohen Tannen erschreckte mich.

Oft schon hatte ich mir früher gedacht, wie es wohl einem Malefikanten, dem das Urthel gesprochen ist, zu Muth seyn möchte, — jezt hatte ich einen Vorgeschmack davon. — Die nächtliche Unglücksgeschichte stand wie ein blutiger Grenzpfahl in meinem Leben. Ich sah jezt erst, wie sorglos und glücklich ich bis daher gelebt hatte, und meine Gedanken führten mich unwillkürlich zurück bis in die Kinderzeit, zu jenen Tagen am Hohberg und Siesenbach, zu der lieben Jugendgespielin. — Was mußte das Mädchen nun von mir denken! Am Ende konnte sie auch noch in die unselige Geschichte mit hineingezogen werden. — Mußte ihr mein Verschwinden nicht auffallen und ganz zweideutig vorkommen? — und wenn ich mir den Kummer der Meinigen, das Leid meiner alten Mutter vorstellte, so fieng ich beinahe an, meine übereilte Flucht zu verwünschen.

Dann zog ich auch wieder alle Einzelheiten des Unfalls umständlich durch den Kopf. — War nicht Valentin der Angreifer, und der, welcher das Messer gezogen? Offenbar hatte er im Fallen sich selbst verwundet; freilich mußte ich mich beschuldigen, daß ich es war, der ihn aufgesucht und ihm so zu sagen aufgepaßt hatte. — Grund genug, mich vor Gericht schwer zu gravieren. — Und wenn er vielleicht gar an der Blessur gestorben wäre?

Kurzum, je weiter ich kam, desto unschlüssiger wurde ich. — Mein Stolz und mein Ehrgefühl sträubte sich gegen diese verzagte Ausreißerei, die mir allgemach unmännlich vorkommen wollte. — Im Grund genommen aber war es Philippine, die mir keine Ruhe ließ und mich heimwärts zerrte; und doch hatte ich nicht Courage genug „rechts umkehrt“ zu machen. — Mittag mußte vorüber seyn, das konnte ich am Stand der Sonne und an der Stille

im Feld abnehmen. — Aus dem wolkenlosen Himmelszelt schaute die Sonne heiß und brandig in die tiefeingeschnittenen Thäler des Spirzen, über den ich wanderte.

Ich hatte einen Augenblick Halt gemacht, um zu überlegen. — Wollte ich denn wie ein Narr weiter rennen? — Gedankenvoll lug ich in die blaue Luft; ein majestätischer Weih kreist eben langsam über dem nahen Bergwald, den ich von meinem Standort aus übersehen konnte. — Da kommt mir ein wunderlicher Gedanke: — laßt er sich nieder, sag' ich zu mir selbst, so soll es mir ein Zeichen seyn, wiederum heimzukehren; fliegt er in's Weite, so will auch ich weiter zieh'n, fremd in die fremde Welt.

In immer engern Bogen schwebt der Vogel über die Tannenwipfel — tiefer und tiefer sinkt er herab, — und schon glaub' ich gewonnen zu haben, als er plötzlich wie erschreckt empor flattert und seinen Flug über Berg und Thal nimmt, bis er meinen Augen verschwindet, gegen das Breisgau und den Rhein hin. — Eine Weile schau' ich ihm nach in das leere Blau, dann sag' ich zu mir selbst: Larifari — was frag' ich nach Allem — und wenn sich die ganze Welt gegen mich verschwört und der Teufel dazu, so kehr' ich jezt doch um!

Gesagt gethan. — Mein Plan war zuerst, die Meinigen im älterlichen Haus aufzusuchen, um zu hören, wie die Sachen stünden, dann bei Amt mich zu stellen und auf Untersuchung zu dringen. Ich wollte abgelegene Wege einschlagen, auf daß ich nicht etwa den Gardisten in die Hände rannte; denn meine Sistierung sollte als freiwilliger Entschluß gelten. — Die Landstraße mußte daher gemieden und entlegene Fußwege eingeschlagen werden.

Die Fenster am Wirthshaus auf dem Thurner funkelten schon im Abendgold, als ich links an den Schweighöfen vorbei wieder auf die Straße kam, wo ich am Morgen hergekommen war. Un=

beschrien lief ich über die Höh' bei Waldau und erreichte glücklich das Schwärzenbachthal. — Es war bereits Nacht; die Anstrengung und die Hitze hatten mich abgemattet, und zudem hatte ich den ganzen Tag über noch nichts genossen.

Ohne eigentlichen Weg schweifte ich über Haiden, durch Wiesen und Wälder. Eine kühle Nachtluft schnaufte über die Berge, und ich sehnte mich nach einem Plätzlein, wo ich eine Stunde liegen und ruhen konnte; denn nach meiner Berechnung mußte ich immer noch vor Tag das älterliche Haus erreichen.

Unverhofft stand ich vor dem Hohberghof, meiner alten Heimath. — Eh' ich aber weiter erzähle, was mir in dem alten Gebäu zugestoßen, muß ich einiges Andere voranschicken. Als mein Vater selig gezwungen worden, das Haus zu verkaufen, hatten es zwei Brüder an sich gebracht, die es gemeinschaftlich bezogen und bewohnten. Aber es ruhte einmal kein Segen auf dem Haus; denn nicht lange, so geriethen die Beiden in Zerwürfniß und Unfried, und zwar von wegen der Reparaturen ihrer gemeinschaftlichen Behausung. Viele Jahre vorher hatte mein Vater, in der Voraussicht, den Hof verkaufen zu müßen, wenig oder nichts mehr auf die Instandhaltung des Gebäudes verwendet, und so war es gekommen, daß es ziemlich verwahrlost an die neuen Besitzer gelangte. Einer wollte dem Andern den größten Theil der Baupflicht aufhalsen, und nach langem Streit fielen sie endlich den Advokaten in die Hände. Unterdessen ward die Herberge immer baufälliger; und als einst ein großer Sturm einen Theil des Daches und der hintern Wand eingerissen, sahen sich die feindlichen Brüder genöthiget, auszuziehen. Seitdem stand das Anwesen leer.

Der verwetterte Bau mit seinen vernagelten Thüren und Fenstern schaute mich an, als wollte er die Lehre geben, nur Eintracht baue Häuser, die Zwietracht aber reiße sie nieder. Die

Taglichter in der Küche standen offen. — Da, denk ich, könntest du einen Augenblick rasten, ohne dich dem kalten Nachtthau auszusezen; und obwohl es mir ein wenig schaudrig zu Muth werden wollte, steig ich hinein, tappe im Finstern herum und finde endlich neben dem Herd einen Haufen Stroh und dürres Laub, wahrscheinlich die Liegerstatt von Bettlern oder Hirten, die sich zuweilen hier einquartierten. Mit einem Seufzer warf ich mich auf das Lager, wo der müde Körper die nöthige Ruhe fand, während die Gedanken noch eine Weile herumschweiften und mich wach erhielten.

Hier lag ich nun an derselben Stelle, wo vor Jahren der Vater seinen Fluch ausgesprochen hatte über das Haus und alle Einwohner; ich, ein heimathloser Flüchtling, der vielleicht in diesem Augenblick von den Hatschieren gesucht wurde. — Seltsame Gedanken brachen ein in mein Gehirn, und bei jedem leisen Geräusch, das der Nachtwind machte, der durch die alte, verwahrloste Spelunke zog, schreckte ich auf. — Hatte man früher uns Kindern nicht allerlei Geschichten erzählt von Geistern der alten Heiden, die sich zu gewissen Zeiten in dem Haus noch regen sollten? — Und wer ist nicht abergläubisch, Freund, an gewissen Orten und zu gewissen Zeiten? — Bete also ein andächtiges Vaterunser, empfehle mich dem Schutz meines heiligsten Namenspatrons und drehe mich auf's andere Ohr. — Soweit war Alles recht, — aber hören Sie, was weiter geschieht. Der Schlaf hatte mich endlich übernommen, da höre ich, es mag so um Mitternacht gewesen seyn, einen seltsamen Lärm. — Es hatte mir eben schwer geträumt: ich sah mich hinaus geführt zum luftigen Hochgericht und hörte den Meister Hämmerlin schon über mir auf die Leiter steigen, — als ich aufwachte. — Wahrhaftig über meinem Kopf, auf dem Herd, stand eine Gestalt. In der Küche ist's hell — und ein Kerl im grauen Mantel mit einem Beil in den Händen

handtiert oben an den rußigen Balken herum. — Ich stoße einen Schrei aus — alle guten Geister loben Gott! — Der Große stiert mich an mit seinen glasigen Augen, dann rumpelt er zusammen; das Laternlein verlöscht, und einige schwere polterige Tritte, die sich entfernen, sind Alles, was ich noch höre. — Darauf ist's wieder todtenstill.

Eine Weile lieg ich noch wie angespießt auf meinem Platz, — dann spring ich auf, schwing mich auf die Fensterbrüstung, — und mit einem Satz bin ich im Freien.

So hatt' es also doch seine Richtigkeit, denk' ich, mit dem Hausgeist. — Nun soll mir noch Einer kommen und mir beweisen wollen, es geb' nichts dergleichen. — Doch — hatte ich nicht früher oft sagen hören, es stehe Demjenigen aus der Familie, dem der Kobolt erscheine, ein schweres Unglück bevor? — Ich seufzte unwillkürlich, schnappte nach Luft und schaute hinauf zum stillen Nachthimmel. — O, ihr friedlichen Sterne, rief ich, wohnt auf euch auch so viel Kreuz und Noth. Ihr seligen Geister, die ihr droben wandelt, wißt ihr etwas von den armen Menschengeschöpfen da unten auf dem dunklen Erdenball? — o kommt und beschützet mich! — Ich stand still, als sollt ich von oben ein Zeichen, eine Antwort vernehmen. — Aber nur die Nachtluft raschelte in den Hürsten, und im Thal brauste der Waldbach.

Es gieng schon dem Morgen entgegen, als ich in die Gegend von Friedenweiler kam. Das ewige Licht in der Klosterkirche zuckte wie am Erlöschen, und über dem Stationenberg tagte es bereits, und auch die Vögel regten sich schon in den Wäldern. Ich mußte mich sputen, wenn ich vor Tag noch heimkommen wollte.

Es gelang mir, unbeachtet das älterliche Haus zu erreichen. — Der Willkomm war ein verstörter. Die Mutter hatte in großer Angst um mich gelebt, die auch bei meiner Rückkehr nicht ganz

weichen wollte. — Die Diener der Gerechtigkeit hatten sich, wie ich hörte, wirklich schon nach mir in dem Hause erkundigt; doch dies war noch nicht Alles. — Ich wußte, daß dieser Tage mein Bruder zur Konscription geladen war. — Es war im Jahr zwölf, und sollten dem Napoleon schleunigst Hilfsvölker nach Rußland geschickt werden. — Gestern hatte die Ziehung stattgefunden. — Meinen Bruder hatte das Loos getroffen. — Sie können sich den Jammer der alten Mutter denken; der Sohn, die einzige Stütze ihres Haushaltes, dazu die Kriegszeiten; und ich mit der Aussicht, in langer unehrenhafter Untersuchung herumgezogen und vielleicht gar noch bestraft zu werden. — Einen Augenblick war ich ganz kleinmüthig und verzagt; da kam mir plötzlich ein Ausweg. — Seyd getrost, sagte ich, es kann noch Alles recht werden! und gieng hinüber zum Vogt.

Dieser wunderte sich anfangs über den Besuch, denn er glaubte mich über Berg und Thal. Richtig, der nächtliche Exceß war durch selbigen Gardisten, der zufällig des Wegs dahergekommen, schon zur Anzeige gebracht. — Zu meinem Trost hörte ich jedoch, die Blessur des Valentin sey nicht gefährlich; aber unangenehme Geschichten, sagte der Vogt, könne es für mich noch absetzen.

Hierauf sagte ich ihm, daß ich, wenn einigermaßen thunlich, für meinen Bruder einstehen und Soldat werden wolle, vorausgesezt, daß die Untersuchung niedergeschlagen werde, und bat ihn, mich zum Amt zu begleiten. — Vorher aber wolle ich noch einmal nach Haus und meinen Leuten die Sach' vortragen.

Der Vogt billigte diesen Entschluß. — Die Mutter aber, als sie davon hörte, jammerte auf's Neue, und auch der Bruder machte Einwendungen; — doch zulezt mußten sie sich d'rein ergeben, denn mein Entschluß stand fest; es schien mir der einzige ehrenvolle Ausweg, und für die betagte Mutter und unser Hauswesen die einzige Rettung.

Mit großer Hast trieb ich an dem Vogt, daß er mit mir gehe; und als wir nach Neustadt kamen zum Justizamtmann, der übrigens unserer Familie von früher her wohlgewogen war, wurde ich freilich anfangs hart angefahren; doch als ich ihm die Sache auseinandersezte und meine Entschliessnng kund that, wurde er etwas glimpflicher und sprach eine Zeit lang unter vier Augen mit dem Vogt. — Bis zum andern Morgen jedoch erhielt ich Quartier beim Schließer, worauf mir dann die nöthigen Papiere nach Karlsruhe zum betreffenden Kommando eingehändigt wurden. — Ich hatte noch vor meinem Abmarsch die Beruhigung, wiederholt zu erfahren, daß es mit meinem Gegner nicht gefährlich stehe, und er selbst bezeugt habe, daß er durch den Fall in's eigene Messer sich verwundet habe, überhaupt den ganzen Handel für mich nicht ungünstig darstelle. Wohl dachte ich schmerzlich an das Mädel, aber die Hoffnung, der Trost aller Verliebten stärkte mich: Hoffnung, sagte ich zu mir selber, zeigt sich immerdar, treugesinnten Herzen gütig u. s. w. Das Einzige, was mir schwer fiel, war, daß ich sie nicht mehr sehen und sprechen konnte, denn wir Rekruten hatten Ordre, den nächsten Tag schon einzurücken. Meinen Bruder hatte ich zu meinem Meister geschickt, dort meine Habseligkeiten in Empfang zu nehmen.

Der Abschied daheim war kurz, aber schwer. Der Mutter gieng es vor, als sollte sie mich nicht mehr sehen.

Am zwölften August zogen wir in Karlsruhe ein, wo wir vierzehn Tage exerzieren, dann sogleich abmarschieren mußten. — Vorher noch hatte ich der Philippine ein Schreiben zugehen lassen, worin ich ihr den ganzen Sachverhalt genau auseinandersezte und sie versicherte, daß ich in stets unerlosch'ner Lieb' und Treu' ihrer gedenken werde und nur in Sorgen stehe, sie möchte mir diesen Schritt zum Gegentheil auslegen. — Uebrigens, schrieb ich, sehe

ich das Ganze als eine Schickung von Oben und als den Probierstein ihrer Gesinnung und Standhaftigkeit an; und indem ich alles Andere unserm Herrgott überlasse, erinnere ich sie an das Sprüchlein auf der hohen Ahorn u. s. w.

Unser Abmarsch gieng zu schnell vor sich, als daß noch Antwort von ihr hätte eintreffen können. Unser Korps, elfhundert Mann stark, unter Major Brückner, war als Ergänzungskorps nach Rußland bestimmt. Der Kapitain meiner Kompagnie hieß Dalberg, ein guter Mann, den ich später eine Zeit lang bediente. Es hieß, wir seyen nach Stralsund bestimmt, wir erreichten jedoch diese Festung nicht, denn schon hinter Berlin begegneten uns da und dort Kosackenschwärme, und bedenkliche Gerüchte verlauteten von Napoleons Mißgeschick in Rußland.

Eines Tags, als wir guten Muths auf der Heerstraße fortmarschieren, begegnet uns ein Soldat im grauen Mantel und fragt die Vordersten, ob er nicht Badener vor sich habe; und als man ihm mit Ja antwortet, stellt er sich den Offizieren als Landsmann vor, der von Rußland komme und die gerettete Fahne vom ersten Regiment, um den Leib gewickelt, bei sich trage. — Sie können sich den Jubel der Leute denken; die Offiziere umarmten und küßten den braven Mann, fragten ihn über Alles, und gaben ihm Bedeckung mit bis nach Berlin. — Wir aber stießen im Weiterziehen auf immer bedrohlichere Anzeichen, und eines Morgens, Angesichts der Festung Stralsund, hieß es plötzlich „Kehrt!“ und man sagte uns, daß es nach Großglogau gehe, wo wir mit verschiedenen Corps der retirirenden französischen Armee die Besatzung bilden sollten.

Es würde zu weitschichtig seyn, wollte ich alle Einzelheiten dieses langwierigen Festungsdienstes aufzählen. Ueber zehn Stunden im Umkreis mußten wir Streifzüge thun, um Fourrage und

Proviant herbeizuschaffen; oft auch wurden wir als Exekutions-mannschaft in die Dörfer und Edelmannshöfe gelegt, wenn es sich darum handelte, Kontributionen einzutreiben. Also wollte es der französische General.

Als die Festung später, im Jahr dreizehn, belagert wurde, bekamen wir zum ersten Mal Pulver zu riechen. Bei einem der vielen Ausfälle, die wir machten, wurde ich stark blessiert. Ein Bajonnet, welches eine Kanonenkugel meinem Vordermann vom Gewehr wegriß, traf mich in die Brust, so daß ich lange Zeit im Spital kampieren mußte. — Dreiviertel Jahr lagen wir in Glogau eingepfercht; hernach gieng's in's Lager bei Lüben. — Freund, das war ein Leben, hei! Denken Sie sich den Anblick, in fünf unabsehbaren Reihen stunden wohl fünf Stunden weit die Zelte. Für die Offiziere aber wurden besondere hölzerne Baracken gezimmert, förmliche Hütten und mehrentheils proper ausstaffiert. Da streiften wir Soldaten oft fünf, sechs Stunden weit auf die Edelhöfe, um Blumentöpfe und andern Zierrath für unsere Kapitainszelte zu requirieren. — Napoleon hielt auch einmal große Heerschau über's ganze Lager, wohl an die einmalhunderttausend Mann; ein andermal wurde sein Geburtstag gefeiert, das war eine Wirthschaft, Herr, ein Schmausen, Pokulieren und Vivatgeschrei; Deutsch und Französisch durcheinander; und weil ich's Geigen nichts weniger als verlernt hatte, so spielte ich auf gut oberländerisch die fidelsten Ländler und Walzer dazwischen, daß es manchem Landsmann ganz warm um's Herz wurde, wenn er dabei an Die daheim dachte.

Zehn Wochen dauerte das Leben, lustig und in Floribus, dann gieng der Teufel von Neuem los. — Jeden Tag Allarm, Gefecht, Vor- und Rückmarsch. Doch war das Alles nur das Vorspiel zur großen Schlacht bei Leipzig. Wir gehörten zum elften Armeekorps, neunundbreißigste Division, und standen unter General

Macdonald und unserm Major Brückner. — Das waren heiße Tage, Freund, die wohl Keiner vergessen wird, der sie mitgemacht hat; aber die Meisten sind unterdessen schon zur großen Armee abberufen worden, hinüber in's Jenseits. — Doch, der gemeine Soldat befindet sich bei solchen Affairen gleichsam im Nebel, er steht in Reih und Glied, wie ein Halm im Kornfeld, und hat keinen Ueberblick über's Ganze. Hatte man z. B. am Abend eine Stellung eingenommen, dem Feind gegenüber, so war am Morgen schon das ganze Theater wieder verändert; so gieng's hin und her, vor- und rückwärts, und Keiner kam aus den Kleidern. — Zweimal mußten wir durch einen Fluß waten, bis an den Hals im Wasser, und wer nicht verstand schräg gegen die Wellen zu marschieren, den spühlten sie weg auf niemals Wiedersehen. — Beim Anfang der Schlacht standen wir bei Holzhausen, wohl fünf Stunden von Leipzig. Am ersten Tag (wir hatten tapfer gestürmt gegen die Schwedenschanzen) Abends lief ein Vivatgeschrei durch alle Reihen; also hatte es Napoleon befohlen, der sich schon Sieger glaubte. Unser Korps hatte auf einem Berg Posto gefaßt, und wir unterhielten die ganze Nacht hindurch Freudenfeuer aus verbrochenen Laffeten und Bagagewägen; und wie das Feuer von Berg zu Bergen loderte, und es ringsum krachte und blizte, und Keiner wußte, was wohl die nächste Minute bringen werde, stand ich auf meinem Posten und machte Kalender. — Sonderbar, zum Kriegshandwerk hatte ich von Jugend auf nicht die mindeste Lust gehabt und hätte mir im Traum niemals einfallen lassen, jemals Soldat zu werden, und auch jezt war ich nicht mit Leib und Seel' dabei. — Daß wir Deutsche gegen Deutsche in Feindschaft stunden, machte mir und Keinem groß Bedenken; man wußte von früher her nicht anders, als daß sie aufeinander schlagen mußten, während der Ausländer den Meister spielte; doch wurmte mir, ich darf es wohl

sagen, unsere Kameradschaft mit dem Franzos, von dem ich von Kindsbeinen an so viel Uebels aus den vorigen Kriegen sagen hören müssen, nicht anders, als wäre er der eigentliche Reichsfeind, was er auch bei all' seiner Höflichkeit von jeher gewesen ist und bleiben wird, so lang es in Deutschland für ihn was zu holen gibt.

Mitten in dem gewaltigen Feldlager, Freund, zwischen Mord und Tod, desertierten meine Gedanken oft heimathzu, zu dem waldigen Hohberg und Roßbühl und zur hohen Ahorn. — Wie wenig doch der Mensch voraussehen kann, dacht' ich dann; wie standen wir junges Blut damals in so fröhlicher Hoffnung, und meinten so nah' am Ziel zu seyn, — und jezt in so weiter, weiter Trennung, — vielleicht auf immer, denn der nächste Augenblick schon konnte mich unter die Todten werfen.

Näher und näher rückten wir gegen die Stadt Leipzig. Die ganze Armee kam in Bewegung, nicht anderst, wie ein großmächtiger Eisgang. Die Erde bebte unter dem Donner der groben Geschütze, die bei tausend gegen einander spielten. Als wir uns durch ein östreichisches Carré durchschlagen mußten, erhielt ich einen Streifschuß am linken Fuß; bei Leipzig selbst, als wir am vierten Tag durch die Vorstädte stürmten, traf mich eine Kugel durch den Kragen in's Halstuch, doch ohne weitern Schaden. — Da aber begann ein fürchterliches Gedräng gegen die Stadtthore, die wir gegen die andringenden Alliirten vertheidigen sollten, um der geschlag'nen Armee den Rücken zu decken; doch aus allen Winkeln und Gassen starrten uns bald, wie ein eiserner Wald, die Bajonnete der Verbündeten entgegen, welche in die Stadt eingedrungen waren. Es waren Preußen, vor denen wir die Waffen strecken mußten. Unter starker Bedeckung wurden wir vor die Stadt auf's freie Feld eskortiert, wo wir einen Tag und eine Nacht, bei Schnee

und Regen kampieren mußten, ohne Speis und Trank. Ueberall umher war der Landsturm aufgeboten worden, die versprengten, abgeschnittenen Schaaren zu fangen und zu bewachen. Auch wir wurden einer Abtheilung Landwehrmänner übergeben, die Befehl hatten, uns landeinwärts zu transportieren.

In Kirchen und Schafställen, wie es sich gerade traf, wurden wir die Nacht über untergebracht. Unsere Nahrung bestand lediglich nur in geschrotetem Brod, was man uns jedesmal Abends in Körben vor die Eingänge brachte, sowie einige Fässer mit Wasser.

Eines Tags, als wir durch einen Wald marschieren, kommt ein Kamerad, der einen unserer Offiziere zum Vetter hatte, zu mir und anvertraut mir, daß, wie er von seinem Vetter erfahren habe, geh' es schnurstraks Sibirien zu; weil er aber von dem dortigen Aufenthalt sich gar wenig Plaisier verspreche, so habe er vor, heut Nacht zu desertieren, und wenn ich von der Parthie seyn wolle, so sey ich höflich invitiert. — Ich schwankte lange, was ich thun sollte, endlich resolvierte ich mich zum Bleiben, und mit den übrigen Kameraden das Schicksal zu theilen, komm' was wolle. Also gieng's weiter, der russischen Grenze zu; es war kein Geheimniß mehr, daß man in Sibirien für uns Quartier bestellt habe.

Aus dieser Noth befreite uns der Markgraf Wilhelm, unser tapferer Chef, der im Felde immer so väterlich für die Seinigen sorgte. Es war an der Grenze, als dieser Herr zu uns kam mit der Freudenbotschaft, die Rückkehr in's liebe Vaterland sey uns gestattet. Sie können sich den Jubel der Mannschaft vorstellen, die sich schon verloren geglaubt hatte.

Unser Weg gieng zurück über Berlin, wo man uns wieder militärische Ehren zu Theil werden ließ, weil auch unser Großherzog Karl den Alliirten sich angeschlossen hatte. Mehrere Wochen wurden wir in Dörfern um Berlin einquartiert, und als wir wie=

der etwas zu Kräften gekommen waren (denn unser Zustand war nach und nach ein erbärmlicher geworden) gieng's weiter dem Vaterlande zu.

Bei Durlach kam uns der Großherzog entgegen. Er weinte, als er das kleine, elend aussehende Häuflein sah. Von den elfhundert, die vor fünf Vierteljahren ausmarschiert waren, kamen nicht mehr als sechszehn Mann zurück. Er befahl, uns in gute Quartiere zu verlegen, aber sein Adjutant machte ihm Vorstellungen: die Leute, meinte er, wären nicht in dem Zustand, bei Bürgern untergebracht zu werden; und er hatte Recht. Denn als wir in die Kaserne zu Karlsruhe kamen, war es das Erste, unsere alten, übel zugerichteten Monturen auszuziehen und im Kasernenhof den Flammen zu übergeben. So endete unser Feldzug gegen Rußland.

Die Verbündeten waren unterdessen über den Rhein gegangen. Nach kurzem Aufenthalte in Karlsruhe wurden auch wir nachgeschickt, und mit der Landwehr bei dem Blokadekorps um Straßburg und Kehl verwendet.

Vor Straßburg kam ich das lezte Mal in's Feuer; es war beim Ausfall, den die Besatzung machte, am neunten Juli anno fünfzehn. — Es gieng da heiß her, war aber ein Bagatell gegen die Schlacht bei Leipzig, d'rum sagte auch unser General Laroche, der bei der Affaire einen Fuß verloren hatte: es ärgert mich nur, daß ich bei dieser Hasenjagd den Fuß hab' verlieren müßen!

Der anhaltende Felddienst, mehr aber die Strapazen des früheren Feldzuges hatten meine Gesundheit untergraben, so daß sich eine Geschwulst an Händen und Füßen festsezte, und ich in's Spital verbracht werden mußte, welches dazumal im Kloster Schuttern eingerichtet war.

Mehrere Monate lag ich, und das Uebel wollte weder vor- noch rückwärts. — Mein Sohn, sagte der Stabsmedikus Meier

oft zu mir, du solltest allein schon von der herrlichen Aussicht, die du hier hast, gesund werden. Ich hatte nämlich von meinem Lager aus den Blick durch's Fenster über das schöne Breisgau voller Gärten und Fruchtfelder, und im Hintergrund die schwarzwälder Berge. — Seit Jahr und Tag hatte ich nichts mehr direkt von der Heimath in Erfahrung gebracht. Nur so viel konnte mir ein Rekrut sagen, daß meine gute Mutter unterdessen das Zeitliche gesegnet, mein Bruder aber sich verheirathet habe. — Von der Schildmalerfamilie wußte er nichts Näheres.

Mein Sinnen und Trachten gieng nunmehr dahin, vom Mitär frei zu werden. Wohl fürchtete ich oft, mein Lebtag ein Krüppel und untauglich zu aller Arbrit zu werden. — Eines Tages stellte ich an den Stabsmedikus die Bitte: mir doch behilflich seyn zu wollen, daß ich in's Bad käme, wo so Viele von uns schon geheilt worden waren. Der menschenfreundliche Mann sagte mir seine Verwendung zu; und richtig, in kurzer Zeit darauf erhalte ich die Erlaubniß, das Freibad in Baden-Baden einige Zeit benutzen zu dürfen.

Anfänglich verursachten mir die Bäder die ärgsten Schmerzen; der Badmeister aber lachte dazu und meinte, daß dies ein gutes Zeichen von der Wirksamkeit des Wassers sey. Nach längerer Zeit konnte ich wieder langsam am Stock herumgehen; und als ich einmal mit mehreren invaliden Kameraden auf der Promenade auf einem Bänklein sitze und mich sonne, kommt zufällig mein Stabsmedikus daher. — So, mein Sohn, sagt er, als ich aufgestanden und ihm einige Schritt entgegen gegangen war, so, bist du wieder so gut auf den Füßen, nun ich werde dafür sorgen, daß du noch länger das Bad gebrauchen kannst, und dann deinen Abschied kriegst; die schwarzwälder Luft wird dich vollends kurieren. — Und er hielt Wort. Ich durfte noch bis zum Herbst bleiben. Ein ehrenvoller Abschied wurde mir zu Theil, und meine Gesundheit

hatte sich so weit wieder eingestellt, daß ich die Heimreise zu Fuß unternehmen konnte.

So war ich denn wiederum mein eigener Herr, aber um nichts besser, ja noch schlimmer d'ran, als vor fünf Jahren, wo ich zum ersten Mal aus der Fremde heimgekommen. — Was nun anfangen? — Zu Hause bei meinem Bruder hatte ich noch ein kleines Kapital stehen, eine Ersparniß aus früherer Zeit, dazu etwas weniges angefallenes Vermögen.

Bis nach Offenburg benützte ich ein Fuhrwerk, von da gieng's zu Fuß durch das Kinzingerthal über Waldkirch und Waldau der Heimath zu.

Es war ein freundlicher Herbstmorgen, als ich über das Höchst, Friedenweiler zu wanderte. Wie ich in's kleine Eisenbacherthal herabkomm', begegnen mir einzelne Kinder mit Kränzlein. Was gilt's, denk' ich, sie feiern heut' in Friedenweiler eine Hochzeit und du triffst dort Bekannte! frage also eines der Mädele: wo es hin gehe? Nach Friedenweiler in die Hochzeitkirche! — Wer dort Hochzeit mache? — Der Valentin! — Mit wem? frag ich verzagt. — Mit des Hohberghansen Tochter! — Donner und s'Wetter! wie hatte mich das Wort getroffen, als wenn mir zum zweiten Mal ein scharfes Bajonnet in die Brust führ'. Hohberghans, so hieß nämlich der Philippine ihr Vater.

Das Kind war vorübergeeilt; ich aber mußte mich auf meinen Stock stützen; so miserabel war's mir auf einmal, als wenn ich Gift und Opperment im Leibe hätt'. — Zum Glück war ein laufendes Brünnlein in der Näh, an dem ich mir die Stirne und Hände kühlen konnte. — Indem läuten sie in Freudenweiler das erste Zeichen; und hinter mir her kommen truppweis schon mehrere Hochzeitsgäst'. Jeden Augenblick konnten die Brautleut selbst des Weges daher, an mir vorüber, kommen. Um Alles in der Welt

wollt' ich ein Zusammentreffen meiden, laufe also quer über die Bergfelder den nahen Waldungen zu.

Tausendmal verwünschte ich mein Schicksal und Alles; wär' es nicht besser gewesen, der Tod auf dem Schlachtfeld hätte mich getroffen, und ich läge jezt, der Marter ab, in kühler Erde? — Hoffnung, Treue! ja ein Narr, wer daran glaubt, sagte ich zu mir selbst. — Horch, eben ertönt Musik vom Thal her, richtig, es ist der Brautzug auf dem Weg zur Kirche; und ich Unglücksmensch, muß just am heutigen Tag heimkehren. Verdammt, murmle ich, und knirsche vor Ingrimm mit den Zähnen.

Die Musik kam näher und näher; — und mein Unmuth verlor sich zulezt in ein dumpfes Grübeln und Sinnen. — Sie hat recht, sagte ich, es war das Vernünftigste, was sie thun konnte; er, der Sohn eines vermöglichen Mannes — ich so zu sagen ein Krüppel, ein Invalid, ein Landfahrer! und Geld ist der Kompaß, nach dem sich die ganze Welt richtet. Aber — wo wollte ich denn eigentlich hin? Ohne Zweck und Ziel war ich auf den Feldern weiter gestolpert, und eine zeitlang in dem Holz fortgegangen. — Wenn ich den Weg durch den Klosterwald einschlug, so könnte ich auf einem Umweg nach Hause gelangen. — Also wende ich mich links, die Halde hinauf.

Ein gut' Stück war ich schon im Walde fortgewandert, als es in Friedenweiler zum zweiten Mal läutet. Unwillkürlich horche ich nach der Gegend hin, woher der Ton kommt und fernhin im Rauschen der Tannen verhallt. — Vielleicht, denke ich, hält sie mich für todt. Seit Jahr und Tag hatte ich ja kein Lebenszeichen mehr von mir gegeben. Mein unvermuthetes Erscheinen müßte jezt in diesem Augenblicke einen um so überraschendern Eindruck machen. Eine halbe Stunde war es noch bis zur Trauung — wer weiß, wenn ich jezt umkehrte — Ja — Nein — doch denke

ich endlich, einmal will ich sie noch sehen, noch einmal! dann fort so weit die Welt geht, und vergessen, was ich vergessen muß. — Also kehre ich um durch Stauden und Hecken in gerader Richtung auf das Kloster zu, so eilig, daß mir der Schweiß von der Stirne rinnt.

Wie ich aber an das End' des Waldes komm' — läuten die Glocken zusammen. — Also zu spät — denke ich, und schreite langsam vor bis auf den Felsen der Kirche gegenüber. — Da stand ich denn unter dem verwitterten hölzernen Feldkreuz und höre eine Weile dem Gesang und der Orgel zu. Sonst war es still im ganzen Thal und der Himmel so blau und so sonnig, als gälte es allein nur dem Hochzeitstag.

Ich weiß nicht, als ich mein Schnupftüchlein hervorzog und mir die Schweißtropfen von der Stirne wischte, ob nicht auch ein paar Thränen mitgiengen. — Schäme dich, sagte ich zu mir selbst, ein Soldat, der dem Tod so oft in's Gesicht geschaut, soll sich jezt von einem Mädchen über den Haufen werfen lassen. Verlasse also meinen Posten und schreite den Kreuzweg herab, um, mir selbst und meiner Weichherzigkeit zum Troz, in die Kirche zu gehen und die Kopulation mit anzusehen.

Es war in der Kirche sehr voll Menschen. Mit Mühe konnte ich noch ein Plätzlein im Gange finden, wo ich eine Aussicht auf den Altar hatte. — Jezt schritten die Brautleute vor an der Hand der Zeugen. Schon knieten sie am Altar, reichten sich die Hände und der Priester sprach den Segen. Ich hatte mich etwas vorgedrängt. Das Herz klopfte mir hörbar. — Philippine erschien mir fast als eine Heilige an den Stufen des Allerheiligsten. Jezt erhoben sie sich, um wieder zurück auf ihre Plätze zu schreiten. — Einen Blick nach dem Gesicht der Braut — unwillkürlich entfährt mir ein halblauter Schrei — es ist nicht Philippine — es ist Martha, ihre Schwester! —

Aufmerksam hatten meine nächsten Nachbarn auf den Soldaten geschaut, der jedoch bald wieder gefaßt erschien. Bei einer Wendung des Kopfes erkenne ich jezt auch Philippine, die in ihrer jungfräulichen Schappelkrone neben der bräutlichen Schwester im Kirchenstuhl steht. — Wie froh machte mich dieser einzige Blick. Alle Hoffnung kehrte wieder, und ich weiß nicht, war es ein Bitt- oder Dankgebet, welches jezt aus meinem vollen Herzen zum Himmel aufstieg.

Nach dem Gottesdienst mischte ich mich unter die Zuschauer, welche an der Kirchthüre Posto gefaßt hatten, um den Zug mit den Spielleuten vorbeidefilieren zu sehen. Sittsam und anmuthig schritt Philippine, das schöne Ehrenmägdlein, an mir vorüber ohne aufzuschauen. Die Menge verlief sich, und der verabschiedete Soldat stand zulezt beinahe allein noch auf dem Platz.

Ich machte den Plan, im Bierhäuslein, gegenüber dem Wirthshaus, Quartier zu nehmen, um vor der Hand das Terrain auszukundschaften. Bei einem Glase Gerstensaft hatte ich Gelegenheit, unerkannt die Frau Wirthin, die als echte Tochter Eva's von den Verhältnissen der Brautleute genau unterrichtet seyn mußte, auszuforschen.

Ich laß mich also mit ihr in ein Gespräch ein: — Das war ein beharrlicher Liebhaber, meinte die Frau, wie es wenige gibt. — Wie so? frag ich, und thue, als wär' ich landsfremd. — Ei, sagte sie, der ist ein zweiter Jakob, der sieben Jahr um seine Rachel gedient hat. Anfangs galt es der Jüngsten, der Schwester seiner Braut, und er soll, wie man sagen will, auch eine zeitlang bei ihr Hahn im Korb gewesen seyn, bis ihm ein Anderer in's Gäu kam, wie sie sagen, Einer von des Hohbergbauern — ein rabiater, nixnutziger Bursch und verwegener Mensch, der, nicht faul, dem guten Valentin bei einer Hochzeit auf der Ahorn auf den Weg steht, und ihm aus purer Eifersucht ein Messer in den Leib rennt.

Mein Mann, der auch bei selbiger Hochzeit anwesend war und spät in der Nacht heim kommt, trifft den Valentin auf der Straß, ganz blutig, — kommt heim, und erzählt mir die ganze Geschicht. Der Valentin aber, die beste Seel von der Welt, der wahrscheinlich die Sach' dem Mädle zu lieb vermänteln will, sagt aus: er sey gestolpert und in sein eig'nes Messer gefallen. — Nun zum Glück war der Stich nicht bedeutend. Dem Andern aber, dem Schlänckel, läßt das böse Gewissen keine Ruh; er laßt sich angagieren beim badischen Militär, — es gieng dazumal Rußland zu. — Das Mädle aber hat seitdem seinen Kopf gesezt — entweder, erklärt sie, er kommt wieder heim, und da wird's sich zeigen, — oder er bleibt fort, — und da weiß ich Eine, die ledig bleibt, und so und so. — Dem guten Valentin aber, dem nun einmal partout Eine von des Hohberghansen seyn muß, hat kein' andere Wahl, als die Schwester zu heirathen, die wahrhaftig ihren Vortheil besser verstanden zu haben scheint, auch, wie es heißt, dem Valentin schon von früher her hold gewesen ist. — Doch, sezte sie bei, woher geht der Weg, wenn man fragen darf? es ist mir fast, als sollt' ich den Menschen kennen.

Natürlich, daß ich keine Lust hatte, ihr die volle Wahrheit zu sagen.

Vom Militär, aus dem Feld, antworte ich, und den Bursch, von dem ihr da sprecht, des Hohbergbauernsohn, kenn' ich gut; der Mann hat sich gemacht beim Militär und hervorgethan, so viel ich weiß, hat er eine gute Stelle und wird nächstens kommen, wahrscheinlich um sein Mädel abzuholen.

Ei, was ihr nicht sagt! rief die Frau voll Verwunderung, und schlug die Händ zusammen, wie wird sich die Philippine freuen. — Ja so ist's halt, wem's Glück will, dem grünt ein Besenstiel; hab' ich's doch immer gesagt, die versteht ihren Vortheil besser.

— Ja des Hohbergbauern Söhn', das will ich meinen, die sind Beide nicht auf den Kopf gefallen u. s. w.

Unter solchen Reden war die Frau hinausgegangen, wie ich glaubte in Hausgeschäften. Ich aber überlegte, wie ich mich am Besten der Philippine vorstellen könnte: wenn ich eine Geige geliehen bekäme, dachte ich, so könnte ich gar wohl als Invalide drüben bei der Hochzeit auftreten und so die Sach' lustig einleiten; frage also, als die Frau wied'rum hereinkommt, ob nicht ein Instrument in der Näh' zu haben sey, sage ihr aber nicht, was ich im Schild führe.

Während wir aber noch über die Sach' hin und her reden, geht die Thür auf, und mit freudigem Schrecken seh ich — wen meint Ihr — hereinkommen? — Die Philippine mit einer ihrer Gespielinen. — Die Frau Wirthin hatte es nämlich nicht über sich gewinnen können, die Sache zu verschweigen, und war sogleich in die Küche gelaufen, um ein Kind in's Wirthshaus hinüber zu schicken: Die Philippine soll einen Augenblick herüber kommen, es sey ein Soldat da, der mit ihr reden wolle!

Wie oft hatte ich mir in einsamen Stunden das Wiedersehen ausgemalt, und jezt stund ich vor dem herzigen Mädel mit militärischem Gruß, die Hand an der Müze, halb Spaß halb Ernst. — Herr Jesus, der Friedli, mi Friedli isch do! — Kennen Sie das Gedicht von Hebel? — Tausendmal, wenn ich's gelesen habe, hat es mich an mein eigenes Leben erinnert. — Ja wahrhaftig, ihr bekümmertes Herz, wie es dort heißt, hatte mich begleitet durch Schwerter und Kugeln mit Hoffnung und Schmerz, — das konnte ich jezt an ihren freudigen Thränen und heißen Küssen abnehmen. Alles Ungemach voriger Zeiten aber war aufgegangen in dem einzigen glückseligen Augenblick; denn eine freudige Stund, Freund, laßt tausend bittere vergessen.

Kaum hatte ich mich aus ihren lieben Armen losgemacht, als Valentin daher gerannt kam, dem die Neuigkeit auch schon hinterbracht worden war. — Ist er endlich da — rief er schon von weitem, als er mich sah, ei, ei, Ihr habt lang auf euch warten lassen, Freund. Eure Hand her! wir sind Narren gewesen, und damit punktum, wenn's Euch so recht ist! Und wir umarmten uns brüderlich; denn alle Feindschaft war längst ausgetilgt aus unsern Herzen. — Aber jezt allons hinüber, kommandiert er; das freut mich am allermeisten, daß Ihr euer Kommen g'rad auf meinen Hochzeitstag gerichtet habt.

Ich machte Umständ, in meinem abgeschabten grauen Soldatenmantel am Hochzeitstisch zu erscheinen, aber da half keine Ausred, ich mußte mit.

Drüben stellte mich der Bräutigam seiner Braut vor. — Wenn die Liebe nicht blind wär', sagte er scherzhaft, so hätt' ich von allem Anfang an sehen müssen, daß Martha, meine gute Martha, vom Himmel auserschen war, mein Lebensglück zu machen. — Und wir Beide, Freund, hätten einen Narrenstreich weniger zu machen gehabt!

Also herzlich aufgenommen, kam es mir vor, als wär' ich unter lauter lieben Verwandten und Angehörigen. Und als im Lauf des Tages noch mein Bruder als Gast mit seiner jungen Frau daher kam, war die Freude erst recht groß.

Da saß ich denn wieder neben meinem Mädchen, wie vor fünfthalb Jahren in der hohen Ahorn, und wir hatten einander so viel und noch mehr zu sagen als dazumal. — Selbiges Sprüchlein aber war jezt zur schönsten Wahrheit geworden.

Unterdessen hatte die Musik begonnen. Allons frisch, rief uns Valentin zu, und winkte zum Tanz, den er extra für uns Zwei bestellt hatte.

Halt, sagte ich und lachte, Freund, so schnell wird's wohl nicht geh'n, spür' den Tanz bei Leipzig noch immer ein wenig in den Gliedern, und zeigte auf meinen Stock; denn so sehr es sich auch von Tag zu Tag mit meiner Gesundheit gebessert hatte, so war doch immer noch ein Rest zurückgeblieben.

Doch, was soll' ich Ihnen viel erzählen! Von nun an war meinem Leben die Sonn' aufgegangen; und wer am dreiundzwanzigsten Mai des Jahres tausend achthundert und siebenzehn nach Friedenweiler gekommen wäre, der hätte ein zweites Hochzeitfest mitfeiern können, wobei Philippine und ich die Hauptpersonen waren.

Die Uhr aber mit dem gold'nen Herz und Sprüchlein, welche Sie vorhin bei mir gesehen haben, überreichte mir die Braut am Hochzeitstag.

Nun aber hieß es sich umthun. Ich hatte ein Geschäft angefangen: ordinäre Musik-Spieluhren, wobei mir meine Musikkenntnisse trefflich zu statten kamen. Ich hielt mehrere Gesellen, darunter einen Schreiner für die Kästen und auch einige Uhrenmacher. — Die Zeiten waren dem Handel günstig; von Jahr zu Jahr steigerte sich der Absatz, und bald hatte ich mit meinem Weiblein ein recht wohlhäbiges vergnügtes Hauswesen eingerichtet. Sie trieb die Schildmalerei noch lange mit großem Erfolg, bis vermehrte Haushaltungsgeschäfte und Kinder sie endlich nöthigten, die Kunst aufzugeben. Nach wenig Jahren schon war ich im Stand, ein eigenes Anwesen zu kaufen, und später, als durch Thätigkeit und Gottes Hilf der Vermögensstand auf das Erfreulichste sich gemehrt hatte, kauften wir das Wirthshaus, worin ich heute das Vergnügen hatte, sie zu bewirthen.

Aber Herr, fieng er nochmals an, ihr Tod hat einen schweren gewaltigen Riß in mein Leben gethan. Schauen Sie, seitdem

freut mich eigentlich nichts mehr recht von Grund aus. — Nächsten Monat wird's ein Jahr, daß sie dahin geschieden ist. — Die älteste Tochter, an einen Uhrenhändler verheirathet, der sich in Amerika häuslich niedergelassen hat, ist vor zwei Jahren ihrem Manne nachgefolgt, — zum großen Leidwesen der Mutter, die es sehr ungern gesehen hat. — Weiber, meinte sie, bleiben in der Fremde immer fremd, und seyen dort niemals recht daheim. — Meine Jüngste aber kennen Sie ja, ganz das Ebenbild der seligen Mutter!

Also schloß der Erzähler, und ich spendete ihm und der Verblichenen ein warmes Lob. — „Aber", fügte ich bei, „über Eines hab' ich im Verlauf der Geschichte vergeblich nähere Auskunft erwartet, über das Abenteuer nämlich mit dem nächtlichen Gespenst; habt Ihr von der Geschichte niemals etwas Näheres in Erfahrung gebracht?"

Ei freilich, erwiederte er, das muß ich noch erzählen; die Sach' ist wichtig. Ich weiß nicht, haben Sie schon von dem alten Salesi gehört, seines Zeichens ein Uhrenmacher und Tausendkünstler? — Jahre lang beschäftigte sich das Männle mit der Erfindung des Perpetuum-Mobile, oder, wie man es hier zu Land heißt, mit dem ewigen Lauf, und wohnte in einer Hütte am Hohberg. — Eines Tags treff' ich ihn im Wirthshaus, wo er neben mich zu sitzen kommt. Es war zur Zeit, als der Hohberghof, nachdem er lange Jahre leer gestanden, zum dritten Mal zum Verkauf ausgeschrieben ward. — Was mich anbetrifft, sagt der Salesi, so möchte ich das Haus nicht geschenkt, wenn ich d'rin wohnen müßte.

Warum? frag ich, Ihr seyd ja sonst ein Freund von der Einsamkeit und gern ungestört.

Allerdings, Freund! hab' auch meine Ursachen dazu; aber seht, der Hof ist ein Palast gegen die Baracke, in der ich wohne,

und doch — habt Ihr niemals etwas Ung'rades in dem Heidengebäu verspürt? — Ihr versteht mich schon.

Hm, versezte ich, es ist sonderbar, Ihr glaubt doch, so viel ich weiß, an dergleichen Sachen nicht!

Ich? es gab früher keinen ungläubigeren Thomas, als ich war, Freund, ein abgesagter Feind von dergleichen Altweibermährlein, wofür ich alles Dieses gehalten hab'. — Aber jezt soll' mir Einer kommen, und beweisen wollen dies und das; — die Hand ließ ich mir d'rauf abhauen!

Da wär' ich doch begierig zu hören, sagte ich, und rückte etwas näher.

Euch, fieng der Alte mit gedämpfter Stimme wied'rum an, Euch kann ich's wohl anvertrauen. Schaut, es war im Jahr zwölf, im Sommer, ich hab' dazumal schon, wie Ihr wißt, an dem ewigen Lauf herumstudiert, nur daß ich die Sach' noch nicht beim rechten Zipfel gepackt hab' und auf der rechten Spur gewesen bin wie jezt; in vier Wochen, mein Schatz, wird sich viel zeigen; schaut, man wird noch vom alten Salesi sagen; denn er wird reussieren, glänzend, allen Spöttlern und neidischen Menschen zum Truz, die an seinem Untergang arbeiten, so gewiß, als das Glas da auf dem Tisch steht. — Wenn ich schon ein armer Teufel bin und —

Aber Salesi, unterbrach ich ihn, Ihr habt mir ja von dem Gespenst erzählen wollen.

Allerdings, ja, doch was ich jezt sagen will gehört auch dazu. Es war im Jahr zwölf, ich hab', wie gesagt, dazumal schon an dem ewigen Lauf, oder wie das Ding auf Lateinisch heißt, am perpetum moberum herumstudiert, war aber noch nicht auf dem Wahren; es ist auch überhaupt noch kein Gelehrter vom Himmel gefallen, und Rom auch nicht in einem Tag gebaut worden. Habt Ihr die Lebensbeschreibung von Kolumbus schon gelesen? was der

Mann alles hat ausstehen müßen, bis er zum Ziel gekommen ist, und nichts als Schimpf und Spott davon getragen. — Wär' ich in England, Freund, statt in Deutschland auf dem Schwarzwald —

Da wäret ihr schon längst ein reicher, weltberühmter Mann, nicht wahr? fiel ich ein, aber die Geistergeschichte?

Nun ja, so hört: wie ich einmal so Nachts auf meinem Strohsack lieg', und über die Erfindung nachsimulier, was ich wohl für ein Material auftreiben könnte, das nicht schwindet, und auf das weder Hitz noch Kälte Einfluß hat, fällt mir auf einmal die Kunst der alten Heiden ein: das Holz im rechten Licht und Gestirn zu schlagen. Wie wär's, denk ich, wie wär's, wenn du eine Prob' machtest, im Hohberghof aus den Küchenbalken ein Stück heraussägtest? Ich wußte nämlich von eurem Vater selig, was es mit selbigem Holz für eine Bewandtniß hat. Halt, denk' ich, da steckt was dahinter, mach' mich also, weil mich der Gedanke nicht schlafen läßt, sogleich mit meinem Laternle und Werkzeug 'nüber in euer Haus, das dazumal leer stund, um einen Kloß heraus zu sägen. — Wie ich in die alte Speluncke hinein komme, ist es mir gleich, als witt're ich was Ungrad's, und bin doch von Natur nichts weniger als furchtsam und abergläubisch; aber es muß ein verworf'ner Tag gewesen seyn, denn kaum hab' ich den Herd bestiegen und mich frisch an's Werk gemacht, — so murrt es und schnarcht es unter mir, — hol' mich Gott, ein Rhinozeros hat einen leichtern Athem; und wie ich hinschau, steigt ein abscheulicher Kerl, ein wahrer Goliath, wie aus dem Boden empor, ich lüg' nicht, mit einem Gesicht und Augen — ja lacht nur; nicht wahr, das kommt Euch übertrieben vor?

Kurzum in diesem Ton erzählt mir der Alte weiter, wie die Laterne ausgelöscht sey, und er das Hasenpanier ergriffen habe. — Natürlich, daß ich ihm klaren Wein einschenkte, und ihn und mich

tüchtig ausgelacht hab'. Aber da hättet Ihr das Männle sehen sollen: Carle, sagte er empfindlich, da müßt Ihr ein wenig früher aufsteh'n, wenn Ihr dem alten Salesi blauen Dunst vormachen wollt; treibt eure Narrenpossen mit einem Andern, ich bin zu alt dazu; — hab' Euch für gescheidter gehalten, Adjes! — und damit trank er sein Gläslein aus und entfernte sich beleidigt. — Der gute Salesi! der ewige Lauf der Welt, der Tod, hat ihn ereilt, eh' er mit seiner Erfindung im Reinen war.

Unter solchen Gesprächen hatten wir unser Ziel, das Wirthshaus zur Ahorn, erreicht. Ich blieb jedoch nicht länger daselbst, als nöthig war, um eine kleine Erfrischung einzunehmen, denn ich wollte denselben Tag noch Friedenweiler besuchen und auch wegen der besprochenen Hauschronik unterwegs Schritte thun. Deßhalb verabschiedete ich mich bei Zeiten von meinem Freund und Begleiter und wanderte thalabwärts in's kleine Eisenbächle, wo das bezeichnete Haus und die Familie bald gefunden war.

Es gelang mir jedoch erst bei einem zweiten Besuch, die Chronik zu erhalten, welche wortgetreu, nebst einer Ansicht des oftgenannten, ehemaligen Klosters Friedenweiler, hier mitgetheilt wird.

Hauschronik

einer

Schwarzwälder Schildmalers-Familie.

„Weisch, wo der Weg zum Gulden isch?
Er goht de rothe Chrüzere no;
und wer nit uffe Chrüzer luegt,
der wird zum Gulde schwerli cho."

Hebel.



image
not
available

image
not
available

Chronik,

oder Etwas von dem Ursprung dieses Hauses, so wie über die Lebensverhältnisse der Familie Kirner.

Niedergeschrieben von Anton Kirner.

Bevor ich dieses kleine Denkmal meiner Familie zu stiften mich unterfange, bitte ich Gott, daß er dieselbe noch lange erhalten und fortgedeihen lassen wolle, und ihr zeitliches wie ewiges Wohl in seine Vaterhand nehmen möge. Ebenso bitte und bete ich für Diejenigen, welche schon vor den Meinen in diesem Hause gewohnt und aus diesem Leben geschieden sind, so wie für alle Jene, welche in Zukunft noch darin hausen und sterben werden.

Gott gebe ihnen und allen Menschen die ewige Glückseligkeit im Namen Jesu und Maria!

Wie mir meine Aeltern sagten, und ihnen ihre Vorältern erzählt haben, so begab es sich, daß ein großer Sturmwind viele Bäume in den Wäldern, welche zum Kloster Friedenweiler gehörten, niederrieß. Auf einem der Klosterhöfe diente dazumal ein alter Oberknecht, der sich durch langjährige treue Dienste sehr verdient gemacht hatte; die Frau Abtissin, welche auf eine anständige

Versorgung des Mannes bedacht war, verwilligte ihm von dem umgeworfenen Holz so viel, als er zum Bau eines kleinen Häusleins nothwendig hatte. Das Bauwerk wurde sodann aufgeführt auf einem frühern Kohlplatz im Walde, an derselben Stelle, wo gegenwärtiges, der Familie Kirner eigenes Wohnhaus steht. Die gnädige Frau ertheilte darauf noch die weitere Gerechtsame, daß, im Falle eines Brandunglückes, der Eigenthümer jederzeit das Recht haben solle, zum Wiederaufbau vier der größten Baumstämme aus der Klosterwaldung anzusprechen. Alles dieses geschah nach meinem Vermuthen vor zwei bis dreihundert Jahren. Denn das Kloster bestand schon viele Jahrhunderte, ehe im kleinen Eisenbächle, wo früher nur Wald und Wildniß mit einigen Kohlhütten war, sich Menschen ansiedelten.

Vor dem Jahr 1770 gehörte dieses Haus, wie ich mit Gewißheit sagen kann, dem Joseph Schunhart, einem fürstenbergischen Unterthan, und dessen Eheweib Katharina Willmann, welche, wie mir noch einer ihrer Söhne gesagt hat, ein armes Leben führen mußten. Der Vater beschäftigte sich meistens mit Erzgraben am Feldberg, und die Kinder, so lange sie noch klein waren, giengen betteln, und größer geworden kamen sie zu den Bauern in den Dienst. Als später der Vater, weil keines seiner Kinder ein selbstständiges Auskommen erringen konnte, genöthiget war, das Häuslein zu veräußern, brachte es mein Großvater Matthias Kirner an sich, der damals in des sogenannten Bürlis-Hof in der Schollach in Herberge war. Er kaufte das kleine Anwesen, wie der Kaufbrief besagt, um sieben hundert Gulden rauher Währung, mit allem Hausgeräth, „Holz im Wald und Blumen im Feld"; jedoch mit der Bedingung, daß den Verkäufern lebenslang noch der Sitz daselbst verbleiben solle; und zwar hatten sie laut festgeseztem Leibgeding anzusprechen: einen Platz in der Stube, wo ihnen ge-

stattet war, einen Tisch bei der Uhr zu stellen, ebenso eine Liegerstatt in besagtem Uhrenwinkel, als alleinige Wohnung aber die Nebenkammer, dazu einen Platz in der Küche am Herd, nebst einem Stücklein Feld zu Kartoffeln und Haber x.

Also war mein Großvater Eigenthümer, und bezog das Häuslein, mit seinem Eheweib, Maria Winterhalter, beide von Schollach, und einem Sohn Martin Kirner, meinem Vater, der geboren ist im Jahr 1758.

Seines Geschäftes war der Großvater, und zwar bis an's Ende seines Lebens, Glasträger bei der Pfälzer Glashändler-Kompagnie. Sein Sohn Martin beschäftigte sich seit frühester Jugend mit allerlei Künsteleien: er fertigte Zifferblätter, schnizte Vögel auf Guckguckuhren, malte Heiligenbildlein und Spielkarten. Besonders aber hatte er sein Augenmerk auf die Schildmalerei gerichtet, die dazumal noch Manches zu wünschen übrig ließ; als er jedoch herangewachsen war, kam er nach dem Willen seines Vaters ebenfalls zur Glashändler-Kompagnie.

Die beiden schunhartischen Leibgedingsleute waren unterdessen gestorben; dafür erhielt aber die Zahl der Hausbewohner anderweitigen Zuwachs. Im zwanzigsten Jahre seines Alters verheirathete sich nämlich mein Vater mit der Jungfrau Agatha Höffler aus Eisenbach, und die Vermählung fand statt in der Klosterkirche zu Friedenweiler, worauf im dortigen Wirthshause das zweitägige Hochzeitsfest fröhlich und guter Dinge abgehalten wurde. Alles dieses geschah über die Kirchweih des Jahres 1778.

Doch, nach dem unerforschlichen Rathschlusse des Höchsten sollte der Ehebund nicht von langer Dauer seyn; denn schon nach fünf glücklich verlebten Jahren starb die junge Frau und Mutter von drei Kindern, und wurde am Jahrestag ihrer Hochzeit zur Erde bestattet.

So war denn mein Vater frühe schon Wittwer geworden mit drei unmündigen Kindern, zwei Buben und einem Mägdlein, welche mit ihrem Vater beim Großvater in Herberg waren. Letzterer, schon wohl bejahrt, und wie die Großmutter nicht mehr ganz tüchtig zu den Hausgeschäften, drang in den Sohn, sich wieder zu verheirathen, auf daß die Kinder wieder eine Mutter, die Großältern aber eine sorgsame Pflegerin ihres Alters erhalten sollten. Denn dieses war um so nothwendiger, als mein Vater, so wie auch mein Großvater, die meiste Zeit auswärts auf dem Glashandel zubringen mußten.

Zur selbigen Zeit war Maria Rohrer, ein braves Mädchen von Oberbränd, als Dienstmagd bei dem fürstlichen Revierförster im Eisenbach. Diese wohlgesittete Jungfrau gefiel meinem Vater, und nach Umfluß eines Jahres führte er sie zum Traualtar. Sie wurden kopuliert von dem damaligen thennenbachischen Beichtiger Joachim Lang in Friedenweiler. Dieser Mann starb anno 1811 in Kiechlinsbergen, und ich war im Jahr 1829 selbst alldort auf seinem Grab. — Nun muß ich aber wieder zurück zu meiner angefangenen Geschichte.

Als den Eheleuten das erste Kind geboren wurde, befand sich der Vater gerade auf dem Platz in Offenburg in Glashändlergeschäften. Damals schon lag ihm die Schildmalerei beständig im Sinne, wie mir der gegenwärtig noch lebende Einkäufer Laubis sagte. Tag und Nacht beschäftigte ihn dieser Gedanke und er ließ kein Mittel unversucht, sich Kenntnisse in diesem Fache zu erwerben. Zur selbigen Zeit lebte in Offenburg ein Maler, der im Anstreichen und Vergolden wohl erfahren war. An diesen wendete sich mein Vater und besuchte ihn regelmäßig in seinen freien Stunden, um etwas von der Wissenschaft der Malerei von ihm zu profitieren. Dies gelang ihm auch so weit, daß er sich wenigstens

einen kleinen Begriff von dem Fache aneignete; und wenn er nach Hause auf den Schwarzwald kam, so stellte er unverdrossen Versuche an, die ihm jedoch nicht immer am Besten gelingen wollten. Es war ihm nämlich hauptsächlich darum zu thun, statt der bisherigen Oelfarben einen festen trockenen Lack auf die Schilde zu bringen.

Bis zum Jahr 1787 verblieb er bei seiner Handels-Kompagnie; unterdessen hatte seine Mutter das Zeitliche gesegnet, und ein zweites Söhnlein, ich, der Schreiber dieser Chronik, war zur Welt gekommen, und zwar an einem Sonntag des Monats Dezember, im Zeichen des Fisches. — Wolle Gott mich und alle die Meinigen segnen bis in den Tod!

Bald darauf wurde auch der Großvater von seinem Schöpfer in die Ewigkeit abgefordert. Mein Vater befand sich eben auswärts auf dem Handel, als er die Todesnachricht erhielt. Nebst diesem Trauerfall war eine weitere Veranlassung, nach Hause zu gehen, die Abrechnung der Glashändler-Kompagnie, welche alljährlich an den Tagen Katharinä und Konradi, abwechslungsweise bald in Hinterzarten, bald in Tryberg, stattfand.

Der Vater, welcher nun das großälterliche Haus übernehmen sollte, hatte den Entschluß gefaßt, den Handel aufzugeben und daheim eine Schildmalerwerkstatt einzurichten. — Weil er jedoch seiner Sache noch nicht ganz gewiß war, so wollte er doch nicht alle Verbindung mit der Kompagnie aufgeben, und traf deßhalb mit seinen Kameraden das Abkommen, daß, wenn ihm die Malerei nicht gelingen sollte, er jederzeit wieder bei ihnen eintreten könnte. Für diese Verwilligung hatte er ein Kapital von tausend Gulden unverzinslich einzulegen, wogegen aber auch seine Söhne, wie andere Kameraden-Kinder, allzeit bei der Kompagnie angenommen werden mußten.

Hierauf wurde mit der Schildmalerei der Anfang gemacht, welche Kunst von da an bis auf den heutigen Tag im Hause mit Erfolg getrieben wird. Anfänglich wollte jedoch das Geschäft nicht sonderlich vorwärts, weil der Vater immer noch probieren und erfinden mußte, und niemals ordentlich in der Lehre gewesen war, und daher alles aus sich selbst schöpfen mußte. Doch mit der Zeit gieng es besser, und der Verdienst wuchs allgemach heran. Von geschickten Gesellen, die er einstellte, lernte er noch manches, und an Fleiß und Ausdauer mangelte es ihm auch nicht.

Die heranwachsende Kinderzahl veranlaßte ihn, auf Vergrößerung des Häusleins bedacht zu seyn, zu welchem Zwecke er mit der Abtissin zu Friedenweiler, als der Eigenthümerin des Grund und Bodens, ein Uebereinkommen traf wegen des nöthigen Bauplatzes. Zugleich ließ er im Hause ein Kamin aufführen, eine Neuerung, die man selbige Zeit noch selten über Wald antraf.

Wer bedenkt, daß dazumal neun lebendige Kinder im Hause waren (drei aus erster Ehe und sechs aus der zweiten), der wird wohl ermessen können, mit welcher Sorgfalt und Anstrengung müße gearbeitet worden seyn, um alles in gehörigem Stande zu erhalten. Aber der Herr im Himmel gab der Arbeit Segen und Gedeihen. Doch blieb die Familie auch nicht von schweren Heimsuchungen verschont. Im Jahr 1795 starben nämlich in kurzer Zeit nach einander vier Kinder an der Kolik, und auch die übrigen lagen schwer krank darnieder.

Von den fünf Ueberlebenden waren die größern Buben bald so weit, daß sie dem Vater bei der Arbeit gute Hilfe leisten konnten, so daß die Malerei einen immer erfreulicheren Vorgang nahm.

Das Jahr 1796 war herangekommen, und mit ihm die Franzosen als Feind. Doch hat man in unser'm entlegenen Thal wenig vom Kriege verspürt. Nur einmal streifte ein Trupp von zehn

Mann von Friedenweiler her über das Gebirg, und raubte in einigen Höfen, aber nicht bedeutend. — Von hier zogen sie nach Reichenbach, wo sie einen Hausmann von Schwärzenbach, der vom Berg herunter mit Steinen auf sie warf, todt schoßen. Größerer Schaden jedoch geschah in Neustadt, allwo sie die Pfarrkirche sammt dem Schulhaus in Flammen aufgehen ließen; ebenso beinahe das ganze Dorf Röthenbach an der Heerstraße, weil dort einige Franzosen umgebracht worden waren. Im Kloster Friedenweiler wurde zu jener Zeit ein östreichisches Militär-Spital eingerichtet, in welchem während sechs Monaten über hundert Mann verstarben, und hinter dem Weiher bei der Schmiede begraben wurden. Die Abtissin mit ihrem ganzen Konvent hatte sich nach Hausenvorwald in die Baar geflüchtet, wo sie in dem dortigen Schlößlein Aufnahme fanden, nach Abzug der Oestreicher, welche ihr Spital nach Villingen verlegten, aber wiederum zurückkehrten.

Von dieser Zeit an bis zum Jahr 1799 weiß ich wenig Erhebliches zu berichten; außer daß unserer Familie der siebente Sprößling zur Welt geboren wurde, so daß wieder sechs lebendige Kinder vorhanden waren. Der Vater gieng jedes Jahr über Katharinen oder Konradi zur Abrechnung der Pfälzer Glashändler-Kompagnie. Dies geschah auch im Jahr 1796, bei welcher Gelegenheit die Handelsfreunde meinem Vater bedeutende Erleichterungen bezüglich des frühern Accordbriefes zugestanden. Er sollte von jezt an alljährlich nur zweiunddreißig Gulden an die Gesellschaft bezahlen und die nämlichen Vergünstigungen haben wie früher.

Nun komme ich zum Jahr 1799, welches mir zeitlebens unvergeßlich bleiben wird. Im Spätjahr vorher waren die Franzosen bei uns durchmarschiert nach dem Schwabenland, und im Frühjahr um Ostern kamen sie wied'rum zurück. Auf der Kirchsteig zwischen Röthenbach und Neustadt schlugen sie ein Lager, und viele Ein-

wohner der umliegenden Orte flüchteten ihren Hausrath und vieles Vieh in unser verborgenes Thal. Dieses wurde aber dem Feinde verrathen, so daß sowohl die Flüchtlinge, wie auch die Einwohner in großes Unglück kamen. Es war am zweiten Sonntag nach Ostern, den 31. März, als man vier bis fünf Franzosen über die Berge streifen sah, um das Eisenbächle ausfindig zu machen. — Manche wollten zu scharfen Mitteln rathen, dem Feinde das Handwerk zu legen; man war jedoch durch das Unglück der Röthenbacher gewitzigt worden. — Montags darauf kamen schon Mehrere und holten ohne viel Umschweife einige Kälber und Schweine; am dritten Tag aber besuchten sie uns in noch größerer Anzahl, und nahmen mit, was nur fortzubringen war; und am vierten Tag früh schien es, als befinde sich das ganze Lager auf dem Marsch in unser Thal. Bald waren alle Häuser vollgepfropft von Franzosen, und auf der Straße sah es aus, als wenn man mit groß und kleinem Vieh auf den Markt fahren wollte — alles dem Lager zu.

Wir waren bis dahin noch immer in unserm Hause geblieben, wo die Plünderer, als nichts mehr zu finden war, den Vater um baares Geld quälten, so daß man alle Augenblicke nicht wußte, wann sie ihm das Bajonnet in den Leib rennen würden. Ich habe es selbst mit angesehen, wie sie unter Flüchen und Schimpfworten auf ihn zugiengen und die Bajonnete an seinem Kopf vorbei in die Wand spießten, (wovon jezt noch Spuren zu sehen sind). — Endlich schleppten sie ihn unter dem Jammergeschrei seiner Kinder und Frau hinaus, hinter das Haus in den Garten, und verkündigten ihm sein leztes Stündlein. Der Eine hielt ihn am Arm, ein And'rer gieng etliche Schritte rückwärts, spannte den Hahn und schlug auf ihn an. — Da gab er ihnen endlich, was er noch besaß, zwei Kronenthaler, die er in seinen Kleidern versteckt gehabt

hatte, und flüchtete dem Wald zu; wohin ihm auch die Mutter und wir Kinder nachfolgten.

Dort blieben wir den ganzen Tag und die Nacht, während die Franzosen unverdroßen in den Häusern fortwirthschafteten.

Da kam endlich unvermuthet Erlösung. Kolumban Kaiser, der fürstenbergische Revierförster von Lenzkirch, ein kühner und entschlossener Mann, fand ein Mittel, die gewaltthätigen Gäste uns vom Halse zu schaffen. Er wußte, daß in der Umgegend von Bonndorf kaiserliche Truppen lagen. Er gieng also dahin, meldete sich bei dem Kommandanten und erbat sich Mannschaft. Nachdem er mit seinem Leben für die Redlichkeit seiner Absichten sich hatte verbürgen müßen, wurde ihm eine Rotte Freikorps mitgegeben, die er mit Vorsicht und Stille, bei Nacht, durch die weitausgedehnten Waldungen seines Reviers geleitete*) — Alles gieng nach Wunsch. Auf der sogenannten Kapplerhöhe standen die ersten französischen Piquets. — Augenblicklich beginnt der Kampf. — Die Franzosen werden umstellt und wer nicht erschossen wird, flieht. Mit jedem Schuß aus seiner Kugelbüchse streckte der wackere Jäger einen Franzosen zu Boden.

Es war Morgens zehn Uhr, als die Attaque ihren Anfang genommen. Die Plünderer, als sie das Feuern hörten, liefen über Kopf und Hals dem Lager zu, wo bald Alles in Allarm kam, aufpackte und das Weite suchte, über Neustadt und Freiburg. —

---

*) Es waren Fußgänger und Reiter, welche, unter dem Commando des k. k. Hauptmanns Radwojevich und des Rittmeisters Boeiry, den Angriff ausführten, geleitet von dem fürstenbergischen Förster C. Kaiser, von dem die öftreichischen Soldaten sagten, daß er zwar langsam lade, aber sicher treffe. Der Kampf dauerte, da die Franzosen Verstärkung an sich gezogen, bis Abends und hatte, wie der Chronist richtig bemerkt, den schleunigen Abzug des Feindes zur Folge. D. H.

Der muthvolle Förster, dem man diesen schnellen Aufbruch zu danken hatte, erhielt in der Folge vom Hause Oesterreich die goldene Ehren=Medaille.

Nachdem die Feinde abgezogen waren, wagten sich die Einwohner wieder aus den Wäldern hervor. Aber sie fanden ihre Häuser leer. — Was unsere Familie anbetrifft, so hatten die Franzosen das, was versteckt gewesen, zwar nicht gefunden, dagegen Alles mitgenommen, was nur fortzuschaffen war: Kühe, Kälber, Hühner, Geld, Bettzeug, Leinwand, Kleidungsstücke aller Art, Garn, Tauftücher, Rassiermesser, Küchengeschirr, Messer, Gabeln, Salz, Brod, Feldgeschirr, ja sogar noch sämmtlichen Malerapparat; in Summa über zweihundert Gulden Werth.

Es war nicht anders, als hätte man ein leeres Haus gekauft, und wolle jezt erst anfangen zu wirthschaften. Was man brauchen wollte, war fort. — Das Bedauernswürdigste aber war der Zustand des Vaters; denn von der Zeit an, wo er so übel traktirt und in Todesangst getrieben worden, war er niemals mehr recht gesund. Zwar arbeitete er immer noch so gut es gehen wollte, aber sein Zustand verschlimmerte sich zusehens.

In diese verwirrte Zeit fiel auch die Geburt eines Leibeserben, des achten und lezten aus zweiter Ehe. Ich erinnere mich dieses Umstandes noch recht gut, es war an einem Montag und ich wurde, weil das Kind etwas schwächlich war, eilends fortgeschickt, um die Gothe zu holen, die Willmanns=Bäurin im Schwärzenbach.

Die zwei ältesten Söhne Nikolaus und Johann waren in der Malerei schon so weit voran, daß sie tüchtig bei der Arbeit mithelfen konnten. Demungeachtet aber war der Vater stets darauf bedacht, sie auch mit dem Glashandel vertraut zu machen, so daß sie im Nothfall beide Geschäfte zugleich treiben könnten. Zu diesem Ende verordnete er, daß der Aelteste, nämlich Nikolaus, zu

der Kompagnie gehen solle; und weil die Mitglieder immer viele Zeit zu Hause seyn mußten, so konnte er sich nebenher noch in der Malerei hinlänglich üben. Auf dieses reiste der Bruder also ab, und wurde von der Gesellschaft auf den Platz Lahr versezt.

Des Vaters Unpäßlichkeit aber war unterdessen immer schlimmer geworden. Mehrere Kuren, die er versucht hatte, blieben ohne Erfolg. Am Magdalenentag des Jahres 1800 gieng die Mutter zum erstenmal nach Döggingen zu dem dortigen Wunderdoktor, der jedoch nicht helfen konnte. Hierauf brauchte der Kranke längere Zeit den Doktor Stegerer von Vöhrenbach, so wie zulezt noch den Doktor Engelberger in Donaueschingen. — Aber es war kein Aufkommen mehr. Sein Zustand wurde immer bedenklicher. Seit fünf Monaten konnte er das Bett nicht mehr verlassen, und war so stark geschwollen, daß es ein jammervoller Anblick war. Doch trug er Alles mit Geduld und Ergebenheit.

Als er sah, daß er sterben mußte, traf er noch folgende Anordnung:

Erstens, solle die Mutter den (Haus=) Kauf übernehmen, und zwar um die Summe von 800 Gulden.

Zweitens, solle der älteste Sohn, zur Zeit noch in dem Lande auf dem Glashandel, wiederum nach Hause kommen und die Schildmalerei mit den übrigen Geschwistern fortführen.

Ferner solle die Mutter den zwei ältesten Buben, die beide im Malen sehr geschickt waren, so wie dem Mädchen aus erster Ehe, das mit Zurichten (Grundieren und Schleifen der Schilde) gut umgehen konnte, jedem vom Gulden Verdienst acht Kreuzer geben, nebst der Anschaffung alles Nöthigen, mit Ausnahme der Kleidung, für welche sie selbst zu sorgen haben sollten.

Und drittens, wenn er werde gestorben seyn, solle man ihn in seines ersten Eheweibes Grab legen.

Der traurige Tag des Dahinscheidens rückte immer näher. Am 6. Mai 1801, an einem Mittwoch, entschlief er selig im Herrn, in einem Alter von zweiundvierzig Jahren und dreißig Wochen. Gotte gebe Ihm und allen Abgestorbenen die ewige Ruhe!

Man kann sich leicht denken, daß unser Hauswesen durch diesen Verlust ein betrübtes Ansehen werde bekommen haben. Das jüngste Kind war wenig über ein Jahr alt; dem ältesten aber wurde geschrieben, daß der Vater gestorben sey und er nach Hause kommen solle, was er auch sogleich that.

Hierauf wurde nach des Vaters letztem Willen verfahren und abgetheilt. Jedes der drei Kinder aus erster Ehe erhielt von dem vorhandenen Vermögen 624 Gulden. Den Uebrigen so wie auch der Mutter trafen jedem 570 Gulden. Mithin hatte unser gottseliger Vater ein Vermögen hinterlassen von 4722 Gulden.

Ich habe schon bemerkt, daß die Schildmalerei von den Geschwistern fortbetrieben wurde, und nach des Vaters Anordnung jedes der ersten Kinder einen gewissen Antheil von dem Verdienst anzusprechen hatte. Was mich betrifft, so war ich dazumal noch Lehrjunge und bekam keinen Lohn, außer was ich in den Feierabendstunden mit Anfertigung kleiner Schilde verdiente. Daß ich aber fleißig war, kann der Umstand beweisen, daß ich im fünfzehnten Jahr meines Alters bereits hundert Gulden erspartes Geld besaß.

Kaum ein Jahr hatten wir unter diesen Umständen fortgehauset, als sich der älteste Bruder, Nikolaus, verheirathete, und von uns wegzog zu seinem Schwiegervater nach Oberbränd. Doch litt durch seinen Abgang das Handwerk nicht sonderlich; denn Johann, der zweite Bruder, ersezte ihn vollkommen und auch ich war unterdessen merklich vorwärts geschritten. Bei diesen Verhältnissen

verblieb es bis zum Jahr 1805, wo ein neuer Vertrag abgeschlossen wurde.

Von da an arbeitete nämlich mein Bruder Johann in Verbindung mit der ältesten Schwester Katharina, für sich allein, und bezahlte der Mutter das Kostgeld. Ich aber mußte die Führung des Hauptgeschäftes übernehmen und bezog vom Gulden zwölf Kreuzer, während auch mir Katharina das Zurichten besorgte. — Das Mädchen blieb jedoch nicht mehr lange bei uns, denn schon im folgenden Jahre verheirathete sie sich mit Anton Hoffmeier im Schwärzenbach. An barem Vermögen (ohne Mobilien) zog sie hinweg 1114 Gulden. Auf dieses mußte Johann seine Arbeit sich selbst zurichten; mir aber leistete die zweite Schwester Theresia recht gute Dienste; im Uebrigen aber lag das ganze Geschäft allein auf mir. Demnach waren nun zwei Malerwerkstätten im Hause, aber nur kurze Zeit. Denn nach Jahresfrist verehelichte sich Bruder Johann ebenfalls und ließ sich in Neustadt nieder. Sein Vermögen bei seinem Wegzug bestund in 1500 Gulden baarem Geld.

So waren denn alle vorhergehenden Kinder verheirathet, und die Wittwe mit ihren vier eigenen war allein im Hause. Wir hatten ein ruhiges und vergnügtes Hauswesen; aber leider währte dieser angenehme Zustand nicht gar lange. — Es war an einem Freitag-Nachmittag, als unsere liebe Mutter mit Steinlesen oder Säubern eines Ackers beschäftigt war, und plötzlich von einem heftigen Frost ergriffen wurde, so daß sie beinahe nicht mehr nach Hause kommen konnte. Sie fühlte große Schmerzen und mußte sogleich zu Bette gebracht werden. Ich holte den Doktor aus der Neustadt, aber seine Mittel schlugen nicht an und das Uebel wurde gefährlich.

Die Kranke verlangte nach den heiligen Sterbsakramenten. Die Schmerzen nahmen immer mehr überhand; doch klagte sie

nicht, und beschäftigte sich fortwährend mit stillem Gebet. Als sie ihr Ende herankommen fühlte, versammelte sie ihre Kinder um das Krankenbett und sprach zu ihnen: „Uebervortheilt und verachtet Niemand, und wenn ich werde gestorben seyn, so begrabet mich in meines Mannes, Vater Mathias Kirners Grab". Und weiters befahl sie, daß man ihr den hochwürdigsten Herrn Pfarrer von Friedenweiler noch einmal herhole, was auch sogleich geschah.

Als der Geistliche nach Verfluß einer Stunde in die Stube trat, fragte er, wie es gehe? — „Recht geht es!" antwortete die Kranke und bat, daß wir für das Heil ihrer Seele fünf Vaterunser beten möchten. Während dieses geschah, übergab sie ihren Geist sanft in die Hände ihres Schöpfers. — Es war am 17. Mai 1810.

Also waren wir Kinder unseres besten Schatzes auf Erden beraubt. Doch hoffen wir, daß die Verewigte bei Gott für uns bitten werde, so wie auch wir auf Erden niemals Ihrer vergessen werden. Gott gebe Ihr und allen Abgestorbenen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte Ihnen!

Wir suchten nun unser Hauswesen so gut wie möglich fortzuführen. Als ältestes Kind sollte ich den Kauf übernehmen, und mit den Geschwistern eine Vermögenstheilung vornehmen. Wir kamen überein, daß mir gegen die Summe von 950 Gulden rheinischer Währung der Hausbesitz verbleiben solle; den ledigen Geschwistern jedoch der Aufenthalt im Hause, nach Landesbrauch, bis zu ihrer Verheirathung oder Tod gestattet werde. Ferner hatte ich noch die Verpflichtung, den jüngsten Bruder in der Malerkunst zu unterrichten, so wie demselben bis zu seinem fünfzehnten Altersjahre Kleidung und Kost zu geben.

Bei der Vermögenstheilung hatte sich herausgestellt, daß unsere gottselige Mutter während ihres neunjährigen Wittwenstandes, unter

meiner Geschäftsführung, vorwärts gehauset an baarem Gelde vierhundert Gulden, nebst dem Lohne, den wir arbeitsfähige Kinder von dem Einkommen bezogen hatten. Zur selbigen Zeit besaß ich aber schon 700 Gulden erspartes Geld, so daß mit der Erbportion, die mir traf, mein Vermögen in 1513 Gulden bestand. Das Nothwendigste zu einem wohlgeordneten Hauswesen aber fehlte mir noch: ein braves Weib.

Bei der Brautwahl nahm ich das alte Sprichwort zur Richtschnur: Willst du weiben oder mannen, sollst du zum nächsten Nachbar langen. Demnach führte ich Katharina Schunhart, meines Nachbars Tochter, als ehelich angetrautes Weib in das Haus. Ich war dreiundzwanzig, meine Frau aber zwanzig Jahre alt, und die Hochzeit wurde in Friedenweiler gehalten.

Mein jüngerer Bruder ließ sich in der Malerei sehr gut an. Den Zweiten aber hatte Nikolaus zu sich genommen, der das Geschäft auch noch immer fortsezte, und die Schwester Theresia verheirathete sich bald nachher an einen Uhrenhändler von Eisenbach, der in Graubündten Handel trieb. Diese Verbindung war, wie vorauszusehen, eine unglückliche; das Mädchen jedoch hatte sich nicht von ihrem Willen abbringen lassen. Sie zog zu ihrem Manne in die Schweiz, hatte aber wenig gute Tage bei ihm. Der Kummer zog ihr zulezt eine schmerzliche Krankheit zu, von welcher sie, in ihrem zweiunddreißigsten Altersjahre, die Hand des Allmächtigen befreite. Gott gebe Ihr und allen abgestorbenen Christgläubigen die ewige Ruhe! Sie hinterließ zwei Mägdlein und ein Büble.

Wir dagegen führten in unserm neu angetretenen Ehstand ein gesundes und zufriedenes Leben, und der Herr schenkte unserm Hauswesen Gedeihen. Hier muß ich aber etwas anführen, was eigentlich billig früher hätte gesagt werden sollen.

Als mein seliger Vater noch auf dem Krankenbett lag, hatte er verlangt, daß die Mutter nach seinem Tode der Pfälzer Glashändler-Kompagnie fünfzig Gulden übermachen solle, als freiwillige Entschädigung für den Fall, daß er zur Zeit, wo er noch bei dem Geschäfte war, etwas vernachläßigt oder versäumt habe. — Wie die Zeit herangekommen war, wo die Männer ihre jährliche Abrechnung hielten, begab sich meine Mutter mit mir, dem noch jungen Knaben, nach Hinterzarten, um der Gesellschaft, nach des Vaters leztem Willen, das Geld zu übermachen. Als die Leute aber ihr Anliegen vernommen, weigerten sie sich das Angebot anzunehmen. „Wir müßten," sagten sie, „ohne Menschengefühl seyn, wenn wir das Geld annehmen würden. Euer Mann hat jederzeit redlich seine Obliegenheiten und Pflichten erfüllt. Wollte Gott wir hätten immer Solche in der Kompagnie gehabt, wie er war. Nicht nur, daß wir die fünfzig Gulden nicht annehmen, auch den jährlichen Zins von zweiunddreißig Gulden, den ihr uns bisher entrichtet habt, setzen wir von heute an auf zwölf Gulden herab." Und wirklich nahmen die Männer diesen Beschluß sogleich zu Papier und fügten ihn dem früheren Accordbrief bei. — So verblieb es bis zum Jahr 1816, wo uns der bedungene Zins gänzlich erlassen wurde, mit dem Bedeuten, daß, wenn Einer oder der Andere von uns Kirner'schen in die Kompagnie eintreten wolle, wir jederzeit willkommen seyn und wie andere Kameradenkinder sollen angesehen werden.

Unsere Ehe wurde in der Folge sehr mit Kindern gesegnet; von vierzehn blieben jedoch nur acht am Leben, die nachmals alle glücklich ihr Auskommen gefunden und sich in den Ehestand begeben haben.

Während ich mit meinem jüngsten Bruder, der als Gesell bei mir arbeitete, unverdrossen die Malerei betrieb, war ich nicht minder bedacht, durch etwas Wiesen- und Feldbau unsere Haus-

haltung zu verbessern. Ich hatte mir am sogenannten Bachtobel einige Matten gepachtet, auch einige Plätzlein Feld urbar gemacht, sowie den Garten vergrößert. Nebst diesem verwendete ich auch viel auf Erweiterung und bessere Einrichtung des Wohnhauses.

Unterdessen hatte sich wieder ein schlimmes Wetter über den Schwarzwald zusammen gezogen. Der französische Kaiser Napoleon war in Rußland geschlagen worden und die Alliirten verfolgten ihn bis nach Paris.

Dieser Umstand brachte auch uns zahlreiche Einquartierung und andere Leiden. Im Kloster wurde ein russisches Spital eingerichtet, wohin nach der Schlacht bei Belfort über dreizehnhundert Blessirte verbracht wurden, so daß nicht alle in den Zellen konnten untergebracht und viele in die Kirche und Scheuern mußten gelegt werden. Eine bösartige Nervenkrankheit, welche man die Russenkrankheit nannte, herrschte unter ihnen und verbreitete sich bald auch in der Nachbarschaft. Ich begleitete damals in unserer kleinen Gemeinde das Amt eines Gemeinderechners und mußte wegen Lieferungen, die uns auferlegt waren, viel im Kloster mich aufhalten, welchem Umstande ich es zuschreibe, daß ich sammt meinem Weibe von der Krankheit ergriffen wurde und wir beide erst nach langer Zeit wieder genesen konnten.

Indem ich zu dem Jahr 1817 komme, kann ich nicht unterlassen, des traurigen Schicksals zu erwähnen, welches in dieser Zeit die Stadt Neustadt betroffen. Durch Unachtsamkeit östreichischer Soldaten war am heiligen Ostertag im Wirthshaus zum Kreuz Feuer ausgekommen, welches so schnell um sich griff, daß in wenig Stunden das ganze Städtlein in Asche lag, mit Ausnahme weniger Häuser. Der Schaden belief sich, nach dem Brandsocietäts-Anschlag, auf 77,250 Gulden.

Die erschreckliche Theuerung, die im Laufe desselben Jahres

auffam, war auch hier zu Lande sehr drückend; und wenn nicht eine gesetzliche Taxe von dem Landesregenten wäre gemacht worden, hätte der gemeine Mann zu Grunde gehen müßen. — Aus dem folgenden Jahr weiß ich nichts Besonderes zu berichten, als daß ich ein neues Immenhäuslein und die Brunnstube habe machen lassen, nicht minder eine größere Werkstatt, so wie mancherlei Verbesserungen in Haus und Feld.

Alles bisher Gesagte aber ist getreulich nach der Wahrheit, und ich hoffe, daß die Mühe des Aufschreibens von meinen Nachkommen werde nach Verdienst geschäzt werden. Nach meinem Tode aber bitte ich jeden Leser meiner zu gedenken, wenigstens mit einem Vaterunser.

Wieder zum Geschäfte zurückkehrend, bemerke ich, daß die meiste Arbeit aus meiner Werkstatt nach London gieng, an dort ansäßige Schwarzwälder Handelsleute. Auch ein Bruder von mir war auswärts auf dem Handel. Joseph, der vielgeliebte Jüngste aber half mir getreulich zu Hause vierzehn Jahre lang, und als Lohn erhielt er während dieser Zeit 3574 Gulden nebst der Verköstigung. — Es ist dieses zwar ein schönes Geld, aber einen solchen Gesellen, wie er, gibt es in der Welt keinen zweiten. Nach seiner Verheirathung zog er von uns weg nach Schwärzenbach; doch wird er mir und meiner Familie stets unvergeßlich bleiben. Gott wolle ihn sammt seiner Frau und uns Alle segnen auf dieser Erde und uns dereinst alle im Himmel zusammen kommen lassen!

Ich denke, daß es für meine Nachkommen nicht ohne Interesse seyn wird, wenn ich eine kurze Aufzeichnung meiner Einnahmen vom Jahr 1810 bis 1830 hier anfüge. In diesem Zeitraum wurden von gefertigten Schildern eingenommen — 31,915 Gulden 33 Kreuzer — und zwar steigerte sich die jährliche Einnahme von 467 Gulden bis zum Jahre fünfzehn allmälig auf 1066 Gulden,

und stieg so immer höher bis zum Jahre 1822, wo sie schon 2166 Gulden per Jahr betrug, und bei dieser Summe ungefähr verblieb bis zum Jahr dreißig. Sonstige Einnahmen während obgenannter Zeit füge ich noch bei — 4516 Gulden Kapitalzinsen; Besoldung und Diäten als Gemeinderechner, nebst Gewinn vom Taschenuhrenhandel — 836 Gulden; Erlös von verkauftem Butter — 492 Gulden. Also verblieb mir nach zwanzig Jahren ein reines Vermögen von — 12,923 Gulden.

Als eine besondere erfreuliche Thatsache muß ich noch erwähnen, daß mir im Jahr 1840 die Ehre zu Theil wurde, Seine Durchlaucht den Fürsten zu Fürstenberg auf seinem Schloß Heiligenberg zu besuchen, wo mir dieser menschenfreundliche Herr, und mein besonderer Wohlthäter, zum freundlichen Angedenken einen fürstenbergischen Thaler aus dem Jahr 1750 schenkte.

Diese Münze soll zum ehrenden Gedächtniß in meiner Familie von Nachkommen zu Nachkommen aufbewahrt bleiben. — Gott segne den edlen Geber und seine ganze Familie fortwährend!

Ferner erwähne ich einer Lustreise, die ich im August des Jahres 1841 in Begleitung eines Freundes nach London unternahm. Nachdem wir bis nach Kehl gefahren, benützten wir rheinabwärts bis Rotterdam das Dampfboot. Von dort verfügten wir uns nach Haag, besuchten das Bad Seveningen am Meere und begaben uns dann wieder nach Rotterdam zurück, von wo wir Nachmittags zwei Uhr auf einem englischen Dampfboote abfuhren, das andern Tages aber um dieselbe Zeit in London ankamen und bei einem Geschäftsfreund abstiegen. Weil ich aus Liebe zu meinen Landsleuten die Reise unternommen hatte, so war es mein Erstes, sie Alle zu besuchen. Während unseres vierzehntägigen Aufenthaltes hatten wir dann hinreichend Gelegenheit, die Stadt mit ihren vorzüglichsten Gebäulichkeiten kennen zu lernen. Das Drurylane-

Theater, die Kirche St. Paul, den Dower, die königliche Residenz, die Bank, das brittische Museum und den Themse-Tunnel. Sonntag Abends wohnten wir auch einem Meeting bei, welches unsere Landsleute zum Besten ihrer Kirche hielten; es waren über vierzig Mitglieder; ich werde diesen Akt niemals vergessen. — Auf der Eisenbahn machten wir einen Ausflug nach Greenwich und Windsor, allwo wir das königliche Schloß zu besuchen die Ehre hatten. Am Sonntag Morgens acht Uhr fuhren wir auf dem Dampfboot Batavia wieder von London ab, und erreichten den nächsten Tag Morgens sieben Uhr glücklich Rotterdam, von wo wir den Rückweg über Köln, Mainz und Frankfurt nahmen, und von Kehl über Offenburg durch das Kinzigthal der Heimath zueilten, wo wir nach fünfunddreißigtägiger Abwesenheit bei den Unsrigen wiederum eintrafen.

Der Schiffslohn von Kehl bis London und wieder retour betrug per Mann 53 Gulden 32 Kreuzer. Die ganze Reise aber kostete mich 144 Gulden 30 Kreuzer.

Indem ich nochmals auf die Malerei zurückkomme, bemerke ich, daß vom 16. Juni 1810 bis zum 16. Juni 1845 gemalte Schilde in meiner Werkstatt gefertigt wurden — 116,408 Stück, und der Erlös hiefür betrug 66,005 Gulden 20 Kreuzer. Verlust (an schlechten Zahlern) habe ich an dieser Summe gehabt ungefähr 300 Gulden.

In diesem nämlichen Jahr starb auch unser verehrter, langjähriger Pfarrer Speckle in Friedenweiler; ein menschenfreundlicher und rastlos thätiger Geistlicher, dessen Andenken noch lange bei seinen Pfarrangehörigen fortleben wird.

Gottes Güte, Gottes Segen und Gottes Beistand sey und bleibe jederzeit bei uns Allen!

Mehrere Jahre, erzählt unser Reisender weiter, waren seit meinem ersten Aufenthalte über Wald verflossen, als mich Geschäfte wieder in jene, mir in mancher Beziehung liebgewordenen Schwarzwald-Thäler führten. Und da es stets etwas Ansprechendes hat, Orte und Gegenden zu betreten, wo wir früher heitere Stunden verlebt haben, so unternahm ich manche Wallfahrt zu bekannten Plätzen und Menschen. Wie wir aber eine Landschaft nach Jahren zwar unverändert als dieselbe wieder finden, manches Bäumlein darin jedoch zum Baume aufgewachsen, manch vormals blühendes Gewächs verdorrt sehen, also ergeht es auch mit den Menschen und ihren Verhältnissen: die Gesammtheit erscheint uns unverändert dieselbe, am Einzelnen jedoch bemerken wir den allmächtigen Einfluß der Zeit.

So fand ich auch bei meinen Besuchen Manches, was mich an des Lebens Flüchtigkeit mahnte. In dem bekannten Wirthshause z. B. traf ich meinen gesprächigen Freund, der mir vor Jahren seine Lebensgeschichte erzählt hatte, nicht mehr; ein Fremder, der das Haus an sich gebracht, bewillkommte den Fremden, während der frühere Eigenthümer seit Monaten von den Mühseligkeiten dieses Lebens ausruhte — auf dem Kirchhofe zu Friedenweiler.

Nach kurzer Rast trieb es mich weiter, hinaus in die sonniggrüne Landschaft mit ihren ruhsamen Thalgründen und hohen von Pfriemen vergoldeten Bergkuppen, über welche das Auge frei hinaus schweifte bis zu den fernen lichtblauen Linien des Jura. — Mittag war vorüber, und jene Stunde eingetreten, welche die Alten die Schlummerstunde des Pan nannten, wo die ganze Natur schweige, um den träumenden Feldgott nicht aufzuwecken. Und wahrlich, die Stille ringsum schien Alles, was Leben hatte, in Schlummer gewiegt zu haben, so vereinsamt lagen die Hütten und Höfe, und wie blankgeschliffene, von keinem Hauch getrübte

Spiegel, die Weiher und Lachen in den grünen Thälern; das einzig Lebendige in der Landschaft waren allein die ruhelos fortwellenden Bächlein und plätschernden Brunnen, sowie ein Paar Schmetterlinge, die über die sonnigen Halden flatterten.

Ich hatte langsam eine lezte Höhe erstiegen und war stille gestanden, die zu meinen Füßen liegende Landschaft zu überschauen. Vor mir, gegen Süden, drang der Blick hinaus, bis wo die Landschaft in vielen Abstufungen gegen den Rhein hin sich verliert, während die nächsten Thaleinschnitte zu meiner Linken schon der jungen Donau ihre Quellen und Bächlein zutrugen.

Eine Weile hatte ich so gestanden, als eine Pilgerin, welche des Weges daher kam, meine Betrachtungen ablenkte. Der gelbe Strohhut sowie die übrige Tracht zeigten eine Landeseingeborene, während das schwarzseidene Halstuch und die gleiche Farbe der anderen Kleidungsstücke die Leidtragende verriethen. Die Züge schienen mir bekannt; und als sie näher herangekommen war, erkannte ich die Tochter meines verewigten Freundes; dieselbe, welche an jenem Morgen bei meiner ersten Einkehr in dem Wirthshause den Kindern die Kränze und Blumen geordnet hatte: Philippine, das Ebenbild der seligen Mutter, wie sie ihr Vater genannt hatte.

Wir begrüßten einander als Bekannte, denn auch sie hatte mich sogleich wieder erkannt. Ihr verständiges blaues Auge nahm einen eigenen Glanz und Ausdruck an, als ich in warmen lobenden Worten ihres verewigten Vaters gedachte; es war etwas von wehmüthigem Dank für meine Theilnahme darin zu lesen.

Ich erfuhr, daß sie seit dem Tode ihres Vaters bei der Schwester ihrer Mutter und dem Onkel Valentin wohne, im Augenblick aber im Begriffe stehe, eine Wallfahrt zum „Schneekreuz“ bei Löffingen zu machen, und zur Begleitung noch eine Freundin

in der Nähe abholen wolle. Auch sagte sie mir ferner, daß sie Lust habe, nach Amerika auszuwandern — und fragte, was ich ihr rathe?

„In solchen Fällen“, meinte ich, „ist guter Rath theuer. — Im Allgemeinen, ich muß es gestehen, will es mir nicht sonderlich gefallen, wenn ich sehe, daß namentlich Frauen und Mädchen gar keine Anhänglichkeit an ihre Heimath haben. Liebt ja doch die Blume, der Baum, seinen heimathlichen Boden, warum nicht auch der Mensch? Doch wenn es einmal seyn muß, und ein solcher Schritt durch Umstände geboten ist, so soll er auch resolut ohne verzagenden Kleinmuth geschehen, mit dem man in der Regel ja nur sich und Andern das Leben versauert. — Was Euch anbetrifft, wertheste Freundin, fuhr ich im Tone eines Predigers fort, so glaube ich nicht, daß Ihr Ursache habt, zeitlicher Güter wegen fremde Welttheile aufzusuchen (ich wußte nämlich, das ihr Vater ein ansehnliches Vermögen hinterlassen hatte), es müßte denn nur seyn, fügte ich scherzhaft bei, daß etwa euer Holderstock drüben blüht“, und deutete auf einen gold'nen Ring, den sie am Finger trug. — Das Mädchen aber schüttelte den Kopf: „ihr Männer,“ sagte sie mit treuherziger Schalkhaftigkeit, „meinet auch gar immer, wir thäten Alles nur um Euretwillen. Es kann ja auch noch etwas anderes seyn, was mich fortzieht. Hab' ich nicht die einzige Schwester drüben, und mit Ausnahme der Schwester meiner Mutter selig gar niemand Eigenes mehr hier? Und doch — je mehr ich es überlege, desto unschlüssiger werde ich. Vor einigen Tagen hab' ich einen Brief bekommen aus Amerika, von meiner Schwester. Sie können ihn lesen, und dann will ich hören, was Sie dazu sagen.“ Mit diesen Worten hatte sie einen Brief hervorgezogen und mir dargereicht. — So viel mir noch erinnerlich, lautete das Sendschreiben etwa folgendermaßen:

„Theure, liebe Schwester Philippine!

Daß Ihr mein Schreiben zu spät erhalten habt, und solches den gottseligen Vater nicht mehr am Leben getroffen, hat mich schwer gekränkt. Doch will ich das, was mich anbetrifft, in Gottesnamen mit Stillschweigen übergehen. Was aber das anbelangt, was Du mir geschrieben hast, daß die Mutter nach ihrem Ausspruche, am großen Gerichtstage mir die Rechnung selber vorlegen werde, weil ich durch meine Heirath und mein Fortziehen ihr so viel Kummer verursacht habe, darauf ist mir gar nicht bange; denn mein Gewissen hat mir noch niemals Vorwürfe gemacht. — Auch habe ich meine Kindespflicht immer redlich an ihr erfüllt. Uebrigens hatte ich manchen stillen Kummer, sie in ihrer Krankheit nicht verpflegen helfen zu können. — Doch, was man nicht ändern kann, thut man besser, sich darein zu schicken. — Liebe Schwester, wenn Du von heim abreisest, so tritt die Reise in Gottesnamen an, und fasse frischen Muth. Ich bitte Dich, wenn Du etwas gegen Jemand hast, so versöhne dich noch und trage nichts Böses in deinem Herzen fort; laß alles Böse zurück, das Gute aber nehme mit. — Bringe mir, wenn du kannst, auch die Bücher mit, verfaßt von Christoph Schmid, und dem Alois, meinem Mann, ein konstanzer Gesangbuch. Vergesse auch nicht, mir etwas Zeichnungsgarn, sowie ein wenig Blumen-, Kopfsalat- und Rettigsamen mitzubringen. Sonst, liebe Schwester, nehme nicht zu viel unnöthige Sachen mit; aber Weißzeug so viel du hast. Thu' alles in Kisten und nehme sie wohl in Acht, denn in der Fremde darf man auf die Ehrlichkeit der Leute nicht allzu viel bauen.

Es hat freilich viel arme deutsche Leut in Amerika, aber auch viele, die es wieder besser haben, als draußen. Es kostete uns sehr viel, bis wir alles in guter amerikanischer Ordnung hatten, und doch müßen wir noch Manches entbehren, was wir

daheim hatten und wenig schätzten. Ueberhaupt mache dir sowohl von dem Guten wie Schlimmen, was dich hier erwartet, keine zu übertriebene Vorstellung, ziehe aber auch die Annehmlichkeiten in Betracht, die du zu Hause zurücklassen mußt.

Ich bitte Dich, gehe auch noch einmal für mich nach Löffingen zum Witterschneekreuz, und bete für mich, und grüße mir alle Freunde und Bekannte herzlich u. s. w.

Deine Schwester Martha."

„Sie sehen", nahm die schöne Pilgerin wieder das Wort, „daß von nichts der Art, wie Sie meinen, die Rede ist. — Was rathen Sie mir aber? Man folgt oft lieber fremden Leuten, als den eigenen oder sich selbst."

„Weil Ihr mich", versezte ich, „durchaus zu Euerm Rath haben wollt, ich diesen Titel aber nicht, wie so viele Räthe in Germanien, lediglich umsonst haben möchte, so rathe ich Euch: in dem Lande zu bleiben, wo ihr geboren seyd, und wo Eure braven Aeltern und Vorältern gelebt haben und begraben liegen. Ueberhaupt ist, meiner Meinung nach, das Streifchen irdischen Lebens zu kurz, als daß es sich der Mühe lohnte, gar so große Logisveränderung vorzunehmen. Was jedoch den Umstand mangelnder Angehöriger anbelangt, so denke ich, hat ein hübsches Mädchen Gelegenheit genug, diesem Uebelstand in Ehren abzuhelfen. Sintemal und alldieweilen es eine Menge Junggesellen im Vaterlande gibt, denen zu ihrem Glück nichts mehr und nichts weniger fehlt, als die schönere Hälfte des Lebens, ein braves Weib!"

„Ich sehe wohl", unterbrach mich lachend die Schöne, „Ihr macht halb Spaß halb Ernst, doch will ich's überlegen und das Beste daraus wählen". Ich versprach ihr, wenn sie meinen Rath befolgen würde, ihrer Hochzeit als Gast und wirklicher Geheimer Rath anzuwohnen, worauf sie mir lachend die Hand gab.

Und so schieden die Pilgrime, auf entgegengesezten Wegen ihre Reise weiter fortsetzend.

Ueber Berg und Thal war ich gewandert und kehrte erst spät am Tage zurück. Die Sonne war schon untergegangen, als ich auf die Höhe kam, und die aus der Tiefe wachsenden Schatten verkündeten das Nahen der Nacht. Wie in zärtlichem Geflüster scheidend zog der Abendwind durch Gras und Laub, und über dem blaßgrünen Saatfelde wirbelte allein noch eine Lerche ihr einsames Lied. Höher in der Luft schwebten einzelne rosige Wölklein, wie abgeschiedene Seelen, gen Osten, der Nacht und dem Morgen entgegen; und die Vögel flogen ihrer Herberge zu, dem schweigsamen Walde. Erstorben war das unruhevolle Jagen und Tosen des Tages, nur ein Paar ferne, weitgetragene Stimmen von Wandernden trafen das Ohr des Lauschers. — Endlich verloren sich auch diese, und tiefes Schweigen herrschte ringsumher.

Jezt erklang es fast wie Gesang — näher und näher unterschied ich die Stimmen Betender. Es waren Wallfahrerinen, die unten durch das Thal zogen; ich glaubte die Gestalt Philippinens zu erkennen. Und wie das Beten mehr und mehr verklang, schien in jener Richtung Erd' und Himmel in lichtem glühendem Dufte sich zu vermählen, und unwillkürlich kamen mir die Worte des Psalms in den Sinn:

Wir sind nur Pilger dieser Erde,
Und sehnen nach der ew'gen Heimath uns!

Wir kehren zu unserm Junker Harold zurück und begleiten ihn hinaus in die Hochebene der Baar, zu den grünen Buchwäldern der „Länge", wo, als breit gelagerter Vorberg des Jura, der Fürstenberg sich erhebt:

„Als sey er Ausgang einer Bergesreihe,
Ein Vorgebirg, nur daß die See ihm nicht
Den Fuß umringt; statt ihrer siehet man
Lebendig sich die Landschaft vor ihm breiten,
Der Wälder und der Korngefilde Wellen,
Der Menschenwohnung auch umhergestreut
Und Rauch, der von des Bauern Dach sich hebt".

Von seinem Gipfel, auf dem ehemals das Städtlein Fürstenberg gestanden*), schauen öde, ausgebrannte Mauerzacken in die Niederung, und vergeblich sucht der Besucher die Reste der Stammburg des durchlauchtigsten Hauses der alten Landgrafen der Baar. Die Stürme des dreißigjährigen Krieges haben, wie vermuthet wird, die Veste in Trümmer gelegt, und auch diese sind im Laufe nachfolgender Zeiten verschwunden. Der Fernblick, den uns dieser hohe Punkt thun läßt, gibt uns ein deutliches Panorama der fruchtreichen, von der jungen Donau durchschlängelten Ebene, die südöstlich mit dem Jura, und westlich mit dem Schwarzwald zusammenhängt, welch' letzterer wie ein fernes grünes Meer vor unsern Blicken liegt.

So anziehend ein solches Gemälde auch immer seyn mag, so weiß ich doch nicht, ob es einem Landschafts- und Aussichtenschwärmer modernsten Schnittes die halbstündige Mühe des Aufsteigens

*) Das Städtlein brannte im Jahr 1841 an einem stürmischen Sonntag (den 18. Juli) gänzlich ab, und wurde später am Fuße des Berges wieder aufgebaut.

lohnen würde. Wahrscheinlich möchte ein solcher finden, daß ein Sonnenaufgang auf dem Rigi oder Montblanc eben doch ungleich „wundervoller“, eine Landschaft aber ohne Ruinen, Schweizerhäuser und Alpen gar nicht „romantisch“ und nichts sey, gegen eine italienische mit „tiefblauem“ Himmel u. s. w.

Ich hatte den Berg im Geleite des alten Schulmeisters und Meßners erstiegen, und er versicherte mich, daß er früher, zur Zeit, als die Stadt noch oben gestanden, selten Morgens bei Tagesanbruch vom Betläuten zurückgekommen sey, ohne noch einen Rundgang um die stillen Ringmauern des Städtleins zu machen, und hinauszuschauen in die dämmernde Hochebene, in welcher er achtundneunzig Ortschaften und Maierhöfe zählte. — Auch berichtete er mir von einem geisterhaften Reiter, der früher zuweilen am Fuße des Berges sich gezeigt habe. Er selbst habe ihn einmal gesehen, als er, noch ein kleiner Bub', mit mehreren Kindern an einem schönen Sonntag-Mittag in die Buchwälder der Länge gegangen, um Erdbeeren zu pflücken. Auf dem Heimweg in der Thalschlucht, wo die Kapelle steht, hätten sie einen Reiter erblickt, der in halbem Trab daher geritten und im Walde verschwunden sey. Diese Gestalt habe eine schwarze Kriegsrüstung getragen, sowie auch Sattel und Reitzeug von derselben Farbe gewesen seyen. Während die Kinder noch unter sich gezankt hätten, ob der Reiter zu Fuß oder zu Pferd gewesen, habe sie ein alter Kuhhirt am Wege um die Ursache des Streites gefragt, und als er solche vernommen, gesagt: „den schwarzen Reiter habe ich schon oft gesehen, und jedesmal, wenn er sich zeigt, gibt es Unwetter, was auch sicherlich jezt der Fall seyn wird“.

Ob solches eingetroffen, war meinem Gewährsmann nicht mehr erinnerlich, doch, meinte er, sey es das lezte Mal gewesen, daß der Reiter gesehen worden sey. — Noch heut zu Tage aber

ist der Berg den Bewohnern der Ebene ein Wetterkündiger. So lange nämlich Nebel seinen Gipfel umlagern, ist anhaltend trockene Witterung nicht zu hoffen.

Statt jedoch dem Leser eine weitläufige Beschreibung der Gegend liefern zu wollen, nehmen wir Veranlassung ein kleines Geschichtlein hier einzuschalten, welches in der Baar seine Heimath hat, und eine frühere Arbeit des Verfassers ist.

Vorher nur die kurze Bemerkung, daß damals bei diesem Geisteskindlein ein schriftgeübter Freund und Sohn der Musen zu Gevatter gestanden und dem Neugebornen manch' gute Regel und poetische Blume als Angebinde unter das Deckbettlein gelegt hat, so wie auch im Vorbericht (der hier unverändert beibehalten worden) der kleine Held meist an dieses Freundes Hand in's Leben eingeführt wird.

Der arme Konrad

und des

Vogts Mariann'.

„Keine Kohle, kein Feuer
Kann brennen also heiß,
Wie stille heimliche Liebe,
Die Niemand nicht weiß.“

Volkslied.



image
not
available

Was habt Ihr da gemacht, Meister Lucian? — Das ist ja ein allerliebstes Bildchen! läßt sich der Freund und Gevatter vernehmen. — Da habt Ihr einmal recht mit dem Griffel ausgedrückt, was in der deutschen Schriftsprache keinen Namen hat und was nur die Schwaben zu erkennen geben können, wenn sie sagen: da sieht's heimelig aus! Ja, eine ganze Heimath, wo gut wohnen ist, habt Ihr hineingetragen, und es wird nicht weit gefehlt seyn, wenn ich denke, es sey Eure eigene, die Baar, die an den Schwarzwald stößt. — Wie still und traulich ist es in dieser Haushaltung! Geht ein Friedenszauber von dem schwarz eingebundenen Buche aus, in welchem die Seele der jungen Mutter athmet? Er schwebt hinüber auf das Kind, das den kräftigen Schlaf der Gesundheit in der mit dem heiligen Zeichen gesegneten Wiege schläft. Er verbreitet sich durch das ganze Gemach mit dem wohlgeordneten reinlichen Geräthe, und hat sich auch des behaglichen Hausthiers bemächtigt, das vielleicht vorher noch mit dem Kinde gespielt und dann sein Schüsselein rein gemacht hatte. Nur leise wagt der Pendel an der Uhr zu gehen; durch das offene Fenster haucht die frische Gottesluft herein und schmeichelt dem dort stehenden Blumenstock so viel ab, als nöthig ist, um die trauliche Stube mit Wohlgeruch zu erfüllen. — Wißt Ihr? es gibt ein Bild, das die Jungfrau mit dem Kinde, in den Propheten lesend, darstellt; es ist bekannt unter dem Namen: Mater nati fata requirens. Nun, sieht das hier nicht auch aus wie eine Mutter, die in den Geschicken des Kindes forscht? Wollen wir ein bischen nachhelfen und dem kleinen, runden, dicken, süßträumenden Menschen ein Lebensläufchen

zurechtmachen? Aber nicht aus den „swarzen Buochen“, wie Gottfried von Straßburg sagt! nein, wir wollen's frischweg aus dem Leben nehmen. Kommt, Meister Lucian, Ihr müßt ein wenig dazu behilflich seyn.

Das kann schon werden, sagt er, indem er das Pfeifchen aus dem Munde nimmt, den Schnurrbart streicht und behaglich der blauen Wolke nachschaut, die sich so eben an seiner kleinen gypsernen Venus emporkräuselt.

Wohlan denn, frisch an's Werk! In der Wiege haben wir ihn einmal. Jetzt handelt es sich darum, ihn weiter zu fördern.

Nun, für die nächsten Paar Jahre ist das gleich geschehen. „Wachse 'n und trüeihe“, wie Hebel singt: damit ist alles gesagt, und gilt auch für alle gleich, ob einer mit den Insignien eines Dragonerobersten unter seidener Decke, oder mit dem weißleinenen Häublein in der Wiege von Schwarzwälder Tannenholz gebettet ist. „Wachset und trüeihet!“ Es wird hernach schon Rechnung gehalten werden, ob es mit dem Gedeihen des Leibes und der Seele Ernst gewesen ist.

Richtig. Also wollen wir ihn derweil den Schutzengeln überlassen, nach welchen seine Mutter so eifrig in dem Buche schaut, und wollen ihn erst wieder heimsuchen, nachdem er seine erste Selbstständigkeit erlangt hat.

Da hält er sich an der Mutter ihrem Rock und steigt mit ihr in der Stube herum, tummelt sich mit seinen Geschwistern, und spitzt die Ohren, wenn die Mutter am Samstag Abend erzählt, was sie morgen kochen wolle; und wenn sie gar den längst versprochenen Schinken aus dem rußigen Kaminschoß herunterlangt, dann hängen sich alle lachend und schreiend um sie her. Wenn sie „Knöpfle“ einlegt, dann muß er ihr aus dem Gärtlein hinter dem Hause „Peterle“ und Schnittlauch holen. Am Sonntag nach

dem Essen, falls das Wetter schön ist, geht der Vater in den „Oesch", um die Felder zu beschauen; die Mutter bleibt zu Hause sitzen und betet in dem Gesangbuch oder auch im alten „Himmelsschlüssel". Da hört man dann gewöhnlich im Dorfe keinen Laut. Nur beim obern Bierhaus ist's lebendig; dort liegen die blanken Groschen und Sechser auf dem Boden im Sand, und der kleine Konrad sieht mit seinen Kameraden zu, wie sie von den Gewinnenden mit zufriedenem Schmunzeln aufgehoben werden.

Auf die Art wird der kleine Mensch schon frühzeitig in Dinge eingeweiht, wovon die Mutter wahrscheinlich nichts in dem silberbeschlagenen Buche gelesen hat.

Meinethalb strolchen sie auch im Feld herum, schneiden Pfeifen im Rohr und musiziren. Aber an Regensonntagen, da stehen sie unter dem Vordach an des Vogts Haus, und schachern um Sackmesser, Wachholdergeißelstöcke oder um Zwick.

Zwick! das ist mir eine unbekannte Gegend.

So heißt man das vordere Ende einer Geißelschnur.

Jezt weiß ich, wo ich d'ran bin. Das ist die Treibschnur; die hat bei uns auch eine große Rolle gespielt.

O, geht mir mit der Treibschnur! Das ist bei den Stadtbuben ein jämmerliches einfaches Schnürlein. Aber der Zwick wird sehr kunstgerecht in einer Maschine gedreht, und knallt, daß einem das Herz im Leibe lacht. Das ist andere Arbeit.

Nun, was hilft's? Die Freude wird auch nicht ewig währen. Wenn Hölty sagt:

> Bald sitzest du, nicht immer froh,
> Im engen Kämmerlein,
> Und lernst vom dicken Cicero
> Verschimmeltes Latein,

so ist das ein gemeinsames Leid, das auch in seiner Weise jeden

heimsucht, ob er in dem leinenen Häublein, oder mit dem Kommandostab in der Wiege lag, ob er mit dem Zwick, oder ob er als Stadtbube mit der Treibschnur knallt. Wenn man auf der Schulbank sitzen muß, und die Sonne scheint so lustig draußen, daß es einem wie Quecksilber durch alle Adern rinnt —

Ja, das ist halt freilich eine harte Nuß. Wollen froh seyn, daß wir sie durchgeknackt haben. Uebrigens fehlt es auch in diesem Stande nicht an Lustbarkeiten.

Ja, im Winter thut's das Schneeballen vor und nach der Schule, im Sommer gibt's Eckballen, Marbel, Ball und andere Ergötzungen, und in der Schule selbst führten wir die Armbrust in Taschenformat mit dem feinen Bogen aus Fischbein, und beschossen uns, während die verlassene Dido ihrem Aeneas nachseufzte, mit erbarmungslosen Papierkugeln.

Gott segne Eure Studia! spricht Lucian, und läßt eine lange dünne Rauchsäule in die Höhe steigen. Zu solchem reisigen Zeug darf's mein Konrad nicht bringen; auch muß er in der Schule hübsch aufpassen, schon deßhalb, weil sich's da nicht um Eure leichtfertigen Poeten handelt, sondern um löblichere Dinge, als da sind die Geschichten vom egyptischen Joseph und vom König David und dergleichen mehr. Will er nebenher noch eine Ergötzlichkeit haben, so soll er auch dazu was Ordentliches lernen, zum Beispiel „Helgle“ und Agathenzettel malen. Dadurch macht er sich dann auch bei den Mädchen, seinen Schulkamerädinen, beliebt.

Halt — kann er denn die Mädchen leiden?

Das nicht gerade. Vielmehr zupft und rupft er sie, scheucht und jagt sie herum, und wo er ihnen einen Possen spielen kann, da ist's ihm ein „gemähtes Wiesle“. Aber dann und wann wird er doch ein wenig gnädig und beschenkt sie, sey's auch nur aus Eitelkeit, um seine Meisterwerke an sie abzusezen.

An Lob und Schmeichelei und Bettelei lassen sie es ihrerseits nicht fehlen.

Noch einmal Halt — Ist keine darunter, die er — wie soll ich mich ausdrücken? — so ganz besonders nicht leiden kann? Ihr wißt schon — es giebt Fälle, man hat Beispiele.

Allemal ist so eine d'runter, das versteht sich.

Und wie heißt sie? Das müssen wir gleich in's Reine bringen, denn der Name thut sehr viel zur Sache. Bei einem Konrad, meine ich immer, müsse es eine Anna seyn, die er so sehr besonders leiden oder so eigenthümlich besonders nicht leiden kann.

Wir wollen noch eine Marie hinzufügen, dann hat der Name den rechten landschaftlichen Klang.

Also Marianne?

Des reichen Vogts Marianneli. Die jagt er immer am hitzigsten, die kneipt er am ärgsten, wenn er sie erwischen kann.

Und doch hat sie ihm gewiß nie etwas zu leide gethan.

Bewahre, sie könnte keine Fliege kränken. Er weißt auch gar nicht, warum er so einen absonderlichen Grimm auf sie hat. Ihr Vater ist freilich ein stolzer grober Melcher, aber dafür kann das feine freundliche Mädle nichts, das immer so fleißig lernt und so gutherzig gegen alle Kameraden und Kamerädinen ist.

Doch kann das im Stillen mitwirken. Gebt Acht, der Bursche läßt sie's entgelten, daß sie ein wenig vornehmer ist als er.

Freilich thut er das, und ich will gleich so einen Zug anbringen. Da ist einmal große Kälte, es wird ein Paar Tage keine Schule gehalten, und der Konrad benützt diese Zeit, um die zwei Tafeln, die in seiner Vaterstube hängen, zehn oder zwölfmal auf's Herrlichste abzumalen. Wie nun die Schule wieder angeht, legt er seinen Kram aus, eh' der Lehrer kommt. Den Buben verhandelt er die Bilder, den Mädchen schenkt er sie. Jede Kamerädin

bekommt eins, nur nicht die Mariann', und doch hat der Bösewicht noch ein übriges Exemplar in der Hand. Das Mariannell, wie es solches sieht, sagt es mit seiner kleinen süßen Stimme: Aber Konrad, mir schenkst du doch auch eins?

Grad' dir schenk' ich keins, sagt er: warum hat mich dein Vater vorige Woche durchgeprügelt, als wir in euerm Schopf Tabak rauchten?

Ich kann ja aber nichts dafür, sagt sie, und die Thränen stehen ihr in den Augen, daß sie allein leer ausgehen soll.

Kauf dir eins, sagt er, ihr seyd ja reich genug. Und dabei freut's ihn innerlich, zu sehen, wie ihr das zu Herzen geht. Nachher aber reut es ihn wieder sehr, wie wenn er einem Schmetterling die Flügel ausgerupft hätte, und während der Schule sieht er oft von seiner Bank in die ihrige hinüber, was sie mache.

Sie sieht ihn aber nicht an?

Nicht ein einzigs Mal. Deßhalb wartet er auch nach der Schule unten an der Hausthür' auf sie, und sagt: da, Mariann', ich schenk dir's doch. — Sie aber schlägt ihm das Bildchen aus der Hand: Jezt will ich's auch nicht mehr, sagt sie, ich kann mir ja eins kaufen. — Nachher ist sie aber gleich wieder gut.

Da muß er übrigens doch noch etwas extra thun, um sie für ein solch' schweres Stück zu entschädigen.

Ja, nach seiner Art. Werden gleich sehen. Ein Paar Tage darauf sind sie alle auf dem Platz vor der Zehentscheuer. Es wird hin und her gerathen, was sie spielen sollen. Wir wollen Farben austheilen, sagt endlich der Konrad.

Das ist, schätz' ich wohl, „Engel und Teufel"?

Ja, es kommt auf eins heraus. Die Kinder sitzen im Kreis, eines theilt die Farben oder Blumen aus, ein and'res stellt den Engel und ein drittes den Teufel vor. Ein Mädchen geht von

einem Kind zum andern und sagt ihm in's Ohr: du bist eine rothe Rose, du eine weiße, du bist eine weiße Lilie, du eine braune Nelke, und so weiter. Den Buben aber giebt sie keine so schöne Namen; da heißt's: du bist ein Schlehenbusch, du eine Brennnessel, du ein grüner Distel, und dergleichen Zartheiten mehr. Nun kommt der Engel mit der Kuhschelle: Klingkling. — Wer ist drauß? fragt die Austheilerin. — Der Engel mit dem Schein. — Herein. Was hätt' Er gern? — Eine Farb'. — Was für eine? — Eine weiße Rose. — Die bekommt er auch richtig, und führt sie in den Himmel, wo nichts als Gesang und Freude ist. Darauf erscheint der Teufel —

Den macht unser Konrad?

Natürlich. Der hat sich Hörner von Pappendeckel verfertigt, einen Schwanz von Werg angebunden und das Gesicht mit Ruß geschwärzt. In der Hand trägt er einen Stecken, der stellt den Schürhaken vor. Bum, bum. — Wer ist drauß? — Der Teufel mit der Schürgabel. — Was hätt' er gern? — Nun bekommt auch der Teufel seinen Antheil und führt die armen Seelen in die Hölle, wo er sie unter Heulen und Zähnklappern entsetzlich peinigt. Er läßt seinen ganzen Grimm an ihnen aus, der diesmal groß ist, weil er trotz alles Rathens nicht auf die rechte Farbe kommen kann. Die Sache ist nämlich die: er möchte gar zu gern die Mariann' in der Hölle haben, bringt aber ihren Blumennamen nicht heraus. Endlich fällt es dem Engel ein, Rosmarin zu verlangen, und siehe da, der Teufel hat das Nachsehen, und muß es sich noch gefallen lassen, daß die Seele, nach der er vergebens schnappte, im Triumph an der Hölle vorbei in den Himmel geführt wird. Darüber wird er denn ganz erbost und wüthend, kann es auch nicht unterlassen, mit der Schürgabel nach dem vorbeimarschierenden Engel zu schlagen; da aber dieser gewandt aus-

weicht, so trifft der an sich nicht ernstlich gemeinte Schlag die Mariann' in's Gesicht und verursacht ihr heftiges Nasenbluten.

Zarte Aufmerksamkeit!

Soll ihm auch wohl bekommen. Auf das Geschrei der jüngsten Kinder, die natürlich kein Blut sehen können, ohne ein Zetermordio zu erheben, streckt der Vogt seinen Kopf zum Fenster heraus. Was giebt's? — Der Konrad hat die Mariann' in's Gesicht geschlagen, daß sie blutet. — Hab' ich dir nicht schon oft genug gesagt, du sollest nichts mit dem Rotzer haben?

Welche Demüthigung für seine satanische Majestät!

Es kommt noch besser. Während er starr wie eine Salzsäule vom Vogt noch eine Zugabe von Ehrentiteln hinnimmt, faßt ihn eine Hand von hinten am Kragen und nimmt ihn mit dem Seilstumpen in Arbeit.

Ah, bitte, Meister Lucian, mit dem Seilstumpen!

Da beißt die Maus keinen Faden davon; denn es ist sein eigener Vater, der auf diese Weise vor dem gestrengen Vogt seine bürgerliche Freiheit wahrt. Alsdann führt er ihn am Arm nach Hause; an der Stiege, die in die Schlafkammer der Buben führt, zählt er ihm noch etliche aus dem ff auf und stößt ihn nach der Treppe: So, jezt pack' dich in's Bett. — Wie ein Pfeil fährt der Teufel mit Schweif und Hörnern die Stiege hinan und läßt nichts mehr von sich hören. So, sagt der Vater zur erschrockenen Mutter, besser jezt, als später! — Der Konrad aber kommt den ganzen folgenden Tag nicht herunter, was auch die Mutter sagen mag. Droben malt er die schönsten Blumen auf einen Bogen Papier, und wie er wieder in die Schule kommt, schenkt er sie dem Marianneli. Dem Vogt aber trägt er's noch lange nach.

Wenn er das vorher wüßte, er würde die Wiege schwerlich verlassen wollen, in der er hier so harmlos träumt. — Wenn ich

so einen kleinen runden Kindskopf sehe, so pflege ich immer zu denken: Du wirst mit der Zeit auch noch ein längeres Gesicht machen.

Und doch, wie klein sind die Unfälle, über die wir zuerst die Unterlippe hängen lassen! Wie bald sind jene Thränen vergessen, wie leicht ist die Speise des Lebens selbst da noch, wo wir sie zuerst als einen harten Bissen kennen lernen!

Ja, die Kinderjahre sind schön, und erscheinen schön und schöner, je weiter uns die Jahre von ihnen entfernen.

Das Leben kommt mir vor wie eine Stickerei. Die Gegenwart, die wir in ihrer ganzen, oft so unschönen Weitläufigkeit durchleben, ist die Kehrseite, wo die Fäden aufgetragen werden. Da läuft alles wirr und kraus durcheinander, ist wenig Sinn und Bedeutung zu finden. Wenn uns aber, wie Ihr sagt, die Jahre davon entfernen, so dreht sich allmählig vor unsern Augen das Stück, und die schöne Seite kommt zum Vorschein mit ihren vollkommenen Gestalten, die wir in Unmuth und Unvollkommenheit gewoben haben. Da ist denn manches böse Fädelein verschwunden, das uns so dick wie ein Seilstumpen däuchte, und das uns keine Maus abbeißen zu können schien. Es ist eigentlich der Gegensatz des Lebens und der Kunst, die jenes nur wie durch fromme Erinnerung auf der Gestaltenseite schaut; denn jeder Mensch, der in die Vergangenheit und vornämlich auf seine Kinderjahre zurückblickt, wird unwillkürlich ein Künstler. — Aber nun webt mir für unsern Schützling einige freundliche Fäden ein.

Später, wenn's schöner wird. Vorläufig thut mir's leid, daß ich nicht willfahren kann. Jezt kommen erst die mißfarbigen; denn es nöthigt mich etwas, einen dunklen Grund zu legen.

Ihr seyd unerbittlich wie das Schicksal. So thut denn, was Ihr nicht lassen könnt.

Einmal kann ich ihm die Speise der Jugend nicht sonderlich süß und schmackhaft machen; denn seine Aeltern sind sehr arm.

Wie? da sagt Euer Bildchen die Wahrheit nicht. Die hübsche Tracht der Frau weißt nichts von Armuth, und das Zimmer sieht ja so blankgescheuert und wohlhabend aus.

Bei diesem Einwurf ist Lucian etwas betroffen geworden. Er zündet sein Pfeiflein wieder an, raucht einige nachdenkliche Züge und erwidert dann: Reinlichkeit ist zwar auch Reichthum, gilt aber doch nichts im Pfandbuche, und ein Sonntagskleid hat jedes ordentliche Mädchen schon von Hauſ' aus. Wenn sogar etwas Silber am Mieder glänzt, so kann deßwegen doch Schmalhans Küchenmeister seyn. Und sagt selbst, ist es nicht besser für unsern Konrad, wenn er in Armuth aufwächst?

Ja, das ist wahr, und zwar ohne alles weitere Raisonnement. Macht ihn also in Gottes Namen so arm wie eine Kirchenmaus.

Wird nicht viel fehlen. Der Vater arbeitet wacker auf dem Felde, und die Mutter läuft sich die Beine lahm, um Butter oder Eier in Hüfingen und Doneschingen zu verkaufen; aber mit allem Fleiß und allen Entbehrungen kommen sie nicht aus den Schulden heraus. Das sind die grauen Fäden, und nun folgen die schwarzen. Es giebt Familien, die oft schnell und unerwartet durch eine Reihe von Todesfällen zerrissen werden. Der kleine Träumer, den wir auf seinem künftigen Lebensgange begleiten, wird nicht dreizehn Jahre alt, so verliert er Vater und Mutter hinter einander, und auch den ältesten Bruder dazu, der sein Beschützer seyn sollte.

Warum denn auch den noch? Räumt doch nicht so gräßlich auf! Wie und wo kommt denn der um's Leben?

Der? Als Soldat, im russischen Feldzuge.

Halt, halt, Meister Lucian, man muß den Teufel nicht an

die Wand malen! Laßt uns vielmehr den Frieden festhalten, so lange es mit Ehren geschehen kann. Oder — ja, nun merk' ich's — Ihr seyd ein rückwärts gekehrter Prophet, und während Ihr mir weiß macht, daß Ihr mit dem Sehrohr in die Nebelflecken der Zukunft dringet, habt Ihr das andere Auge weit offen und schaut Euch bequemlich in der vergangenen Wirklichkeit um, wo man leider Beispiele genug für allzu frühe Todesfälle holen kann.

Wie soll ich's anders machen? Die Geschichte, heißt es, ist die Lehrerin der Völker. Soll ich Euch erzählen, wie es dem Kinde da gehen wird, so läßt sich das am besten aus Dem abnehmen, was —

Was etwa seinem Vater geschehen ist?

Nun, ich will nur so viel sagen, daß ich die Geschichte des Vaters mit mehr Sicherheit angeben kann, als die des Sohnes, und daß ich dabei besser zu fahren hoffe, als Ihr, wenn Ihr das Nebelsehrohr vor das zugedrückte Auge sezt und Träume aus dem Aermel schüttelt; denn ich kann die Geschichte gerade so erzählen, wie sie vorgefallen ist. Und zwar will ich das so kunstgerecht machen, als Ihr nur immer verlangen mögt.

Ei, das ist ja um so viel besser. Da wollen wir also den Apfel in der Wiege liegen lassen und die Geschichte des Stammes vornehmen. Je treuer je besser, und je kunstgerechter je schöner. Wohlan denn, sagt Euer Sprüchlein und theilt es mit; ich verspreche, Euch hinfüro so wenig als möglich zu unterbrechen.

Darauf legt Freund Lucian die bereits wieder ausgegangene Pfeife weg, streicht sich den Schnurrbart im Bewußtsein eines wichtigen Unternehmens, und hebt seine Geschichte an, wie folgt.

Jedermann kennt den Volksglauben, nach welchem es keinen Samstag im Jahre giebt, an dem nicht wenigstens ein Stücklein blauen Himmels zum Vorschein kommt. Man sagt, die himmlische Haushaltung sey zu Gunsten Marien's ausdrücklich so eingerichtet worden, damit unsre liebe Frau den frischgewaschenen Schleier jeden Sonntag trocken habe, um in die Kirche oder über das Gebirge gehen zu können.

Den Beweis hiefür mögen Wetter- und andere Propheten führen. So viel ist entschieden gewiß, daß zu Anfang der zwanziger Jahre am 24. Juli, dem Samstag vor dem Jakobifeste, das zufällig auf den Sonntag fiel, der klarste blauste Himmel sich über dem alten Städtlein Hüfingen wölbte. Damals war sein Aus- und Eingang noch jeglicher mit einem Thore gesegnet; auch hieng noch ein gutes Stück der verwitterten Stadtmauer umher. Die Sonne stand schon tief. Auf den Gartengehägen waren da und dort weiße Kleidungsstücke von jener Gattung aufgehängt, die ein redliches Gemüth geradezu Hosen zu nennen wagt; sie sahen frisch gewaschen und appetitlich aus und hatten eine kriegerische Bedeckung von Säbelkuppeln und Fangschnüren. In der Ferne hörte man trommeln. Buben von zehn, zwölf Jahren marschierten einen entlegenen Feldweg hin und übten sich in dieser nützlichen Kunst. Auf den Lauben (Galerien) der Häuser wurden dunkelblaue Uniformen mit weißen Aufschlägen ausgeklopft. Wer im Felde zu thun hatte, der machte sich früher als gewöhnlich heim, um noch so manches für morgen herzurichten. Der hatte sein Säbelgefäß und die Rockknöpfe noch mit Ziegelmehl abzureiben, dieser mußte seinen Tschako noch lackiren, jener erwartete vom Schuhmacher die neuen Stiefel, die er morgen einweihen wollte. Alles sprach nur von morgen und freute sich des schönen Wetters.

„Wenn es nur auch so hält", sagte der alte Hafnermeister, indem er seinen Sappeursbart, den er morgen anlegen wollte, wieder ein wenig herausstaffirte.

„Es bleibt gut", bemerkte sein Nachbar, der saffianene Gerbermeister. „Mein Laubfrosch sizt schon seit vorgerstern früh hoch oben auf der Leiter, und das Männle am Rathhausfähnle laßt gutes Wetter supponiren."

„Es wird einen merkwürdigen Zulauf von Fremden geben", erwiederte der Andere.

Und was war denn das für ein Tag, auf welchen so ausgebreitete Zurüstungen gemacht wurden? Es galt nichts weniger, als das Fest des heiligen Jakobus, Kirchenpatrons von Hüfingen, das seit uralten Zeiten mit geziemender Würde begangen wird.

Zur Zeit unserer Erzählung war dieser Tag für die ganze Baar sozusagen ein Volksfest, zu welchem die Gäste von Nah und Ferne zusammen strömten. Nicht wenig zum Glanz des Tages trug eine bürgerliche Miliz und ein Musikcorps bei, welche beide nach dem Muster anderer kleinen Städte auch hier errichtet worden waren. Die Musik, von ihrem unermüdlichen Kapellmeister auf's Trefflichste eingeübt, hatte den Beifall aller Hörer, und die wackern Musketiere exerzierten und manövrierten, daß es eine Lust war, ihnen zuzusehen. Und weil dazumal noch nicht jeder alte Student und Gevatter Handschuhmacher sich einbildete, ein großer Mann zu seyn, der das Volk beglücken und Deutschland umgestalten müße, so gieng Alles im besten Contento, zur Freude für Jung und Alt.

Der damalige Major und Bürgermeister war ein Kriegsoberster, der trefflich Mannszucht zu halten wußte, und recht stattlich sah es aus, wenn er in der Uniform mit kurzen hirschleder-

nen Beinkleidern und Suwarowstiefeln, ähnlich einem Erzherzog Karl oder Fürst Schwarzenberg, vor der Fronte stand.

Die Seele der Armada von Hüfingen aber, wenigstens wenn man ihn selbst hörte, war der alte Marte, der zu dieser Stunde noch auf der Stiege hinter seinem Hause stand und bedächtig das Wetter beobachtete, ob die Sonne kein Wasser ziehe oder der Wind sich nicht drehe. Wahrscheinlich wäre er noch lange so gestanden, wenn nicht ein kleiner Bub in der Eigenschaft eines Feldjägers athemlos und schwitzend dahergelaufen wäre mit der Meldung, alles sey versammelt, man warte nur noch auf ihn.

Gedachter Marte war der Feldwaibel beim Corpo, der die Rekruten einschulen mußte; und zu diesem Behufe hatte er auch das Exerzieren gründlich studiert bei den Oesterreichern. Unter vier Augen ließ er oft Winke fallen, daß selbst der Major „das Meiste von ihm habe“. „Gleich!“ sagte er, „gleich werd' ich erscheinen“. Er rückte noch einmal sein Gewaffen zurecht, und eilte durch das Städtlein, wo vor allen Häusern gekehrt, an allen Brunnen gefegt und gewaschen wurde, hinaus auf den Anger vor dem Schützenhause. Sobald er anlangte, stellte sich das Bürgercorps in Reih' und Glied und begann sämmtliche Schwenkungen und Manövers, welche das morgige Fest verherrlichen sollten, zur Vorübung auszuführen. Hinter her aber zog ein Haufen von Buben mit Bohnenstecken statt der Gewehre, und machte alle Exercitien glücklich nach.

„Stellt euch“, sagte der Major und Bürgermeister, als diese beendet waren, „stellt euch nur morgen auch Alle präcis ein und nehmt euch zusammen, besonders was das Feuern anbelangt, daß wir den alten Ruhm nicht einbüßen“.

Nach dieser öffentlichen Anrede zog er den Feldwaibel Marte und den Corporal-Nachtwächter auf die Seite und flüsterte diesen

seinen Vertrauten zu: „Ihr Leut', ich fürcht', daß uns die Zwei" — hier winkte er verstohlen gegen zwei Rekruten hin — „morgen bei den Salven Confusion machen. Entweder schießen sie vor, oder, was noch schlimmer ist, sie laden unrichtig. Es wird gut seyn, wenn sie morgen gar keine Patronen erhalten".

„Herr Major", warf der Feldwaibel mit wichtiger Miene ein: „das wird's nicht wohl thun; wir verzürnen die Leutle. Ich weiß ein besser Mittel, laßt nur mich machen. Morgen, bevor und daß wir einmarschiren, will ich thun, als visitire ich ihre Musketen, und werde dann unvermerkt jedem einen tüchtigen Lichtstumpfen auf die Schwanzschraube hinunterstoßen; dann schießt keiner vor, es gibt kein Unglück, und die Leut' haben ihr Plaisir". — Der Major gab dieser Maßregel seine oberbefehlshaberliche Genehmigung und commandirte demnächst „Auseinander", worauf sich die Buben schon längst gefreut hatten, weil sie jezt ihren Alten die Musketen heimtragen durften.

Während alles dieses in der Stadt vorgieng, schritten zwei junge Bursche die staubige Straße von Bräunlingen her. Der eine, mit der Sense auf dem Rücken, kam aus dem Felde. Der andere schien auf der Reise begriffen zu seyn; er mochte etwa vierundzwanzig Jahre zählen, ein stämmiger Bursche mit braunem Haar und röthlichem Backenbart. Die Reise konnte aber nicht allzuweit her gehen, denn er hatte offenbar seine Sonntagskleider an: über den neuen schwarzen Lederhosen den neuen grünen Sammtschoopen und das rothe Leible. In der Hand trug er eine schwanke Haselnußgerte, mit welcher er von Zeit zu Zeit durch den Schwarm Mücken hieb, der vor ihnen hertanzte.

„Konrad", sagte der mit der Sense, „das kann ich dir sagen, seit du auf dem Hof bist, kennt man dich fast nicht mehr, du bist ein Weltskerle geworden".

„D'rum bin ich gesund, Gott Lob", erwiederte der im Sonntagsstaat, „Essen und Trinken schmeckt mir, und überflüssige Sorgen mach' ich mir auch keine".

„Ja, wenn eine Gewisse nicht wär'!"

„Du hast gehört läuten, und weißt nicht wo, Franzsepp", meinte Konrad. „Was soll denn das für eine Gewisse seyn? — Vom Hörensagen lügt man gern". — Er suchte ablenkend das Gespräch auf eine andere Materie zu leiten, und als sie bald hernach gegen das Städtlein kamen, so daß man die vergoldeten Zeiger der Thurmuhr sehen konnte, machte er ein Paar von den blanken runden Knöpfen an dem rothen Leible auf, zog eine Uhr an silberner Kette heraus, und nachdem er sie zuerst an das Ohr gehalten hatte, ob sie noch gehe, verglich er sie mit der Kirchenuhr. — „Sechs Uhr!" sagte er. „Die geht eine halbe Stund' früher als die Bräunlingerin. Sechse, Siebene — bis um Achte bin ich daheim."

„Ei was! kannst's auch Neune werden lassen", rief der Franzsepp. „Jezt müßen wir noch einen Schoppen Schweizer oder Markgräfler miteinander trinken in der Sonne, denn so jung kommen wir doch nicht mehr zusammen."

„Nichts da, sag Dank, ein andermal! für jezt b'hüti Gott!"

„Aha, es zieht den Menschen eben heim; ei das muß ja ein großmächtiges Zugpflaster seyn, das so stark zieht. — Aber morgen kommst doch zum Fest?"

„Ja freili"! rief Konrad zurück, der sich schon eilenden Fußes entfernte. Auf der steinernen Brücke, die vor dem Thore über die Bregach führt, machte er Halt und sah den eben zu Ende gehenden Evolutionen auf dem Anger drüben zu. Die Brücke ist ein Hauptschauplatz im Leben der Bürger dieser guten Stadt. Besonders am Sonntag nach dem Mittagessen wandern sie in aller

Seelenruhe zum Thore hinaus und lassen sich auf der breiten steinernen Brustwehr um den heiligen Johann von Nepomuk nieder. Denn unter Gottes freiem Himmel spricht es sich ja gar so gut von Allem, was die Woche über passirt, von Altem und Neuem, von Kriegs= und Friedenstagen. Diese Sonntagsfreude ist aber einem fleißigen Bürger wohl zu gönnen; sie kommt auch wohlfeiler, als die im Wirthshause.

Heute, an einem so geschäftigen Abend, war natürlich Niemand auf der Brücke zu sehen als ihr Patron, der seit alten Zeiten in Stein ausgehauen auf der Brustwehr steht. Zur Feier des kommenden Festes hatte man ihm bereits einen großen frischen Blumenstrauß statt des alten verwelkten in den Arm gegeben; er schien sich aber wenig daraus zu machen. Mit gesenktem Haupt und bedächtlicher Miene sah er, wie immer, dem Lauf des Baches nach, der in einiger Entfernung die Stadtmühle treibt.

Der Wanderer verließ die Brücke und gieng den Fußweg hin, der durch abgemähte Wiesen führte. Er achtete wenig auf die im Wege liegenden, mit Kreuzen und Namen bezeichneten Bretter, die den Vorübergehenden zum Gebet für die Verstorbenen ermahnen, und doch hielt er mitten in seinem Geschwindschritte oft plötzlich ein, und bald gieng es wie eine hoffnungsreiche Morgensonne in seinem frischen Gesichte auf, bald zogen sich die gebräunten Züge wieder zusammen, als ob finstere Nacht und böses Unwetter im Anzug wäre. Solches Zögern verschaffte ihm noch einen Genuß, den kein echter Hüfinger diesen Abend entbehrt haben würde. Denn nachdem die Betglocken, welche der Umgegend den kommenden Festtag verkündigten, ausgeklungen hatten, erfüllte die türkische Musik, nach langer gründlicher Probe auf der Rathhausstube, die Straßen mit ihrem Getöse, und in ihrer Gesellschaft rasselte der Zapfenstreich weit in die still gewordene abendliche Gegend hinaus. Er

traf das Ohr des Wanderers, der aus der Zerstreuung auffuhr und plötzlich seine Schritte beflügelte.

Was trieb ihn denn so vorwärts und hieß ihn immer wieder stille stehen? Dachte er an die Zeit, wo er noch mit seinen Aeltern zu dem Hüfinger Feste gegangen war? oder an laue Sommerabende, wie dieser, wo er mit seinen Kameraden bis in die späte Nacht hinein auf der Bank vor dem Hause sang und schwazte, und die Mädchen ihnen von oben zu den offenen Kammerfenstern heraus gute Nacht wünschten? oder gieng ihm die „Gewisse", mit der ihn der Franzsepp aufgezogen hatte, im Kopf herum? — Hier ist nun der Ort, wo Ihr mich meinetwegen unterbrechen mögt. Unser Freund hat seine zwei guten Stündlein von Hüfingen zu dem Dorfe zu gehen, wohin er trachtet. Wir können ihn jezt verlassen und einen andern Weg einschlagen; wenn wir unsere Schritte fördern, so kommen wir immer noch zu gleicher Zeit mit ihm an.

Nun, da werden wir eben in die Gegend des russischen Feldzuges zurückgehen müßen.

Richtig. Der Marsch ist so weit nicht als es den Anschein hat. Also, wie Konrad's Aeltern starben und sein Xaver aus Rußland, wo er im kühlen Schneebette schlief, nicht wiederkehrte, da hatte der dreizehnjährige Waisenknabe nur noch einen einzigen älteren Bruder. Der aber konnte sich selbst noch nicht helfen; er gieng in Dienst zu einem Vetter, der einen Hof oberhalb Mistelbrunn besaß. Durch Rührigkeit und Sparsamkeit hatte sich der Knecht bald so empor geschwungen, daß er als Pächter des fürstlichen Maierhofes zu Waldhausen sich dauernd niederlassen konnte. So blieb denn Konrad allein im heimathlichen Dorfe zurück. Dort nahm ihn ein Verwandter zu sich, der keine Kinder hatte, aber sehr vermöglich war. Dieser Vatersbruder, den man

den „Riedbauer“ nannte, war ein langer, hagerer Mann und sah fast dem hölzernen heiligen Antonius ähnlich, der auf einem Seitenaltar der Dorfkirche stand. Er sprach „wenig um einen Groschen“, wie man zu sagen pflegt; im Uebrigen, wenn man ihn näher kannte, war er kein so übler Mann. Seine Frau war im Dorfe nicht sehr beliebt; auch stand sie keineswegs unverdient im Rufe des Geizes, denn sie wäre in der That im Stand gewesen, „die Laus um den Balg zu schinden“. Dieser trockene einsylbige Vetter und dieses knickerische Weib waren nun alles, was Konrad noch im Leben besaß, und kühle Tage kamen für ihn; denn was half es ihm, daß ihn sein Vetter im Stillen ganz gut leiden konnte? Der ließ sich nie darüber aus, und da es der arme Konrad nicht merkte, so machte es ihm auch nicht warm. Arm aber war er wie eine Kirchenmaus; denn nach dem Verkauf seines älterlichen Gutes war über die Schulden hinaus so viel wie nichts übrig geblieben, und für ihn gab es keine Hoffnung, jemals ein freier Mann zu werden. Er wurde anfangs zum Hüten verwendet, um allmälig zu der Würde eines Oberknechts emporzurücken.

Dazumal waren noch die Roß- und Nachtweiden im Gange, und mit ihnen bestand noch die alte Roßbubenverfassung, welche seitdem auch von dem raschen Laufe der Zeit umgestürzt worden ist. Da nämlich die jungen Hüter den ganzen Sommer über mehr draußen als daheim lebten, so war es kein Wunder, daß sich nach und nach ureigene Gesetze und Einrichtungen, die von den Alten respektirt wurden, unter ihnen gebildet hatten. So oft sie das erste Mal im neuen Jahre „ausfuhren“, d. h. die Rosse auf die Waide trieben, wurde ein allgemeines Turnier gehalten, worin sie einzeln mit einander kämpfen mußten. Die vier Stärksten, die in diesen Ringspielen Meister wurden, hießen die „Stillieger“ und waren die Oberhäupter der andern. Sie lagen nämlich still,

d. h. müßig und behaglich, auf dem grünen Rasen ausgestreckt, und während sie ein Spiel zusammen machten oder sich sonst belustigten, mußten ihre Unterthanen alle Arbeit für sie thun. Sie mußten ihnen die Pfeifen stopfen, anzünden, die Rosse auf- und abzäumen und, wenn sie sich verlaufen hatten, aus dem „Schaden“ holen. Mit Einem Wort, die Viere waren die Herrscher und bei Streitsachen auch die Richter des kleinen Hirtenvolks. Aber es galt auch etwas, um zu solchem königlichen Ansehen zu gelangen; denn der Ringkampf war kein Kinderspiel, und es mußte nicht weniger als Arm und Bein eingesezt werden. So geschah es unsrem Konrad, daß er am Wahltage im Zweikampf einen unglücklichen Fall that und den Arm brach. Das Schicksal wollte nicht, daß er ein Stillieger werden sollte. Der Barbier des Orts, der sogenannte „Katzendoktor“, unterwarf ihn einer schmerzlichen und langwierigen Kur. Da hatte er nun, obgleich sein Vetter, der ihm gesetzte „Pfleger“, ein wirklicher Pfleger an ihm wurde, volle Muße, die Geduld zu lernen, zu der das Leben seine Insaßen auf diese oder jene Weise erzieht.

Aber er hatte auch noch Muße, um andere Stimmungen und Empfindungen in sich wachsen zu lassen. Konrad gieng jezt in sein achtzehntes Jahr, und begann eben, wie es in diesem Alter zu geschehen pflegt, die Mädchen des Dorfes mit andern Augen anzusehen, als sonst. Während er nun stille lag, nur freilich nicht auf so angenehme Art wie seine Kameraden draußen auf der Waide, konnte er seine Gedanken nach Herzenslust spazieren führen, und da mußte er bald die Erfahrung machen, daß dieselben eine Richtung nahmen, die er sich kaum vermuthet hätte. Was er auch thun und wohin er sich wenden mochte, seine eigensinnigen Gedanken giengen immer denselben Weg. Zu wem spazierten sie aber? War es des Storchenfrieders Mareile mit den schönen rothen

Backen und den vielen Ringen an den Fingern? Oder des Tony's „zumpfere" Agnes? Oder eine von des Müllers Töchtern? Keine von allen diesen, so oft er sich auch ihre Tugenden und Vorzüge ausmalen mochte. Oder war es gar am Ende die, welche er als Bub' bei jeder Gelegenheit geneckt und ihr zu Leid gelebt hatte nach Leibeskräften, die um seinetwillen in Thränen zu sehen, ihm ein Genuß gewesen war? Ja die, die war's, des alten, vermöglichen Vogts sein feines Mariannele, das er einst so gern in die Hölle geholt und gepeinigt hätte. Jezt war sie groß und schön geworden, und mancher junge Bursche des Dorfes warf ein Auge auf sie oder auch zwei. Freilich hätte er ihr lieber auch jezt wieder, wenn ihr liebliches Bild vor seine Augen trat, ein böses Gesicht gemacht, nur damit sie ihm auf immer aus dem Sinne schwinden sollte, denn er wußte wohl, welche Kluft sey, zwischen der reichen Tochter des Vogts und einem armen Bauernknecht. Er konnte aber nicht; denn immer und immer mußte er sich wieder an die freundlichen Augen erinnern, mit denen sie ihn lezt angeschaut hatte, so daß es ihm dabei war, als sähe er in ein Paradies hinein. Ihr rother Mund und ihre blauen Augen waren jedoch gegen alle Menschen freundlich, und er durfte sich das nicht so sehr zu seinen Gunsten auslegen.

Als er aber das erste Mal wieder aufstehen und zu seinem Kammerfenster oben heraussehen durfte, da konnte er doch nicht umhin, es für eine gute Vorbedeutung zu nehmen, daß das erste Menschenkind, auf das seine Augen fielen, Niemand anders war, als das Mariannele. Sie gieng gerade unten vorbei, kehrte das Köpflein ein klein wenig herauf, erblickte ihn, rief ihm einen freundlichen Gruß zu und erkundigte sich nach dem kranken Arme. Durch diesen Arm aber rann es zur Stunde wie ein Strom von Genesung, denn es war derjenige, der zunächst am Herzen liegt.

Abermals kamen Tage, die nicht Jedem gefallen. Konrad machte sich mit denen, die seines Alters waren, auf nach der Amtsstadt zur „Ziehung“. Zu Fuß waren sie ausgezogen, das ganze Dorf hatte ihnen Glück gewünscht. Abends kamen sie auf einem Leiterwagen, den sie mit der konscriptionspflichtigen Mannschaft des nächsten Dorfes zusammengenommen hatten, zurück. Schon in weiter Entfernung hörte man sie singen und johlen.

Als der Wagen in's Dorf hineinfuhr und an dem Hause, an welchem die Bürger und Mädchen beisammen standen, vorbeifuhr, stimmten die lärmenden Rekruten ein Lied an. Und ein Buckliger, den der lustige Zufall Nummer Eins hatte ziehen lassen, brachte mit kreischender Stimme dem Soldatenstand ein lautes Vivat.

Die Mädchen lachten. Als ihnen aber Konrad den Hut, worauf seine gezogene Nummer steckte, mit den Worten: „Verspielt! Nummer siebenzehn!“ entgegenhielt, da wurde die gute Mariann' blaß bis in den Hals hinunter, und wenn der Konrad nicht, wie jeder verliebte junge Mensch, blind gewesen wäre, so hätte ihm noch an seinem Rekrutentage ein Licht aufgehen müßen.

Ich bin eigentlich froh, sagte er zu sich, als er sich von der lärmenden Gesellschaft los gemacht hatte, ich bin froh, daß ich fort komm'. Je weiter, je lieber, je eher, je besser. Auf die Mariann' kannst du dir keine Hoffnung machen. Sie ist hübsch — dazu reicher Leute Kind. Du hast nichts, und wo nichts ist, da hat der Kaiser 's Recht verloren. Und zudem, sezte er hinzu, indem er sich selbst einen Nasenstüber beibrachte, wer sagt dir denn, daß sie dir hold ist, einfältiger Kerl? Also nur fort — Unglückskind — fort, fort!

Doch so schnell sollte es nicht gehen.

„Hast du denn gar keinen Fehler?“ fragte ihn sein Vetter nach einiger Zeit, als er sich zur Visitation stellen mußte.

„Zwanzig Jahre und kein Fehler!“ sagte die Riedbäuerin dazwischen: „das wär' mir was! Jugend hat kein' Tugend“.

„Von solchen Fehlern ist nicht die Red', Annekäther“, bemerkte der alte Riedbauer.

„Keinen, daß ich weiß,“ erwiederte Konrad. „Den linken Arm kann ich nicht mehr ganz biegen, seit ich ihn gebrochen habe.“

„Das kannst du auf alle Fälle bei den Herren angeben“, sagte sein Pfleger. — „Ja“, dachte Konrad, „das werd' ich wohl bleiben lassen; Soldat seyn, das ist's ja eben, was ich will.“

Aber das Schicksal hatte ihn so wenig zum Helden als zum Stillieger bestimmt.

„Was ist's denn mit dem Arm da?“ fragte der Regimentsarzt bei der Visitation, jedoch in einem andern Ton, als das Mariannele einst gefragt hatte.

„Ich hab' ihn vor zwei Jahren gebrochen.“

„Untauglich!“ hieß es. Denn es war eben für selbiges Jahr ein besonders kräftiger Schlag gewachsen, und die Herren wußten, daß noch ganz andere Kerle vor der Thüre standen.

Nu, weit ist's auch nicht gefehlt, dachte Konrad, als er aus dem Amthause gieng: das hab' ich schon gemerkt, daß der Soldatenstand just kein Schleckhafen ist. — Ich weiß nicht, woher er sich diesen Merks genommen hat. Aber als er in der Abstandstube unter das Maß gestellt wurde und nicht gleich ganz aufrecht dastand, trat ihm der Unteroffizier auf die Zehen, und, ihm einen heimlichen Rippenstoß verabreichend, murmelte er in den Bart hinein, „Aufrecht, dummer Bauerntölpel!“ Wie aber der Konrad auf dieses mit einem ingrimmigen Blick seine ganze Länge entfaltete, ließ er ihm das Maß so derb auf den Kopf fallen, daß der arme Rekrut sich darüber verschütteln mußte.

So hatte ihm also das Vorhaben, durch die Röthigung der

Umstände aus seinem heimathlichen Dorfe zu entkommen, fehlgeschlagen, und es blieb ihm nichts anders übrig, als ein freiwilliges Losreißen. Denn aushalten konnte er es länger nicht. Mußte er nicht tagtäglich mit ansehen, wie sich die vermöglichsten Bursche um des Vogts Tochter bewarben?

Die Familie des Mädchens gehörte zu den wohlhabendsten der Baar. Seit mehr als einem Jahrhundert war das Vogtamt beständig bei diesem Hause verblieben. Der älteste Besitzer des Stammgutes hatte unter Anderm das Recht, mit eigenem Wappen zu siegeln, und selbst die regierenden Fürsten beliebten früherer Zeit während der Jagd öfter ihre Einkehr in dem wohlgelegenen Bauernhause zu nehmen. — Kein Wunder also, daß der Vogt einen gewissen angeerbten Stolz und behäbiges Selbstgefühl zur Schau trug. Zudem war er der Mann, der noch viel auf alte Sitten und Bräuche hielt. So herrschte z. B. in dem Dorfe noch die Sitte, die Gemeindeversammlungen im Freien unter der alten Linde bei der Kirche abzuhalten. Am Sonntag, wenn Wichtiges verhandelt werden sollte, postierte sich der Bannwart jedesmal an die Kirchthür und entbot den herauskommenden Bürgern mit den Worten: „Ihr Mannen, 's ist G'meind, Ihr sollet warten unter der Linden!“ — Als einige Neuerer später darauf drangen, die Versammlungen, wie bereits anderwärts, im neuen Schulhause abzuhalten, fand sich der Vogt, der bei dieser Gelegenheit in eigensinnigen Widerspruch und Wortwechsel gerathen war, bewogen, das Vogtamt abzugeben, und vom Gemeindewesen gänzlich sich zurückzuziehen.

Um diese Zeit waren namentlich Zwei, der Sohn des Krämermichels und der Sternenwirthssohn: die waren nach anderthalbjähriger Abwesenheit wieder in's Dorf zurückgekommen, trugen städtische Kleider und konnten etwas französisch. Diese „Mode-

buben“, wie sie von den Bauern genannt werden, fanden natürlich das Heimathleben gar nicht mehr nach ihrem Sinn. Anfangs thaten sie, als ob sie gleich wieder umkehren wollten; der Eine wollte sich in Straßburg oder Lyon, der Andere in Bern oder Lausanne ein Geschäft gründen. Nur ihren Aeltern zu Gefallen entschlossen sie sich endlich, zu bleiben. So sagten sie wenigstens. Für diese Aufopferung aber machten sie sich durch stehende Redensarten bezahlt. „In Frankreich ist es so und so“, pflegte der Eine, der ein halbes Jahr im Elsaß gewesen war, bei jeder Gelegenheit zu sagen. Der Andere hatte die Parole umgekehrt: „So ist's in der welschen Schweiz nicht“, warf er hin, so oft ihm etwas mißfiel.

Leider aber stieß der erste, der Franzos', auf etwas, das er in Frankreich nicht so gefunden zu haben schien; denn er begann auf einmal der Mariann' auf's Angelegentlichste den Hof zu machen. Als Konrad das gewahrte, so litt es ihn nicht mehr im Dorfe.

Sein Bruder hatte ihm schon früher den Antrag gemacht, zu ihm auf den Maierhof zu kommen, um den Dienst eines Oberknechts bei ihm zu versehen. Ein Antrag, der unserm Konrad eben recht kam.

Am „Bündelestage“ nach Weihnachten, wo das Gesinde wechselt, schnürte auch er seinen Bündel. Sein wortkarger Vetter machte ihm den Abschied nicht sonderlich sauer. Seine Kleider hatte er einem Krämer aufgeladen, und eines Morgens, von dem ich nicht weiß, ob er schön war, verließ er das Dorf mit seinem Bündelein, das er in ein rothes Taschentuch eingewickelt trug. Es war ein eigener Zufall, daß das Mariannele just unter der Hausthüre stehen mußte, als er vorüberkam. Sie wünschte ihm Glück auf den Weg und sah ihm eifrig nach. Seines Vetters großer Hofhund aber begleitete ihn noch eine Strecke vor das Dorf hinaus; dann trollte er sich wieder heim.

Auf der Höhe blieb Konrad stehen und sah sich um. Einen Schritt und noch einen, da war sein Dorf hinter dem Walde verschwunden. Aus den Augen, aber nicht aus dem Sinn.

Der Pachthof, zu dem wir den jungen Landwirth begleiten, liegt in einem stillen, waldbegrenzten Thal hinter dem Städtlein Bräunlingen, auf der Grenze zwischen der Baar und dem Schwarzwald. Auf kahler Anhöhe schauen die Ueberreste einer Burg in das Wiesengelände, in dessen Mitte der Maierhof, ein weitläufiges, steinerbautes Gebäu mit zackigen Giebeln sich erhebt.

Wenn es wahr ist, daß Thätigkeit und Unmuße am Besten geeignet sind, von selbstquälerischem Sinnen und Grillenfangen abzulenken, so hätte es hier unzweifelhaft unserm Konrad gelingen müßen, seiner Gedanken los zu werden. Denn da galt es tüchtig Hand anzulegen, von Morgens früh bis Abends spät. So sehr der Oberknecht und Gehülfe aber auch mit Arbeit überladen war, fand er dennoch Zeit genug, sich wachend und schlafend in die Heimath zurückzuträumen. — Wenn die Schneestürme durch die winterliche Gegend wehten, oder in kalten hellgestirnten Nächten das Eis im nahen Teiche krachte, und Abends das Gesinde um den warmen Ofen sich gelagert hatte, führten ihn seine Gedanken nach Hause. — Jezt, dachte er, werden sie beim Pfleger um den runden Tisch sitzen; die Weiber spinnen, daß der Ofen zittert, und die Männer liegen auf der Ofenbank. Jezt wird der alte Kasper hereinkommen, er reibt die Hände, klagt über die Grindskälte und sezt sich in den Herrgottswinkel, von wo er zu erzählen anhebt. Von den „alten Zeiten“ kommt er auf sein Lieblingsthema, die Geister, um so lieber, wenn der Wind gerade recht schauerlich im Kamin und um die Dächer rumort, und die „Nachtfrau“, wie er sagt, um die Häuser schleicht. — So hörte ihn Konrad alle die alten Geschichten wieder vorbringen: vom „Berchenappele“ und an-

dern gespenstigen Weiblein, die in den Wäldern zwischen Hüfingen und seinem Heimathsorte ihr neckisches Wesen treiben sollen. — „Der Krieg", schloß der Alte gewöhnlich, „hat die Geister alle vertrieben, d'rum hört man auch so wenig mehr davon".

Solche und ähnliche Scenen malte sich in ungestörten Augenblicken der Träumer gerne aus; aber der Besuch in der Stube seines Pflegers war gleichsam nur Vorwand; denn von da begaben sich seine Gedanken alsbald um ein Haus weiter und kehrten in des Vogts Heimwesen ein, obgleich sie daselbst eigentlich kein Hausrecht hatten. — Doch wir dürfen uns nicht zu lange aufhalten, wenn wir heute noch, da er sich leiblich der Heimath nähert, gleichen Schritt mit ihm halten wollen, denn seht, er ist auf einmal bedeutend in den Marsch gerathen, und wenn ihm das „Appele" unterwegs keinen Streich spielt, so kann er noch zeitig genug kommen, um den alten Kasper von ihm erzählen zu hören.

An einem hellen Februartag gieng Konrad, vor der Sonntagskirche, auf einen der nächsten Berge, die „Windstelle" genannt, und erstieg hier die höchste Tanne, um nur wieder einmal den Kirchthurm seines Dorfes zu erblicken. Er hatte eine weite, weite Aussicht da oben, über alle die dunklen Tannenwälder hinaus, in die Baar, bis an den blauen Osterberg und den hohen Randen. Da saß er denn, während ringsum die vielen Morgenglocken zusammenklangen, und sah und suchte; aber er konnte den wohlbekannten Thurm nicht finden. Da, sagte er, indem er mit der Hand gegen den Fürstenberg wies, da muß er liegen. Eine ganze Stunde saß er auf dem Baum, bis sich die Ferne in bläulich weißen Duft gehüllt hatte; dann stieg er ein wenig mißmuthig herunter, doch war es ihm dabei wunderlich zu Sinne, just als ob schon der Frühling anbrechen wollte.

Als er auf den Hof zurückkam, grüßte ihn ein Landsmann

und richtete ihm aus, daß seine Base, die Riedbäuerin, gestorben sey. Der gute Vetter dauerte ihn herzlich; denn er wußte wohl, daß ihm seine Frau, trotz ihres unfreundlichen Wesens, unentbehrlich geworden war. Die Ehe hat unter manchen wunderbaren Geheimnissen auch das, daß sie selbst widersprechende Charaktere mit einem unauflöslichen Bande umschlingt, und es giebt Beispiele, daß zwei Leute selbst durch Zanken und Keifen, das einzige Produkt ihres Ehevereins, so aneinander gewöhnt und gefesselt waren, daß der überlebende Theil bald seinem losgerissenen Wiederpart nachwelken mußte.

Am Donnerstag, sagte der Bote, sey das erste „Opfer“. Dann überbrachte er dem Konrad noch verschiedene Grüße; darunter aber einen ganz besonderen vom — Mariannele.

Lezterer traf ihn wie ein Blitzstrahl. Und es schien kein kalter Streich gewesen zu seyn; denn am folgenden Morgen gieng Konrad mit entschlossenen Schritten im Hause umher, wie wenn ihm der schwarzwäldische Unternehmungsgeist in den Kopf gestiegen wäre. Ich wag's! sagte er endlich und gieng auf seine Kammer. Was er aber wagen wollte, sagte er nicht. Nur war er den übrigen Theil des Tages das Gegentheil von dem, was er am Morgen gewesen. Es schien ihn etwas zu gereuen, was er nicht wieder rückgängig machen konnte; er schlich betreten umher und fast schüchtern, so daß der alte Veitle, der Karrnknecht, vermuthete, es sey ihm der Geist begegnet, der in dem Hofe zuweilen sich hören lasse, wenn er mit seinem Viergespann rasselnd durch das Haus fahre. — So viel ist übrigens gewiß, daß der junge Mensch so zerstreut war, daß er den Pferden den Wasserkübel statt des Heu's in die Krippe schüttete.

Was hatte er denn gewagt? Es gab Jemanden, dem dies nicht lange ein Geheimniß bleiben sollte. Denn wie das Mariannele

den nächsten Abend aus der Vesper kommt, steht ein Schneidergesell, der früher im Ort gearbeitet hatte, ihr auf den Weg, richtet ihr viel hundert Grüße aus vom Konrad, — er sey nämlich bei ihm g'weßt auf dem Waldhauserhof — und praktizirte ihr dabei ein Brieflein in die Hand. Sie wurde blaß und roth vor Schrecken, und hätte beinahe das schwarz mit Goldschnitt eingebundene Gebetbuch und den Rosenkranz mit den blanken silbernen „Gottegeldern" (Pathengulden) aus der Hand fallen lassen. Nichts desto weniger flog sie, nachdem sie dem Schneider mit halber Stimme gedankt hatte, auf ihr Kämmerlein, wo sie das stark verklebte Brieflein öffnete und unter Herzklopfen las. Von diesem aber liegt das Original bei den Akten und lautet folgendermaßen:



„Zuvor muß ich abbitten, daß ich die Keckheit habe, Dich mit einem Schreiben zu belästigen. Ich kann nicht unterlassen, Dir mein ganzes Herz zu eröffnen. Ja, liebste Mariann', Du wirst zwar sagen, ich sey nicht beim Verstand. Ja, es kommt mir oft selber auch so vor. Ich will nur eine einzige Bitte im Vertrauen an Dich stellen, wie es wär', wenn ich mit Gottes Hilf' es so weit brächte, daß ich, wie mein Bruder, als Pächter irgendwo aufziehen könnt'; und gesezt, die liebe Mariann' wär' noch ledig und frei?

Ich weiß zwar wohl, daß Berg und Thal zwischen des Vogts Tochter und einem armen Knecht, wie ich bin, stehen, aber was seyn soll, schickt sich wohl, und ich kenn' Eine, kein Feuer ist zu heiß und kein Meer zu tief, als daß ich nicht für Sie durchgehen wollte. Ich möcht' nur wissen, ob auch Sie noch ein wenig an mich denkt. Ist dies der Fall, so wird mir alle Müh' und Arbeit ringer vorkommen.

Zum Schluß muß ich von Herzen bitten, mich dieses Schreibens wegen nicht auszulachen oder gar zu verspotten, denn wie es mir um's Herz ist, muß es heraus, und ich mein's ehrlich. Wenn es geht, wie ich hoffe, so wirst Du erfahren, warum ich jezt in diesem Augenblick das Schreiben an Dich gestellt habe. Leb' 1000 mal wohl und zürne mir nicht.

Und so will ich denn schließen
Mit viel herzlichen Grüßen

Dein bis in den Tod getreuer

Konrad
auf dem Waldhauserhof.

NB. Am Donnerstag komm' ich hinaus zu Euch zum Opfer für die Bas' selig, da hoff' ich zu erfahren, wie Du gesinnt bist. Nimmst Du im Heimgehen aus der Kirche den Wachsstock in die rechte Hand, so seh' ich es als ein günstiges Zeichen an, so Du ihn aber in der Linken tragst, so eracht ich es für meinen Abschied."

Was nun am Donnerstag nach der Kirche geschah, das weiß ich nicht zu sagen, denn wer wird auch so genau darauf sehen, ob die Mädchen ihre Wachsstöcke links oder rechts tragen? Aber so viel ist gewiß, daß der alte Kasper die Beiden am Gartenhag unter dem Obstbaum beisammen stehen sah, Hand in Hand. Da

es jedoch heller Tag war und die Erscheinung nichts von Gespenstern an sich hatte, so behielt er sie vorläufig für sich. Der Vogt soll derweil im Adler und die Vögtin auf einem Krankenbesuch in der Nachbarschaft gewesen seyn. — Ein nichtsnutziger Distelfink schrie nachher aus Leibeskräften in der ganzen Gegend herum, der Konrad habe das Mariannele frei und frank geküßt. Er hätte sie gern in's Geschrei gebracht; aber es achtete Niemand auf ihn.

Konrad blieb auf den Wunsch seines Vetters, des Riedbauern, zwei Tage im Heimathsort. — Die Unterhaltung war eine sehr einsylbige. Der Tod der Base schien nichts in dem Wesen des Mannes geändert zu haben; nur war es auffallend, wie er oft zerstreut mit suchenden Blicken durch die Stube gieng. — Das war ein langweiliger Tag für Konrad; es war ihm fatal, das Mariannele nicht mehr sprechen zu können.

Auf dem Heimwege summte der junge Bursche das Lied vor sich hin:

> Keine Kohle, kein Feuer kann brennen also heiß,
> Wie stille heimliche Liebe, die Niemand nicht weiß.

Dazwischen hielt er auch, während er wieder auf jener Höhe stehen blieb, ein Selbstgespräch, und das lautete wie folgt:

Kreuz Donner — des Vogts Mariann', 's schönst Mädle im ganzen Ort, und — du! Herr Gott!

Nachdem er aber solches gesagt, hub er abermals zu singen an.

Der Grund, warum unser Konrad, wie es in dem Brief heißt, „jezt in diesem Augenblick" auf Entscheidung gedrungen, mag in Folgendem gelegen haben. — Mehrere junge Männer aus der Nachbarschaft waren willens auszuwandern, und zwar als Landwirthe nach Ungarn. Schon im vorigen Jahrhundert hatten nicht wenige Familien der Baar ihre Heimath verlassen, um als

Kolonisten in jenem Lande sich ansäßig zu machen; und daß die Leute dort ihr Fortkommen gefunden, erhellte aus dem Umstande, daß später, während der vorigen Kriegszeiten, zuweilen ungarische Husaren in der Baar gewissen Geschlechtern nachfragten, und die verwunderten Bauern als ihre Vettern begrüßten. — Auf dieses fanden sich wiederum Mehrere bewogen, ihr Glück dort zu suchen; und Einer von diesen hatte sich zur Zeit unserer Erzählung brieflich nach Hause gewendet, um einige seiner Landsleute und Verwandten zu sich einzuladen. Auch unserm Konrad wurde der Antrag gemacht sich anzuschließen, und einer der Auswanderungslustigen war schon wiederholt deßhalb bei ihm auf dem Hofe gewesen. Der Oberknecht zögerte, sein Jawort zu geben. — Sein Hoffnungsanker hatte ja im eigenen Lande zu tiefen Grund gefaßt, als daß ihm ein Losreißen so leicht geworden wäre. — Der Gruß der Jugendfreundin aber war wie ein warmer Sonnenstrahl auf die verborgen keimende Saat seiner Hoffnungen und Wünsche gefallen und hatte ihn zum raschen Entschlusse gedrängt: „Ich wag's!" hatte er ausgerufen; — er wollte Gewißheit, und erst wenn er im Vaterlande Alles verloren sah, wollte er im fremden Lande sein Glück versuchen.

Dies die Veranlassung des Schreibens.

Wie günstig aber die schriftliche Botschaft aufgenommen worden, haben wir aus der Zusammenkunft am Gartenhag und dem Selbstgespräch des Oberknechts entnehmen können.

Das Mariannele hatte ihn um Gottes Willen gebeten, er möge doch sein Vorhaben, nach dem Ungerland zu gehen, fahren lassen; unser Herrgott könne ja leicht Alles noch zum Besten lenken.

Das war nun fromm und gut gedacht; aber Konrad sah wohl ein, daß er jezt die Hände regen müße. Seit ihm die

Mariann' gesagt hatte, wie gern sie ihn habe, war seiner Thätigkeit und Kraft ein mächtiger Sporn gegeben. Das Ziel stand zwar noch ferne, aber nicht unerreichbar; wenn Gott will, sagte er zu sich selbst, so tagt es. — Den Auswanderern sagte er ab. — Sein Waizen blühte jezt in der Heimath; aber nicht ohne Sturm und Gewitter sollte die Frucht zur Reife gedeihen.

Der fleißige Bursche hatte zu seinem wenigen angefallenen Vermögen bereits so viel erspart, daß es ihm möglich gewesen wäre, bei der Pachtung eines Maierhofes die nöthige Kaution zu stellen, und er wartete nur auf günstige Gelegenheit, seinen Plan zur Ausführung zu bringen.

Der Bruder Mariann's hatte unterdessen das älterliche Gut übernommen und einer reichen Base die Hand gereicht; die Aeltern aber mit der ledigen Tochter bewohnten seitdem das Nebenhaus. — Mehrere Freier hatte das Mädchen glücklich abzuweisen gewußt. Der Vogt ließ sie gewähren, ohne den Grund ihrer Weigerung zu kennen. Wohl saß die gute Mariann' zuweilen in ihrem Kämmerlein und dachte darüber nach, was wohl der Vater zu ihrem Verhältnisse zu dem armen Konrad sagen würde. — Doch nur zu bald sollte sie auf diese Frage Antwort erhalten.

Der Oberknecht hatte in Erfahrung gebracht, daß einer der unweit Waldhausen gelegenen herrschaftlichen Höfe von Neuem verpachtet werden sollte. Er hatte Lust, als Bewerber um den Platz aufzutreten; und sein Bruder, so ungern er auch den umsichtigen Gehilfen entbehren mochte, versprach ihm, mit Rath und That an die Hand zu gehen, weil er wohl einsah, daß es dem jungen Manne vor Allem darum zu thun seyn mußte, endlich einmal selbstständig zu werden.

Bevor jedoch Konrad einen entscheidenden Schritt thun wollte, mußte vor Allem das gute, ihm so herzlich ergebene Mädchen von

dem Vorhaben in Kenntniß gesezt und ihre Meinung eingeholt werden.

Das Brieflein, worin er dieses that, hatte er mit auf den Löffinger Fruchtmarkt genommen. Hier traf er gewöhnlich Landsleute. Einem Zwetschgenwasserhändler, der beim Vogt ein- und ausgieng, wurde das Schreiben anvertraut. Derselbe wurde aber zufällig unterwegs aufgehalten; und weil ihm Konrad gesagt hatte, es pressiere, so übergab er das Papier einem Bauern aus dessen Dorfe, dem er just im Posthaus zu Unadingen begegnete. — Er sagte ihm aber nicht, von wem das Dokument sey und was es damit für eine Bewandtniß habe, sondern schärfte ihm lediglich ein, den Brief dem Mariannele richtig einzuhändigen und den Alten nichts davon merken zu lassen.

Der gute Mann, der keine Ahnung hatte, was in einem solchen Schreiben stehen könne, wovon der Alte nichts wissen dürfe, trug den Brief getreulich heim. Wie er ankommt, sieht er die Vögtin aus dem Hause gehen, und denkt: Jezt ist das Nest sauber; den Vogt treffe ich ohnehin nicht, um die Zeit sizt er im Adler drüben und trinkt sein Schöpple. Geht also gutsmuths hin und macht die Thüre auf. Wer aber gerade vor dem Spiegel steht und den Seifenschaum aus dem fetten Gesichte trocknet, das ist der Vogt. „Es ist doch merkwürdig, daß mich das verteufelte Katzendokterle jedesmal schneiden muß, wenn es mich balbirt", spricht er dazu und legt ein Stücklein Zündschwamm auf den beleidigten Theil, welcher aussieht, als ob der Pflug über ihn gegangen wäre.

Der arme Mann erschrack und wollte wieder rücklings zur Thüre hinaus. Der Vogt aber, der ihn in dem unseligen Spiegel gesehen hatte, sagte, ohne sich umzuwenden: „Nu, Antoni, was bringt Ihr Gut's?"

Dies machte den Liebesboten vollends ganz bestürzt und verwirrt; er stotterte etwas von einer „Commission" und von der „Jungfer Tochter", legte zulezt den Brief auf den Tisch und salvierte sich zur Thüre hinaus, indem er „Nichts für ungut!" murmelte.

Der Vogt sieht ihm verwundert nach. Jezt erst hat er sich umgekehrt, sein Auge fällt auf den Brief; den betrachtet er gemächlich von allen Seiten. „Pressant" stand auf der Adresse. An meine Tochter? sagt er: das werd' ich doch auch wissen dürfen. Krack — ist das Siegel offen und — Himmel — Kreuz — Hagel und so weiter und so weiter. — Welch ein Gewitter brach über die arme Mariann' herein, die in diesem verhängnißschweren Augenblicke, Geschäfte halber an nichts denkend, unter der Thüre erschien. Der zweifelhaftigste Wetterprophet hätte ihr das Einschlagen prophezeit, so furchtbar tobte und fuderte der Vogt über diese „heimliche Caress'", wie er sich auszudrücken beliebte. Zu guter Zeit kam jezt auch die Mutter nach Hause und wendete das Aergste von der Armen ab. Die Vögtin hatte von jeher solchen Donner- und Hagelwettern gegenüber eine Art von Assecuranz geltend zu machen gewußt.

Mariannele war bis in den Tod betrübt, und konnte ihrem Konrad nur so viel zu wissen thun: er möge um Gottes Willen nicht mehr an sie schreiben und sich ja nicht so bald wieder im Orte blicken lassen. Alles sey verrathen.

So schnell Konrad im Hoffen und Vertrauen gewesen war, so schnell ließ er sich durch diese Hiobspost darnieder schlagen. Eigentlich hätte er sich von Anfang an vorstellen können, daß es über kurz oder lang so gehen werde. Aber diese jungen Brauseköpfe finden ein besonderes Vergnügen darin, sich durch jeden Hasenfuß, der ihnen über den Weg läuft, stutzig machen zu lassen. In heftiger Aufregung war er in seine Kammer gerannt, hatte

dort den Deckel des Troges, der seine Habseligkeiten barg, hastig aufgerissen, und zuerst den Brief, hernach einige herumliegende Kleidungsstücke hineingeworfen, als sollte es in der nächsten Viertelstunde schon fort gehen, den Kameraden nach in's ferne Ungarland. — So wie aber der Unmuth vergährt und die erste Hitze verraucht war, sezte er sich an's Fenstersims, das Gesicht auf die Faust gestemmt; und heiße Tropfen stahlen sich aus den unbeweglich vor sich hinstarrenden Augen.

Er machte sich die bittersten Vorwürfe, dieses Leid über das arme Mädchen gebracht zu haben. Zugleich war es ihm aber auch klar, daß er jezt der Heimath und Allem Valet sagen, und in die Fremde ziehen müße. — Doch, noch e i n m a l mußte er sie sehen, um Verzeihung bitten und Abschied von ihr nehmen. — Den Bruder ließ er nichts von Allem merken und verrichtete die Geschäfte wie zuvor.

So vergieng Woche um Woche, Monat um Monat. Der einsylbige Mensch verlebte die Zeit in gleichgiltigem Verzicht auf alle Annehmlichkeiten, die ein junges Leben bietet.

Der Frühling und ein Theil des Sommers waren vorübergegangen, und der nahende Herbst spreitete schon sein Gewebe von thauigen Sommerfäden über abgemähte Wiesen und einzelne Stoppelfelder.

Konrad erinnerte sich, daß der Vogt jedes Jahr regelmäßig, und zwar meist in Gesellschaft seiner Tochter, zum Jakobifeste nach Hüfingen gieng, und das ist der Grund, weßhalb wir ihn diesmal auf dem Heimwege begriffen finden. Er hoffte die „Gewisse", mit der ihn der Franzsepp geneckt hatte, bei dem Feste zu treffen, hoffte sie vielleicht noch vorher benachrichtigen zu können. Um eine Minute flüchtigen Gesprächs oder gar nur einen Blick aus der Ferne zu erhaschen, hat er die Wanderung angetreten und

manchen guten Schritt gethan. Gott gebe ihm Gelingen! Denn wenn der Vogt morgen zu Hause bleibt, so ist die Rechnung ohne den Wirth gemacht und der Arme getäuscht.

Die Finsterniß brach immer tiefer herein. Um sich das Herz frisch zu erhalten, summte er ein Liedchen, das er in Löffingen von einem Handwerksburschen gehört hatte:

'S gibt keine größre Freudigkeit
Auf dieser Erde,
Als wenn zwei junge junge Leut'
In den Ehstand treten.

Da gibt's keine Sorg' und Noth,
Kein Kreuz, kein Leiden.
Nichts als der bittre bittre Tod
Der kann sie scheiden.

Wenn einer eine Liebe hat,
Und weiß nicht wie,
Muß er auf die Seite Seite stehn
Und schweigen still.

Wenn einer eine Liebe hat,
Und weißt's nit z'machen,
Muß er auf die Seite Seite stehn
Und freundlich lachen.

Lachen, das ist ein schweres Ding,
Leichter ist's Weinen.
Was ich am liebsten liebsten hab',
Das muß ich meiden.

Unversehens stand er vor dem Dorfe, wo schon alle Lichter ausgelöscht waren. Er wollte in seines Vetters Hause niemand mehr wecken und gieng still und leise die hintere Treppe, die vom Garten herführt, hinauf. Auf dem Boden war ein Gelaß mit dem

Rang und Charakter einer Rumpelkammer, wo nie jemand schlief. Dort gedachte er zu übernachten. Er griff durch das Katzenloch in der Thüre, und richtig, der Schlüssel lag an der gewohnten Stelle. Nun tappte er in die finstere Kammer hinein und zwischen ausgedientem Roßgeschirr, zerbrochenen Rechen und Heugabeln herum, bis er endlich einen Haufen „Kuder" (Abwerg) fand. Der thut's aus dem Fundament, sagte er und legte sich darauf, nachdem er zuvor den Schoopen ausgezogen hatte. Er konnte aber lange nicht schlafen, denn er mußte tausend Pläne schmieden, wie er morgen in aller Frühe dem Mariannele ein Zeichen geben könnte. Endlich fiel er in einen unruhigen Schlaf, aus dem er bald wieder erwachte. Eine drückende Schwüle umgab ihn. Er stand auf und sah zum Kammerfenster hinaus. Todtenstille herrschte über dem Dorf. Kein Blatt rührte sich. Im Westen stand eine dichte Wolkenmauer, aus der es hie und da wetterleuchtete, schwarz nnd drohend am Himmel. Am Waldrand oben brannte in einem Hause ein einzelnes Licht; vielleicht war der Kasper, der alte Geisterseher, krank. Des Vogts Haus, mit seinen zackigen Giebeln, lag stumm und finster zwischen den Obstbäumen des Gartens. Der Wächter im Dorfe unten rief Mitternacht.

Konrad ließ das Fenster offen stehen, begab sich in sein Nest zurück und schlief bald wieder ein. Da träumte ihm, er stehe bei der Mariann' und wolle ewigen Abschied von ihr nehmen. Wie er sie aber küssen will, wer kommt dazwischen? der Vogt! und ruft: Hab' ich dir nicht schon oft gesagt, du sollest nichts mit dem — Abermals mußte er den unvergeßlichen Ehrentitel aus seinen Knabenjahren entgegen nehmen. Das Mariannele lief schreiend von ihm weg, er wollte ihr nach, der Vogt aber hob seine gewichtige Hand auf — da weckte ihn plötzlich ein mächtiger Knall. Die Kammerthüre wurde aufgerissen, das Fenster schlug klirrend zu. Eine

lange weiße Gestalt stürzt zur Thüre herein, stracks auf das Fenster los und riegelt es eiligst zu, während Konrad noch schlaftrunken den Kopf erhebt. Als aber dem Gespenst einige wohlbekannte Flüche entschlüpfen, erkennt er seinen Vetter. Nun ist es ihm wie ausgemacht, daß der Knall vorhin ein Schuß gewesen und das Haus von Dieben überfallen sey, weßhalb der Riedbauer die Fenster zu verwahren trachte. Er springt auf, seinem Vetter beizustehen; der aber an ihm vorbei zur Kammer hinaus: „Zu Hilf'! Schelmen, Diebe!“ schreit er und rennt die Stiege hinab.

Ich hab' also doch recht, man will einbrechen, sagt Konrad, und erwischt ein altes zerbrochenes Joch: mit dem laß' ich mir keinen auf den Leib; wart't, ich will euch.

Indem hört er seinen Vetter mit den Knechten die Treppe herauf kommen. Du stellst dich mit der Mistgabel unten an's Fenster, kommandirt der Alte im Dunklen, und ihr andern schlagt euch zu mir! sie müssen noch im Haus seyn. — Die Thüre geht auf, und herein schreitet der Riedbauer voran mit dem „Heulicher“ in der Faust. Wo sind sie? ruft ihm Konrad entgegen.

Alle guten Geister — Dunder und 's Wetter, das ist ja bigott der Konrad! schreit der Alte, wirft die Waffe weg und leuchtet mit der trüben Laterne vor. Ein Blitz, der die Kammer erhellt, hilft nach, und sie erkennen sich von Angesicht zu Angesicht. Ei so b'hüt' mich Gott! ruft der Alte, etwas aufgeregter als gewöhnlich: du Teufelsbub', wie hast du mich erschreckt; es ist mir in alle Glieder gefahren.

Nun klärte sich das Mißverständniß auf. Der alte Riedbauer, der in der Nacht wenig schlafen konnte, hatte ein Gewitter herankommen hören, dem ein starker Sturm vorausgieng. Mit der verdrießlichen Sorglichkeit des Alters dachte er sogleich: Ich will nur sehen, ob die Magd nicht wieder einmal das Fenster droben offen

gelassen hat! — und richtig, kaum gedacht, so hört er, wie das Fenster in der Rumpelkammer, das Konrad offen ließ, vom Winde hin und her geschlagen wird. Ingrimmig erhebt er sich aus den Federn, macht sich hinauf und wäre beinahe nicht auf die erbaulichste Weise mit dem unvermutheten Gaste zusammengerathen.

Nachdem sie sich nun hinlänglich angeschrieen und verständigt hatten, giengen sie alle in die vordere Stube hinunter, wo schon das übrige Gesinde im Gebet versammelt war. Eine der Mägde verfügte sich in die Küche, um das am Palmtag geweihte Scheit, dessen Rauch den Blitzen steuert, auf dem Herd anzuzünden.

Jezt aber brach ein furchtbares Wetter aus, Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag, so daß das alte Haus in seinen Grundvesten erzitterte. Der Riedbauer hatte indessen einen schlechten Rock übergeworfen, seinen breitrandigen Regenhut aufgesezt und gieng mit den Knechten in den Stall, um die Stallthüre gegen das andringende Wasser mit Mist zu verwahren; denn der Regen fiel in Strömen und schwellte draußen das Bächlein zum wahren See.

Endlich ließ die ärgste Wuth des Gewitters nach, das Donnergrollen verzog sich in die Ferne, und man wollte eben Anstalt machen, wieder in's Bett zu gehen, als Konrad auf einmal sagte: Ich glaub', sie schießen auf dem Fürstenberg.

Jezt ist's letz (schief), bemerkte der alte Riedbauer. Alle eilten vor das Haus und wendeten sich nach der Gegend jenes Berges, der eine weite Aussicht über die Baar gewährt und damals noch mit Wächtern und Kanonen für Brandfälle versehen war. Sie hatten sich nicht getäuscht. Deutlich sahen sie den Blitz des Pulvers, und bum! hallte der Schuß nach einiger Zeit in die Landschaft heraus. Jezt wurde es im Dorf lebendig: da und dort klirrte ein Fenster auf. Wo brennt's? rief man heraus. Niemand wollte es wissen. Am Horizont leuchtete eine starke Röthe auf.

Konrad stieg mit seinem Vetter auf den Heuboden. Sie hoben Ziegel und lugten mit scharfen Augen, konnten aber nicht über die Brandstätte einig werden. Während sie noch hin und her riethen, kam das Geschrei, es brenne im obern Wald, wo der Blitz eingeschlagen habe. Einige junge Bursche warfen sich auf ihre Rosse und jagten der Gegend zu, wo man das Feuer vermuthete. Die Feuerspritze wurde aus ihrem Behältniß herausgeschoben, Laternen geisteten hin und her. Der alte Vogt, der trotz seiner Abdankung das Befehlen nicht lassen kann, kommandierte oben zum Fenster heraus; als er aber nicht gehört wurde, bemühte er sich auf die Straße hinab. Konrad, der seine Augen überall hatte, sah ihn unten erscheinen, und in diesem Augenblicke kam ihm ein guter Gedanke. Husch war er drüben, wo er das Töchterlein am Fenster sprechen hörte.

„Grüß Gott, Mariannele!“

„Um Gottes willen“, flüstert sie, „du bist's!“

„Ja, ich — morgen — biet' Alles auf, um deinen Vater auf's Fest nach Hüfingen —“

„Er geht ja, er geht! — Gute Nacht!“ und fort war er. Denn daß der Alte nicht allein gehe, bedurfte keiner Erörterung.

Die Unruhe wogte inzwischen im Dorfe hin und her. Endlich, nach einer halben Stunde ängstlichen Harrens, kamen die Reiter zurück und meldeten, daß die ganze Sache nichts zu bedeuten habe. Der Blitz hatte bei einem einzeln stehenden Bauernhof in eine alte Tanne geschlagen, um welche etliche Klafter Holz aufgeschichtet lagen, sonst aber keinen weitern Schaden gethan. Das Feuer war erloschen, das Gewitter vorbeigegangen; bald schimmerten die Sterne wieder hell und klar durch die zerrissenen Wolken, und die aufgeschreckten Bewohner des Dorfes legten sich zu Bette, um noch ein ruhiges Morgenschläfchen zu thun.

In der Stadt aber dämmerte kaum der erste Morgenstrahl, als die guten Hüfinger durch die „Tagwacht“ aus ihren Träumen aufgerufen wurden. Mit innerlichem Behagen hörten sie von ihren Federn aus, wie die türkische Musik durch alle Straßen zog. Dazwischen knallten Schüsse freudig in den jungen Tag hinein und luden Nah und Fern zum Feste. Sie kamen vom untern Thor, wo die kurzen Böller, Katzenköpfe genannt, aufgestellt waren, die ein grauer Veteran bediente.

Vom frühen Morgen an war das Militär auf dem Exerzierplatz beim Schützenhause versammelt. Der Major ließ es nicht an Ermahnungen fehlen, während seine Mannschaft fröhlich zusah, wie auf allen Wegen die Einwohner der umliegenden Dörfer in Schaaren zu den Thoren der Stadt hinein strömten. Alles freute sich über den klaren Tag und den schönen blauen Himmel.

Das Musikkorps aber hatte den goldenen Ochsen zum Sammelplatz gewählt, um sich auf die bevorstehenden Strapazen des Tages gehörig vorzubereiten. Ein ansehnliches Gabelfrühstück wurde aufgetragen; denn die Weisheit der Völker weißt, daß es sich mit leerem Magen mangelhaft musiziert, besonders was Blasinstrumente anbelangt. Eben kam noch eine volle Platte geschmälzter „Kutteln“ auf den Tisch, als eine Ordonnanz vom Major erschien und den Tagsbefehl überbrachte: schleunig aufbrechen! Es war Zeit zum Einmarsch, die Glocken konnten jeden Augenblick in die Kirche läuten. Auf! rief der Kapellmeister. Alle griffen nach ihren Instrumenten und stürzten mit pflichtschuldiger Eile zu Thür und Thor hinaus. Nur einer blieb noch ein wenig zurück. Die volle Schüssel mit der köstlichen, fein zubereiteten Leibspeise hielt seine Seele gefesselt. Wie? die sollte unberührt, gewissermaßen unbegraben bleiben? — Ich seh' nicht ein, warum ich dem Ochsenwirth was schenken sollte, sagte er kaltblütig, indem er das Futter

seines geräumigen Tschakos aufknüpfte und den duftenden Inhalt der Schüssel hineinschüttete. Dies gethan, zog er den Knoten wieder zu, sezte den Tschako auf und eilte mit der Gottesbescherung seiner Truppe nach.

Ein jeder Mensch hat seinen Geschmack, seine Leidenschaft, seine Herzensschwäche. Während solche Heldenthat an der Kuttelfleckschüssel verübt wurde, befleißigte sich unser Konrad der Wegelagerei. Er hatte Morgens bei guter Zeit seine Lenden gegürtet und sodann bei der Höhe des Hexenberges, über den die Straße führt, seinen Stand genommen, um die Gegend auszuspionieren. Nicht lange harrte er also, da kam in der Ferne ein Bernerwägelein daher gerasselt, das er zu erkennen meinte. Wie er näher schaute, glaubte er auch einen dicken Mann darauf zu erkennen. Und wie er noch näher schaute, entdeckte er neben ihm einen weißen Hut, der ihm vollends gar nicht unbekannt vorkam.

Schnell sprang er hinter einen am Wege stehenden Schlehenbusch, und siehe, da kamen sie! Selbstgefällig und breit saß der Vogt — doch was kümmerte ihn der! kein gleichgiltigeres Ding gibt es auf der Welt, als einen Schwiegervater, von dem man gar nicht weißt, ob er es jemals werden wird. Er sah an ihm vorbei auf das Töchterlein, das im dunkelgrünen Sammtschoopen an seiner Seite saß, einen frischen Resedastrauß am Busen zwischen dem rothen Latz und Goller, unter dem weißen Hut ein Paar sonntäglich geflochtene gewaltige hellbraune Zöpfe, und zwischen den Zöpfen das frische herzige Angesicht. Er hätte ihr weiß nicht was anthun können zur Strafe, daß sie so einen schlechten Merks hatte und keinen Blick nach dem Schlehenbusche warf. Der „Tralle"! konnte er denn nicht ausrechnen, wie viele Büsche sie schon vergebens d'rum angesehen haben mochte, ob nicht ihr Holderstock dahinter wachse? Er hatte ja die Wahl: warum stellte er sich nicht

hinter einen solchen, dem ein Treffer zugedacht war? Für diesmal hatte er eine Niete gezogen. Sie sauste achtlos vorüber, und ihre schwarzseidenen Hutbänder flatterten lustig im Morgenwind. Er sah dem Wägelein nach, bis es hinter den ersten Häusern der Stadt verschwand.

Ich bin nur froh, dachte der Vogt, als er wenige Minuten nachher mit seiner Tochter, den Einmarsch der Truppen erwartend, am Fenster des goldenen Kreuzes stand: ich bin nur froh, daß sich das Mädle heut so gut unterhält und wieder Theil nimmt am Leben. — Ihr Köpfchen war heute ganz absonderlich in Bewegung; alle Augenblicke streckte sie es zum Fenster hinaus. Nu, so hab' doch nur noch ein klein wenig Geduld, sagte der Vogt zu ihr: sie müßen ja gleich zum Thor herein kommen. — Er glaubte, ihr Herz denke an nichts and'res, als an die Stadtmiliz.

In diesem Falle hätte sie sehr ungeduldig werden müßen, denn der Einmarsch wurde wider Vermuthen verzögert. Als nämlich der Major „Angetreten!“ kommandierte und die Trommler sich eben in Bereitschaft sezten, den Wirbel zu beginnen, bemerkte man erst, daß die große Trommel ihres Bearbeiters ermangle. Ohne diese Hauptperson war nichts zu machen. Noch fünf Minuten höchstens! und außer Vermuthungen und Gerüchten, wie sie täglich in den Zeitungen zu finden sind, war nichts Sicheres über den Vermißten in Erfahrung zu bringen. Jeder wollte ihn in einer andern Schenke gesehen haben. Der Tambour-Major rückte seine große Bärenmütze etwas seitwärts auf das linke Ohr und murmelte Flüche. Lauf', sagte der Kapellmeister zu dem Triangelspieler, einem eilfjährigen Dilettanten in einem faltigen rothen Frack, dessen Flügel bis auf den Boden hiengen: lauf'! und zählte ihm ein halbes Dutzend Bierhäuser an den Fingern her.

Der Triangulist gab sein Instrument in die Hände des

Brentenschlägers, dessen Tonwerkzeug auch Rollensieb oder zur Abwechslung Tambourin geheißen wird, nahm den großen Tschako unter den einen, den rolandsmäßigen Hirschfänger unter den andern Arm, vertheilte seine beiden Frackflügel eben so und begann nach solchen Vorbereitungen spornstreichs zum Thor hineinzurennen, als im gleichen Augenblick der sehnlichst Erwartete noch eiliger zum Thor herausrannte, so daß ihr Zusammentreffen einen musikalischen Klang, ähnlich einem Schlag auf die große Pauke, zur Folge hatte.

Nachdem der Spätling von allen Seiten gehörig abgekapitelt und der verblüffte Triangulist an seinen Posten zurückgekehrt war, wirbelten die Trommeln und der Einmarsch begann. Unter dem gewölbten Thore erscholl die Musik; zu gleicher Zeit fiel das Glockengeläute ein. Eine unabsehbare Menschenmenge wälzte sich neben und hinter dem Zuge her. Alle Fenster waren mit gepuzten Menschen, mit fröhlichen Gesichtern gefüllt; über die ganze Stadt verbreitete sich das herrlichste Festtagsgefühl. Die Bajonnete der Bürgersoldaten blinkten und blizten im gold'nen Sonnenschein; die blaue Fahne mit dem Stadtwappen und dem Wahlspruch „für Gott und sein Volk“ flatterte freudig in der klaren Morgenluft. Im Taktschritte bewegte sich die Menge gegen die Kirche.

Seht! sagten die Bauersleute, der dort spielt das schwerste Instrument; der schwizt wie ein Präceptor. Damit meinten sie ohne Zweifel den, welcher das Frühstück im Tschako hatte. Das Fett mochte durch das Futter seiner Kopfbedeckung gedrungen seyn, und da und dort über das Gesicht des Musikanten herunter rieseln. Gleichwohl machte der Wackere eine so zufriedene Miene, als ob er sagen wollte: „das Spiel des Lebens sieht sich heiter an.“

Nach der Predigt erfolgte ein feierlicher Umgang durch die Stadt, wobei sechs schmucke Jungfrauen in Schappeltracht das blumengeschmückte Muttergottesbild trugen.

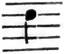
Hierauf begann das Hochamt. Während desselben finden wir die Mariann' in einem der überfüllten Kirchenstühle. Sie betet in dem bekannten schwarzen Buche so inbrünstig, als wollte sie dem Himmel all ihr Leid und ihren Kummer klagen. Als sie ein Blatt umwandte, fiel ihr Blick auf ein eingelegtes Blatt, das von der kunstreichen Hand ihres Liebsten kam, und haftete lange auf der Einfassung von Rosen und Vergißmeinnicht. In einem grünen Kranze aber standen die Worte:

Und wenn du wärest gleich da, wo die Sonn' aufgehet,
Und ich am Ende, wo der Abendstern entstehet,
So scheidet uns doch nichts: mein Herze bleibet dir
In Unglück und Gefahr, dein Herze bleibet mir.

Unter diesen Zeilen hatte er noch einen dörflichen Rebus angebracht. Derselbe lautete folgendermaßen:

3 im  nimm dir 4,

3, 4, 3 verschreib ich dir,
3 nimm allzeit wohl in 8,
3 bei 2 Vergnügen macht,
3 bei 2 macht 1 allein,
3 muß seyn, sonst sag' ich Nein.

3 besieget  und 

3, 4, 3 bis in den 

Ueber diesen Gedanken vergaß sie alles, was um sie her vorgieng. Sie betete nur für Konrad, den sie vor der Kirche unter der Menschenmenge gesehen und dessen Gruß sie mit einem Augenwink erwidert hatte. Während sie so im Gebete versunken war, ertheilte der Priester den Segen. Die gläubige Gemeinde kniete nieder.

„Bataillon, fertig!“ wurde vor der Kirche commandirt.

„Feuer!“ und die Gewehre krachten, so daß das arme Mariannele beinahe vor Schrecken das Buch zu Boden fallen ließ. Dumpfe Böllerschüsse schlugen vom untern Thore her an die Kirchenfenster.

Nach dem Gottesdienst spielte die Musik noch eine Zeit lang vor dem Pfarrhofe und Rathhause. Der Schmelz und die Blüthe des Festes war aber jezt vorüber. Wohl wurde noch exercirt und musicirt, manche Gewehrsalve krachte noch, aber die eigentliche Feststimmung war verflogen.

Um den rechten Uebergang vom Außerordentlichen zum Alltäglichen zu treffen, gibt es eine äußerst scharfsinnige Erfindung, welche auf der Uhrtafel gewöhnlich mit der Ziffer Zwölf bezeichnet ist. Diese trat denn auch jezt zur angemessenen Zeit in ihre Rechte ein, oder, wenn ich es unverblümt sagen soll, die Leute begaben sich zum Mittagessen. Die Zahl der fremden Zuschauer war bedeutend angewachsen, und die vierfüßigen sowohl als die geflügelten Bewohner der Baar erlitten an diesem Tage eine Niederlage, welche die Geschichte zu den schwersten zählt.

Ob und wo der Konrad gegessen hat, ist ein Geheimniß geblieben. Wir begegnen ihm erst wieder auf den Gassen, wo er hastig und unruhvoll auf und ab rennt, um einen Blick, ein Wort von der Mariann' zu erhaschen. Doch der Vogt wich und wankte nicht von ihrer Seite. Mißmuthig und halb verzweifelnd warf er

sich endlich in ein Bierhaus, dem goldenen Kreuz gegenüber, wo er durch den beweglichen Fensterschieber spionirte. Ein Mädchen kam und stellte ihm ungefragt ein Glas Bier hin, das er instinktmäßig bezahlte. Das Gebräu des Königs von Brabant ist Labsal für den Durstigen, der es mit unzweideutiger Absicht genießt; wenn man es aber blos zum Vorwande trinkt, so wird ihm die Menschenseele gram, und auf diese Weise ist es zu erklären, daß Konrad in seinem Hasse mehrere Schoppen nach einander vertilgte, ohne es recht zu bemerken, da sein Hauptberuf in genauerem Zusammenhange mit dem Fensterschieber war. Auf einmal sieht er den Vogt herauskommen, allein, das heißt ohne seine Tochter, und in eifrigem Gespräche mit einigen Bekannten, mit welchen er sich allmälig die Straße hinauf und in den gold'nen Leuen hinein verfügt.

Wie ein Pfeil, von der Sehne eines Starken geschleudert, fuhr Konrad in's goldene Kreuz hinüber.

In der Wirthsstube gieng es sehr lärmend und lustig her. Die halbe Baar saß da und zechte wacker. Soldaten und Musikanten der Stadt verzehrten ihre Löhnung; denn nach Beendigung der Parade waren jedem fünfzehn Kreuzer Gage aus der Stadtkasse verabreicht worden, und wer sich eines Schnurrbarts rühmen konnte, der hatte noch eine Zulage von einem Groschen erhalten. Auf den Tischen lagen musikalische Instrumente umher; an den Wänden hiengen da und dort die abgeschnallten Seitengewehre.

Konrad blieb einen Augenblick unter der Thüre stehen und überschaute das Getümmel. Endlich erblickte er die, welche seine Augen suchten. Sie saß bei einigen ihrer Bekannten. Diesmal war er glücklicher als hinter dem Schlehenbusche; sie sah ihn ebenfalls, so wie er nur in die Thüre getreten war. Er gab ihr einen Wink mit den Augen. Stille erhob sie sich, kam herüber und stellte sich etwas abseits mit ihm in eine Fenstervertiefung. Sie

hatte die Augen voll Thränen, als Konrad so vor ihr stand und ihre Hände fest in den seinigen hielt. Eine Zeit lang schwiegen sie still, dann begann er allerlei verworrene Dinge durch einander zu reden. Er sehe nun ein, sagte er, daß sie niemals zusammen kommen würden, er sehe deutlich, daß er zum Unglück geboren sey, und sie solle ihn nur so schnell als möglich vergessen. Wie ernstlich es aber mit dieser Bitte gemeint war, ist daraus abzunehmen, daß er in gleichem Athemzuge hinzusezte, daß er jezt fest entschlossen sey auszuwandern und es werde sein einziger Trost im fernen Lande seyn, wenn er sich vorstellen könne, daß sie hie und da noch seiner gedenke. Sie erwiderte wenig darauf; denn sie war zum Tode betrübt. In drei Wochen, hatte er ja gesagt, werde er wahrscheinlich schon auf der Reise seyn.

Das Mädchen hatte ihn ernstlich und um aller Heiligen Willen gebeten, diesen Schritt wenigstens nur noch auf ein halbes Jahr zu verschieben.

Konrad war beständig bange, der Vogt möchte zurückkommen. Er wollte ihr eben zu verstehen geben, sie sollte ihn an die Thüre begleiten, um allda Abschied zu nehmen, als diese aufgieng und eine höchst widrige Störung den Scheidekuß der beiden Liebenden auf's Grausamste vereitelte.

Zur Thüre herein kamen der oben erwähnte Wirthssohn, der im Elsaß französisch geworden war, und sein Freund, der junge Krämer. Der Erstere hatte, wie wir wissen, früher der Mariann' auf's Angelegentlichste den Hof gemacht und Konraden hiedurch aus der Heimath vertrieben. Nach dessen Abgang war er zuversichtlicher und zudringlicher geworden, und gewiß würde der Vogt seine Bewerbung mit demjenigen Nachdruck, der sich von ihm erwarten ließ, unterstüzt haben, wenn nicht gerade zur nämlichen Zeit einige Liebesaffairen der zweideutigsten Art, die er auswärts hatte, vom

Gerücht in Umlauf gebracht worden wären. Dies machte den Vogt doch etwas bedenklich, seine Tochter einem Menschen von so wurmstichigem Charakter zu geben, und da er keineswegs der Mann der versteckten Wendungen war, so konnte er nicht umhin, dem Bewerber seine Ansicht mit unverkennbarer Deutlichkeit unter die Nase zu reiben. Der Abgewiesene trug seinen Korb mit großer Bosheit von dannen, die er namentlich gegen Konrad kehrte, weil er in diesem den Hauptriegel erkannte, der ihm, zwar nicht in den Absichten des Vaters, aber desto gewisser im Herzen der Tochter vorgeschoben war.

Wie der Elsaßer nun die Beiden so unvermuthet Hand in Hand am Fenster stehen sah, fieng es alsbald wie lauter Gift und Galle in ihm zu kochen an. Er und sein Freund ließen Wein aufstellen, „eine Maaß vom besten", und hierin lag eine hochmüthige Herausforderung, über die man nicht einen Augenblick im Zweifel seyn konnte. Um aber seinen Zorn auf geistreiche Art auszulassen, warf er den Teller mit dem Brode an die Wand ebenso einige Gläser.

Der Mariann' zitterte schon das Herz im Leibe; aber es sollte noch besser kommen. Denn nun trat er halb betrunken mit verglasten Augen, die ohnehin nicht die schönsten waren, vor die Beiden hin und fieng an zu sticheln. Konrad würdigte ihn anfänglich keiner Antwort. Der Andere aber wurde dadurch immer tückischer und beleidigender; er sprach von Ungarn und der Auswanderung. Da stieg dem Konrad das Blut in den Kopf; doch schwieg er noch. Als aber der Widersacher mit noch anzüglicheren Redensarten sich zur Mariann' wendete und fragte, ob Madame Conrade auch von der Parthie seyn werde? da übermannte ihn die Wuth, die Besinnung vergieng ihm, und comme ça flog der Franzos über Tisch und Bänke, daß Gläser, Teller, Flaschen umherwir-

belten und der Wein in Strömen auf dem Boden floß. Allgemeiner Aufruhr.

Wohlmeinende Hände griffen zu, um den wüthenden Konrad zurückzuhalten. Andere halfen dem Gestürzten wieder auf die zitternden Beine und fuhren ihm säubernd und bürstend über den von oben bis unten zerrissenen Rock. Sein Freund hatte eine durchaus neutrale Stellung angenommen. Der Hornist der Bürgergarde schoß wie ein Blitz herbei, um sein auf dem Tische liegendes Horn in Sicherheit zu bringen. Denn, sagte er, es ist wie wenn's das auf sich hätte! Schon einmal wurde es mir zusammengequetscht wie ein Knöpfleteig, drauß in Behla, wo ich aufspielte und mir Zwei mitten in den besten Händeln darauf hinfielen. Ich mußt es wieder austreiben lassen. Am Ton hat es nichts verloren — contraire!

Als die größte Gefahr vorüber und die Ordnung im Groben hergestellt war, sprang auch die gerade anwesende Polizei herzu und predigte: Friede, Friede! nur keine Händel, Kinder Gottes, sonst — !

Konrad sah in das thränende todtenblasse Angesicht, das ihn so flehend anblickte; er ließ die Arme sinken, sein Zorn schwand hin und es war ihm sehr übel zu Muthe. In diesem Augenblicke gieng die Thüre auf und der Vogt trat herein.

Konrad warf der Mariann' einen Abschiedsblick zu und stürzte fort, am Vogt vorüber, die Treppe hinunter, zum Thore hinaus.

Und so sehen wir ihn denn wieder den nämlichen Weg dahinwandern, den er gestern hergekommen ist. Er hieb aber nicht mehr mit der Gerte nach den tanzenden Mücken, er summte kein Lied mehr vor sich hin, er hielt kein Selbstgespräch. Finster und gedankenlos rannte er über Stock und Stein, ohne zu bemerken, daß die Sonne in rothem Dunste untergieng und der Himmel

sich überzog. Die Nacht brach schnell herein; es fieng still und durchdringlich zu regnen an. Als er am „Schloßbuck“ vorbeikam, sah die alte Burgruine finster in das einsame Wiesenthal herab und in den knorrigen Aesten der Birnbäume am Wege sauste der anziehende Sturm. Er blieb einen Augenblick stehen; es war ihm so wehe, daß ihm ein böser Gedanke durch den Kopf fuhr; doch eilte er von der Stätte der Versuchung fort. Bei finstrer Nacht kam er, durchnäßt bis auf die Haut, auf dem Hofe an. Den Hut hatte ihm ein Windstoß vom Kopfe gerissen und gegen die Weiden am Bache entführt. Er tappte leise zu seinem Bette; aber müde und aufgeregt zugleich, wie er war, warf er sich die ganze Nacht in qualvoller Unruhe hin und her.

Aus diesem Bette war er gestern Morgen so fröhlich, so hoffnungsreich aufgesprungen. Galt es auch einen Abschied, vielleicht für's Leben, so galt es doch einen honneten Schmerz, und einen warmen Kuß dazu, den ein junges Blut auch unter den traurigsten Umständen nicht verschmähen wird. Nun aber, wie hatte der so lang ersehnte Tag geendigt? Statt des Kusses mit einer Prügelei. „O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen!“ — Und was wird der Vogt zu der Geschichte sagen? Wie wird er toben über den Handel, der sich vor einer ganzen Stube voll Menschen um seiner Tochter willen erhob! Arme Mariann'! Ein neues Ungewitter über dir, und dein Liebster steht nun als Unruhstifter, als Händelmacher da! Jezt ist er endlich doch, nur leider auf eine Weise, die er sich am wenigsten wünschte, zum Helden geworden. Das ist aber noch nicht alles. Das Schönste wird nachfolgen, wenn sein Widersacher, wie nicht anders zu erwarten, die Sache vor das Amt bringt. — Die Gesetze für Schlaghändel waren damals etwas strenger als jezt. Schon sah er im Geiste die Execution mit Amtsdiener und Haselnußstock vor sich gehen. Schöne Aussicht!

Jezt nur so schnell wie möglich fort! war sein erster Gedanke, als er aus einem kurzen Schlummer den andern Tag erwachte. Er mußte doppelt wünschen, bald seine Auswanderung bewerkstelligen zu können. Es war ihm bekannt, daß noch einige Kameraden den Fortgezogenen nachkommen wollten. Mit diesen war er in Unterhandlung getreten; doch konnte es immer noch Monate anstehen, bis alles zur Abreise fertig war. — Jeden Morgen fürchtete er eine Vorladung vom Amte zu erhalten, von wegen der fatalen Wirthshausscene. — So lebte er in beständiger Angst und Unruhe.

Ob der Vogt von dem Vorgefallenen im Kreuz zu Hüfingen Notiz genommen oder nicht, wüßte ich nicht zu sagen, gewiß dagegen ist, daß sein Töchterlein stiller und einsylbiger als sonst nach Hause gekommen.

Einige Tage nachher war ihr Namensfest. Der Vogt machte ihr jedesmal an diesem Tage ein werthvolles Präsent. Es waren meist Sachen, die einstens als Zierden ihrer Aussteuer glänzen sollten. Seit der Zeit aber, wo des Vaters unbeugsamer Eigenwille in so entschiedene Opposition zu ihrem Hoffen und Lieben gekommen, schien das Mädchen alle Freudigkeit verloren zu haben. Tage lang saß sie stumm und sinnend bei ihrer Arbeit; bei öffentlichen Anlässen, wo der Vater gerne mit der schönen Tochter Staat machte, war sie selten mehr erschienen. Stets wußte sie, zum heimlichen Verdrusse des Vaters, eine Ausrede, die als Grund ihres Zuhausebleibens gelten mußte. Die Fahrt zum Jakobifest war seit langer Zeit wieder der erste Ausflug, den sie freiwillig mitgemacht hatte.

Der Vogt gedachte ihr diesmal am Namensfeste eine besondere Freude zu machen. Aber es sollte die Wahl des Angebindes ganz dem Mädchen überlassen bleiben. Die seid'nen Tücher vom

vorigen Jahr lagen noch immer unberührt in ihrem Kasten, und auch der neue silberne Gürtel und die goldenen Ringe, mit welchen die Mutter sie beschenkt hatte, schienen der Jungfrau wenig Freude zu machen.

„Wähl' dir selbst!“ sagte der Vater, als er am Annatag seinem Töchterlein gratulirte. — „Es mag seyn was 's will, und kosten was 's will; du siehst, daß man ja Alles thut, dir Freud' zu machen!“

„Vater“, sagte die Tochter nach einigem Zögern, „darf ich frei reden?“

„Was es ist“, sagte der Alte lebhaft, „und wenn es das halbe Vermögen kostet!“

Das Mädchen besann sich eine Weile, dann sagte es zweifelnd: „ist es Euch ernst?“

„Da“, ließ sich der Alte vernehmen, „hast meine Hand drauf; wenn der Vogt sein Wort giebt, soll es mehr gelten als Brief und Siegel!“

„So will ich denn wählen, Vater, und sagen, was mir einzig Freud' machen kann: — gebt mir den Konrad!“ — Mit diesen Worten hatte sie des Vaters dargehaltene Rechte ergriffen.

Und wie in stummer Bundesgenossenschaft hatte auch die Mutter zur Bittenden sich gesellt.

Verduzt stand der Vogt einen Augenblick, dann fuhr er mit der Hand in die Haare und verließ mit dem Ausruf: „Weiber!“ die Stube.

Die Mutter aber folgte ihm, und nach längerem Unterreden brachte sie es zulezt dahin, daß der Alte den Ausspruch that: er wolle den Handel überlegen!

Dies galt so viel wie ein zustimmendes Jawort, und die gute überglückliche Tochter beschloß den Tag mit einem frohen Dankgebet zu ihrer Namenspatronin, der heiligen Mutter Anna.

Ehe jedoch unser halbverzweifelter Konrad von dieser erwünschten Schicksalswendung benachrichtigt werden konnte, erschien eines Morgens der Amtsbote auf dem Hofe, mit einer Invitation. — Eine böse Ahnung beengte die Brust des Geladenen. — Ertrage auch das, mein Herz! dachte er, oder wenigstens schwebte ihm ein derartiger Gedanke vor, als er dem Boten der Gerechtigkeit mit etwas zögernden Schritten folgte. Er konnte sich nichts anderes denken, als daß er wegen der bösen Händel im Kreuzwirthshause (die er längst vergessen geglaubt hatte) vor Amt geladen sey.

Amtsmiene und Amtssprache hatten, besonders dazumal noch, etwas Fürchterliches. Der Bescheid, der ihm zugedacht war, wurde in einem Tone verlesen, als ob es ihm um den Kopf gehen sollte. Aber wie war ihm, als die gefürchtete Untersuchung sich in eine Nachricht verwandelte, die ihm so unvermuthet kam, als ein holländisches Erbe! Der alte Riedbauer hatte das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt, vorher aber noch darüber verfügt und seinem jungen Vetter einen beträchtlichen Theil seines Vermögens hinterlassen.

Konrad hatte nie auch nur im Traume daran gedacht, daß sich sein Schicksal auf eine so einfache Weise wenden könnte. Er stand stumm und starr vor Erstaunen; der Hingang des guten alten Mannes machte ihn schmerzlich bestürzt. Als er aber von Amtswegen ein wenig angefahren wurde, kam er wieder zu sich, dankte im Stillen für die gnädige Strafe und machte, daß er weiter kam.

„Jezt nur so schnell als möglich fort!" dies war abermals sein erster Gedanke, als er das Amthaus verlassen hatte; nur meinte er es ganz anders als jenen Morgen nach seiner Zurückkunft vom Feste. Daß er es aber anders und wie er es meinte, ersehen wir am deutlichsten daraus, daß er schon nach einer Vier-

telstunde auf dem Wege war, den er nie wieder zu betreten gehofft hatte. Ein Beispiel, wie der Mensch sich irren kann! Warum eilte er aber so sehr? Lag ihm denn der Mammon so gewaltig am Herzen, daß er's nicht erwarten konnte, bis er ihn gehoben hatte? Gott bewahre! seine Absicht war eine ganz andere, obgleich der Mammon allerdings dabei eine Hauptrolle spielte.

Laßt alle Poeten in der Welt zusammenkommen und ihre Schmuckkästlein umstürzen, um eine Liebschaft gehörig aufzuputzen, was hilft's? Aber werft ein paar tausend solide harte Thaler dazu, die just nicht vorher gewaschen zu werden brauchen, dann, ja dann wird das Ding gleich ein andres Gesicht haben. Warum also rennt der Pfiffikus, der Konrad, so spornstreichs dahin? Weil er sehr wohl weißt, daß er dem Vogt jezt dreist unter die Nase treten darf, daß es diesem sogar eine Ehre seyn wird, wenn er bei ihm „einkehrt", wie auch, daß er sich wegen jener Thathandlung kein Gewissen mehr zu machen braucht, sintemal dieselbe nichts weniger als eine gemeine Rauferei, sondern eine wohlverdiente Execution, dabei aber noch ein sehr lustiger Streich und ein absonderliches Heldenstück, mit Einem Worte, um es nicht gar zu lang zu machen, er weißt, daß er aufgehört hat, ein „R...r" zu seyn!

Wie hätte er auch ahnen können, daß er Alles das nicht brauche, und das Glück ihm durch die Treue des Mädchens so freundlich die Pfade geebnet habe.

Lassen wir zwei Jahre verstreichen, und machen dann noch einen flüchtigen Besuch in dem Dorfe, wo Konrad geboren war.

Es ist Sonntag früh, der herrlichste Sommermorgen, wo der Bauer zum Edelmann wird und der Städter ein armer Schlucker ist. Gleich beim Eintritt in's Dorf sticht uns das wei-

land finstere rauchige Haus des alten Riedbauers gar stattlich in die Augen. Es ist von Grund aus „renovirt“, die Fensterläden sind frisch grün angestrichen, der alte Spruch über der Hausthüre: „Laß Neider neiden, laß Hasser hassen, Was Gott mir giebt, muß man mir lassen!“ ist wieder aufgefrischt und mit einem zierlich gemalten Blumenkranze umgeben. Im Gärtlein hinter dem Hause blühen die Rosen, und der Nägeleinflor auf der Laube gilt für den schönsten im ganzen Ort.

Wir treten in die von der Morgensonne freundlich erhellte Stube. Da sizt still und im Gebet versunken unsre Mariann' bei einer Wiege. In dieser Wiege schläft ihr Konrad, aber nicht der große, ihr Herr und Oberhaupt, denn er befindet sich so eben in der Kirche, sondern der kleine Konradle, ihr liebes Kind. In ihrer Hand erblicken wir das wohlbekannte schwarz eingebundene Gebetbuch mit dem gold'nen Schnitt. Ob sie dankt oder bittet, das läßt sich so genau nicht sagen; vielleicht ist beides der Fall. Denkt sie aber an ihren Sohn, so betet sie gewiß, daß der Herr ihm eine leichtere Jugend schenken möge als seinem Vater, und dazu ist auch alle Aussicht vorhanden. Doch blickt sie so zufrieden in ihr Buch, als ob ihr kein Wunsch mehr übrig geblieben wäre. Der größte wenigstens ist erfüllt: die Vereinigung mit ihrem vielgeliebten Konrad.

So eben sind die Glocken, welche zum Gottesdienste riefen, verhallt. Durch das offene Stubenfenster sieht man noch die lezten Nachzügler in die Kirche wallen, den alten Kasper, den Geisterseher, und eine Nachbarin mit ihrem Kinde. Sonst ist's im ganzen Dorfe still. Nur die Bienen vom nahen Immenstande summen am Fenster. Der grünende Rosmarin, von welchem vor anderthalb Jahren die Mariann' ihr Brautkränzlein nahm, steht, heilig aufgehoben und gepflegt, vor dem Fenster.

Aus der Ferne aber, von Hüfingen her, hallen dumpfe Böllerschüsse. Sie feiern heute das Jakobifest.

Und eben jezt, wo die junge Frau durch den wohlbekannten Knall an den Tag, der ihre Hoffnungen so grausam knicken zu wollen schien, erinnert wird, trifft sie beim Umwenden auf das Blatt, das immer noch im Buche ligt, und liest mit stiller Freundlichkeit: „Und wenn du wärest gleich da, wo die Sonn' aufgehet!“

Die Sonne gieng jezt über zwei glücklichen Menschen auf, die wohl sagen konnten: „Dein Herze bleibet mir, mein Herze bleibet dir!“ und wenn der Abendstern am milden Himmel glänzt, so sieht er abermals zwei glückliche Menschen, die nach vollbrachtem Tagewerk froh plaudernd auf der Bank vor ihrem Hause sitzen.

Jeden Sonntag vor der Kirche kommt der Vogt mit der Vögtin herüber. Seit er nichts mehr gegen den Konrad einzuwenden hat, weil derselbe sein Schwiegersohn ist, glaubt auch dieser zu finden, daß der Alte kein so übler Mann sey. Wenigstens hat er die harte Schale abgelegt, und gleicht einer alten Nuß, die zwar vielleicht etwas ranzig, aber im Ganzen doch immerhin genießbar ist. Wenn er dann wohlgefällig mit dem dickbackigen kleinen Konrad vor dem Spiegel steht, so sagt er oft: Der wird wie sein Großvater, er schlagt mir nach. — Gott gebe nur, daß er nicht gar so eigensinnig wird! pflegt die Vögtin jedesmal darauf zu bemerken.

Johann Baptist Seele.

„— Mit emsigen Zügen er staffirt,
Was öfters in der Welt passirt;
Zog seinen Umriß leicht und klar,
Man konnte seh'n, was gemeint da war.
Mit wenig Farben er colorirt,
Doch so, daß es das Aug' frappirt."

Göthe.

Aus dem Bereiche der Kunst.

Es ist wohl nicht mehr als billig, daß in dem Gedenkbuche eines Malers auch einmal von Kunst die Rede ist. — Gelegenheit zu einem Streifzug in dieses Gebiet geben uns die fürstlichen Sammlungen im Schlosse zu Hüfingen.

Nebst sehr reichhaltigen naturhistorischen Schätzen enthält nämlich dieses Gebäude in neuerer Zeit auch die werthvolle fürstlich fürstenbergische Gemäldesammlung, die insbesondere Vorzügliches aus der alt-deutschen Schule aufzuweisen hat. Nebst diesem sollen, nach dem Willen des hohen Stifters, später auch noch Sculpturwerke aus der genannten Kunstepoche beigegeben werden, was um so dankenswerther erscheint, als bisher dieser schöne Zweig mittelalterlicher Kunst in unseren Gallerien und Museen gänzlich unberücksichtigt geblieben*).

Ohne uns bei dem vielen trefflichen Alten zu verweilen, wenden wir unsere Aufmerksamkeit einem neuern vaterländischen Künst-

*) Bei dieser Gelegenheit möge das dilettantische Bestreben mancher Neuern erwähnt werden, die sich abmühen, eine Rangordnung der schönen Künste zu octroiren. Bald nämlich sehen wir Bildhauerei die unterste, Malerei und Musik die mittelste, Dichtkunst dagegen die höchste Stufe, oder umgekehrt, auf der geistreich gezimmerten Leiter einnehmen. Und doch sind ja alle Künste Theile einer Kunst, einer Poesie, und alle gleich befähiget, das Beste hervorzubringen.

ler zu, der zwar im Allgemeinen wenig bekannt, nichts desto weniger aber mit Ehren seinen Platz einnimmt auf dem wohlbebauten Felde deutscher Kunst. Es ist dies der Maler Johann Baptist Seele, geboren in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Fürstenbergischen, gestorben im Jahr 1814 zu Stuttgart, wo er die Stelle eines königlichen Galleriedirektors bekleidete.

Die fürstliche Sammlung bewahrt von ihm neun kleinere und zwei größere Gemälde, die sämmtlich mit großer Lebendigkeit und Treue gegebene Scenen aus dem Soldatenleben zum Gegenstande haben. Im Kampfe, beim nächtlichen Wachtfeuer, in der Schenke wie beim Spielgelage sehen wir österreichisches und französisches Volk, wie es die neunziger und späteren Jahre an die Ufer des kriegsbewegten Rheins geführt, in charakteristischer Auffassung vor uns. Lebhaft fühlt sich der Beschauer in jene Zeiten versezt; der Mann gereifteren Alters glaubt sie wieder mit zu erleben, während dem Jüngern die Erzählungen der Aeltern und Großältern wiederklingen.

Unstreitig hat der Künstler in diesen Arbeiten ganz seinem angeborenen Talente Genüge gethan, und darum so Erquickliches geliefert; während spätere und größere Arbeiten dagegen vielleicht etwas zu viel Akademie und Antike zeigen, was übrigens mehr der damaligen Richtung überhaupt, als dem Künstler zugeschrieben werden muß. Die Technik der seele'schen Bilder (die, beiläufig gesagt, in ihrer Anspruchslosigkeit mir schätzenswerther vorkommen, als manch' heut zu Tag so sehr gepriesenes Dutzend in unseren ambulanten Kunstvereinsausstellungen) ist, wenn auch nicht bis auf's Aeußerste getrieben, doch stets ihrem Gegenstande vollkommen angemessen.

Seele hat in einer eigenhändigen Schrift uns seine Lebensgeschichte hinterlassen, die, trotz ihrer Einfachheit, sehr viel Interes-

santes enthält; um so mehr, als es nicht die allgewöhnlichen Studienwege sind, die das Geschick dem strebenden Jünglinge nach seinem vorgesteckten Ziele angewiesen, und vielleicht zu seinem Glücke. Denn wer weißt, ob er im entgegengesezten Falle nicht vielmehr seine angeborene Individualität eingebüßt und durch Phrasen und akademische Regeln in ein Feld geführt worden wäre, welches seinem Naturelle fremd gewesen. — Doch wenden wir uns zur Biographie selbst.

Theuerster Onkel!

Sie verlangen von mir eine kleine Skizze meines Lebens. — Wie gerne möchte ich Ihnen willfahren, allein, ich fühle es, mein Leben ist so arm an interessanten Erlebnissen, daß es sich wohl kaum der Mühe lohnen wird, eine schriftliche Schilderung davon zu geben.

Obwohl mir die Erinnerung Manches vergegenwärtigt, was für mich von größtem Werthe ist, so glaube ich dennoch zu finden, daß solches für Andre wenig oder gar kein Interesse bieten möchte. — Doch, lieber Onkel, Sie gehören ja nicht zu diesen Anderen, Fremden; Sie liebten mich von jeher väterlich, und deßhalb hat auch jedes Ding, was entfernt nur Bezug auf mich hat, einiges Interesse für Sie. Und in dieser Voraussetzung will ich versuchen, Ihrem Verlangen zu entsprechen und einen kurzen Abriß meines Lebens zu entwerfen — so gut nämlich wie ein solcher nach Umfluß so vieler Jahre noch gegeben werden kann.

Im Jahr 1774 wurde ich zu Mößkirch, einem kleinen Städtlein im Fürstenbergischen geboren. Mein Vater war dazumal gemeiner Soldat im schwäbisch fürstenbergischen Kreiskontingent.

Ich zählte noch nicht volle zwei Jahre, als er nach Hüfingen versezt wurde, wohin er Frau und Kinder mitnahm.

Meine Mutter war von Natur eine sanftmüthige, liebreiche Frau; der Vater hingegen ein strenger Mann von unbeugsamem, soldatischem Willen, der sich's zur Aufgabe gemacht hatte, seine Kinder, so gut wie es die Verhältnisse erlaubten, zu etwas Besserm heranzuziehen. Ich hatte noch einen zwei Jahre älteren Bruder. Unsere Erziehung war eine äußerst strenge. Bevor ich eine öffentliche Schule besuchen konnte, besaß ich, durch den Vater unterrichtet, bereits einige Fertigkeit im Lesen und Schreiben.

Weil aber der Dienst meines Vaters (er war unterdessen zum Corporal avanciert) ein sehr beschwerlicher war, so hatte er nicht mehr Zeit, sich mit unserm Unterrichte viel abzugeben, und sorgte dafür, daß wir die Bürgerschule besuchen durften. Etwa ein Jahr nachher wurden wir Beide, der Bruder und ich, von einer hartnäckigen Kinderkrankheit befallen, die besonders mich, den sechsjährigen Knaben, zwang, längere Zeit das Bett und die Stube zu hüten. Da bei diesem Uebel der Kopf und also auch die Geisteskräfte ungeschwächt und frei waren, verbrachte ich die meiste Zeit mit Lesen und Schreiben; und zulezt fieng ich aus langer Weile das Zeichnen an.

Mit dieser Beschäftigung fieng für mich so zu sagen ein neues Leben an. Es entwickelte sich in mir ein Talent, ein Trieb zu einer Kunst, an welche bisher Niemand in meiner Umgebung entfernt gedacht hatte.

Wenn das Interesse der Kinder am Zeichnen und Kolorieren auch nichts Außergewöhnliches ist, so finden wir doch in der Regel, daß solche an Allem, was sie derartiges hervorbringen, ein gewisses selbstgenügsames Wohlgefallen haben; dies war aber bei mir keineswegs der Fall. Ich strebte mühsam weiter und brachte es bald

dahin, meinen Gestalten bestimmte Formen zu geben, so daß man z. B. unschwer ein Pferd von einem Esel unterscheiden konnte.

Die Hilfsmittel zu diesen Beschäftigungen waren natürlich gering. Mein Vater, der lediglich auf seinen Sold beschränkt war, konnte auch mit dem besten Willen wenig thun; denn, um nur das Nöthigste für die Haushaltung beizuschaffen, mußte stets die Mutter noch durch Handarbeiten für Andere sich etwas zu verdienen suchen. Der junge Künstler aber wußte sich zu helfen. — Aus den Haaren, die ich meiner guten Mutter abschnitt und in abgenuzte Federkiele band, fertigte ich mir Pinsel; Dinte und Ziegelstaub, mit welch' lezterem mein Vater seine Waffen zu putzen pflegte, waren meine Farben, und damit ja die Scala recht vollständig wurde, brachte mir die Mutter zuweilen noch Ochsengalle vom Metzger, die ich statt des Okers benüzte.

So ausgerüstet wagte ich mich endlich an Arbeiten für den Verkauf. Ich malte sogenannte Agathenzedel, wie man sie häufig im katholischen Schwaben an den Haus- und Stallthüren angeheftet findet, um den Hexen den Eingang zu wehren. Ich zierte diese Zedel mit allerlei Laubwerk und Schnörkeln, ja sogar die heilige Agatha selbst versuchte ich im wohlgelungenen Bildnisse hin und wieder anzubringen, während mein Bruder, der eine sehr schöne Hand schrieb, die Inschriften beisezte.

Nach unserer beiderseits erfolgten Genesung mußten wir, nach dem Willen des Vaters, die Normalschule zu Donaueschingen besuchen. Da wir wohl drei Viertelstunden Wegs dahin hatten, folglich über Mittag nicht nach Hause kommen konnten, so versah uns die gute Mutter jedesmal mit einem tüchtigen Stück Brod, segnete uns und entließ uns mit unsern Schulbüchern auf dem Rücken. Also ausgerüstet und begleitet von dem theuren Muttersegen, trollten wir alltäglich zur Schule; und nach derselben ge-

noſſen wir unſer mitgegebenes frugales Mahl fröhlich und guter Dinge im Freien.

Zur Winterszeit jedoch gieng dieſes nicht wohl an, weßhalb uns der Vater in der Stadt um eine Mittagsherberge ſchaute, allwo die beiden fahrenden Schüler ihr mitgebrachtes Eſſen (die Mutter hatte uns ſpäter noch etwas Mehlſpeiſe und ein Bröcklein Butter in einer Schachtel mitgegeben) gewärmt bekamen. — Bald aber erſchien dieſe Zugabe dem ſparſamen Vater zu theuer, und wir mußten uns wieder mit trockenem Brod begnügen, welches wir ſtatt in dem befreundeten Hauſe, in der Schulſtube verzehrten.

In den Nebenſtunden war Zeichnen mein faſt ausſchließlicher Zeitvertreib; denn unſer Vater duldete nicht, daß wir die freien Stunden bei andern Kindern auf der Gaſſe zubringen durften. Doch mit Hilfe der nachſichtigen Mutter wurde nicht ſelten ſein ſtrenges Machtgebot umgangen.

Ich war unterdeſſen in meiner Kunſt etwas vorwärts geſchritten, ſo daß ich verſuchte Soldatengruppen, nach den Erzählungen meines Vaters, welcher den ſiebenjährigen Krieg mitgemacht hatte, darzuſtellen. — Eine dieſer Zeichnungen nahm der Vater einſt mit ſich nach Donaueſchingen auf die dortige Wachſtube, um ſie ſeinen Kameraden zu zeigen. Zufällig kam das Machwerk auch dem wachhabenden Offizier, einem gewiſſen Lieutenant Conſoni zu Geſicht. Und dieſer Mann hatte ſo viel Gefallen an dem kindiſchen Verſuche, daß er meinem Vater ein Achtgroſchenſtück ſchenkte, mit dem Bedeuten: ſeinem Sohne dafür eine Farbenſchachtel zu kaufen. — Wer war nun glücklicher als ich! Der Beſitz dieſes koſtbaren Materials verdoppelte meinen Eifer und mit ihm wuchſen auch die Fortſchritte.

Längſt ſchon hatte die gute Mutter, aufgemuntert durch wohlmeinende Freunde, den Gedanken gefaßt, ſich mit ihren beiden

Söhnen dem damals regierenden Fürsten Joseph Wenzel, der ein guter, alter Herr war, vorstellen zu lassen; ebenso auch der Frau Erbprinzessin Maria Antonie, einer geborenen Prinzessin von Hohenzollern-Hechingen. Wir mußten Proben unserer Geschicklichkeit mitnehmen, und hatten das Glück, sehr gnädig aufgenommen und jeder mit einem Kronenthaler beschenkt zu werden.

Dieser erste Erfolg hatte mich mit neuer Zuversicht erfüllt, und auch der Vater fühlte sich dadurch sehr geschmeichelt.

Die unterthänigste Aufwartung bei den hohen Herrschaften wurde von Zeit zu Zeit wiederholt; und jedesmal hatte ich mich derselben Aufmunterung und Unterstützung zu erfreuen.

Unterdessen starb der gute Fürst, und der Gemahl meiner hohen Gönnerin, der Frau Erbprinzessin, kam an die Regierung. Die Fürstin war eine Dame von seltenem Verstand und ausgezeichneter Herzensgüte. Meine Mutter stand bei ihr in besonderer Gunst, weßhalb die hohe Frau sich bewogen fühlte, ihr eine Gnade zu erzeigen.

Mein Bruder, ein hübscher rothwangiger Junge, war bereits zehn Jahre alt; die fürstliche Frau, die ihm wohl wollte, schickte ihn nach Hechingen, wo er untergebracht wurde und ihrer Fürsorglichkeit auch ferner sich zu erfreuen hatte. Diese Bevorzugung meines Bruders hatte ein gewisses Gefühl der Kränkung in mir erzeugt; ich beneidete den Glücklichen und fühlte mich zurückgesezt. — Ach! ich hielt ihn für reich und glücklich im Vergleich zu meiner ärmlichen Lage. Und doch war es, wie ich später einsah, so besser für mich.

Ich zählte noch nicht volle acht Jahre, als mein Vater, ich glaube es war im Spätjahr 1781, nach Wolfach im Kinzigthal beordert wurde, wohin ihm die Mutter und ich, nebst einem jüngern, dreijährigen Bruder folgten.

Stets wird mir jedoch das Städtlein Hüfingen in schätzbarstem Angedenken bleiben. — Dort hatte ich in harmloser Glückseligkeit meine Kinderjahre verlebt; und jede Erinnerung an diese glücklichen Stunden wecken noch jezt in der Brust des Mannes eine Menge süßer Gefühle, die mir jenen Aufenthalt unvergeßlich machen; denn nur das Kind ist ganz glücklich, weil selbst bittere Stunden seinem jungen Gemüthe nichts anhaben können.

In Wolfach mußte ich den Schulbesuch fortsetzen; doch fand ich dazwischen mancherlei Gelegenheit, etwas zu verdienen, womit ich meine guten Aeltern doch einigermaßen unterstützen konnte. Tage lang arbeitete ich mit größter Anstrengung. Ich malte Vögel (die entweder der Vater oder ich geschossen hatte), nach der Natur, auf lichtblauen Grund mit Wasserfarben, und suchte diese Blätter zu mäßigen Preisen, bald da, bald dort, zu verkaufen. Durch solche Erfolge aufgemuntert, war der Wunsch in mir rege geworden, auch einmal das Oelmalen zu versuchen. Schon als neunjähriger Knabe hatte ich die zuversichtliche Meinung, man könne Alles, wenn man nur ernsthaft wolle. — Ein Satz, den ich in meinem spätern Leben so ziemlich bewährt gefunden habe.

Ich rieb mir also Farben, verdünnte sie mit gewöhnlichem Hanfsaamen=Oel und that sie, weil ich sie in meiner Unkenntniß so dünn wie Wasserfarben gemacht hatte, in blecherne Geschirre.

Es war gerade Jahrmarkt in dem Städtlein, und mein Vater, der als Polizeisoldat dabei Dienst thun mußte, nicht zu Hause. Frisch machte ich mich an's Werk. Es war ein in Kupfer gestochener Mädchenkopf, nach welchem ich den ersten Versuch wagen wollte. Ich hatte mir Leinwand aufgespannt, diese vor mich hin auf den Tisch gelegt und muthig zu arbeiten angefangen. Nach wenigen Stunden angestrengten Fleißes erschien das Bild vollendet. — Meine Freude war groß. Ich hatte das Werk, um es in der

Ferne betrachten zu können, auf das Ofengesims gestellt, und war in freudiger Hast fortgerannt, meinen Vater aufzusuchen und ihn zu bitten, nach Haus zu kommen und die Herrlichkeit in Augenschein zu nehmen.

Es verstrich wohl eine Stunde, bis ich den Ersehnten auf dem volkreichen Jahrmarkte finden konnte. Als ich seiner endlich habhaft geworden, gieng er sogleich mit, erstaunt darüber, daß ich schon fertig sey.

Wie wir aber in die Stube traten — welch' ein Anblick. — Mein Werk war ganz unkenntlich geworden. Die allzuflüssigen Oelfarben waren in Folge der senkrechten Stellung der Bildfläche so in- und durcheinander geflossen, daß der ganze Ofen davon beträufelt war.

Der Vater, aufgebracht über den Unverstand seines Sohnes, ertheilte diesem eine handgreifliche Lektion, die wohl noch einige Stunden in den Gliedern des verblüfften Künstlers nachsummte, während er ihm zugleich zu verstehen gab, er möge die Farben künftig weniger flüssig anreiben!

Ich war wie aus den Wolken gefallen; und gewiß, wäre meine Liebe zur Malerei nicht so groß gewesen, diese Zurechtweisung hätte mir auf immer die Lust zu ferneren Versuchen nehmen müßen. — Bald nachher erhielt ich von dem dortigen Chirurg Hildebrand, der in dem Städtlein für einen äußerst gelehrten Mann galt, ein altes Buch, worin verschiedenes über Malerei abgehandelt war; so wie sich auch einige Kupferstiche darin fanden, welche sämmtliche zum Malen nothwendige Geräthschaften und Werkzeuge bildlich darstellten. Nach diesen Mustern ließ mir der Vater einiges anfertigen, während er selbst sich anschickte, eine Staffelei zusammen zu schreinern.

Durch solchen Vorschub wieder ermuntert, wurde das Geschäft

auf's Neue begonnen. Weil ich gefunden hatte, daß Leinöl die Farben trübe, nahm ich jezt meine Zuflucht zum Repsöl, wobei sich jedoch der andere fatale Umstand herausstellte, daß die Farben nicht trocknen wollten. Endlich verfiel ich auf Nuß- und Magsaamenöl, womit ich glücklich das Rechte gefunden hatte. Auf diese Weise führte mich theils Nachdenken, theils Zufall immer langsam weiter; und so trieb ich das Ding fort, bis in mein fünfzehntes Jahr. — Ich malte Landschaften, Portraits, ganze Familienbilder, ja selbst kirchliche Gegenstände, besonders aber viele Votivtafeln, womit ich nicht wenig Geld verdiente.

Einige Stücke hatte ich mit ungewöhnlichem Fleiße ausgeführt, um sie, nach dem Willen meiner Aeltern, der gnädigsten Fürstin, meiner Beschützerin, vorzuweisen. Bei dieser Gelegenheit wollte ich wagen, die mir als Knabe schon gemachten Zusicherungen fürstlicher Gnade und Unterstützung in bescheidene Erinnerung zu bringen. Meine Mutter hatte einen Bruder in der Residenz, der Regierungskanzlist war, und durch diesen wurde die Sache eingeleitet.

Die Fürstin nahm mich überaus gnädig auf, und hatte die Gewogenheit, mir ein eigenhändiges Schreiben an den regierenden Herzog Karl von Württemberg, und ein zweites an den Obrist und Generaladjutant von Milius nach Stuttgart mit zu geben. Mit diesen Empfehlungen, einem kleinen Reisegeld, und der Versicherung, daß ich in Stuttgart ohne Zweifel in die Akademie aufgenommen würde, hatte mich die gute Fürstin entlassen, während sie noch fernere Unterstützung huldreichst zugesagt hatte.

Jezt war mein Glück gemacht. Es gab auf der Welt keinen seligeren Menschen als ich. Ich sah jezt den Weg gebahnt, auf dem ich mich zum brauchbaren tüchtigen Manne heranbilden konnte. — Die Freude meines Onkels, des Regierungskanzlisten, so wie meiner Aeltern war ebenfalls sehr groß. Die Mutter hatte mich,

so gut es ihre Kräfte erlaubten, mit allem Nöthigen ausgesteuert. Die Rolle mit den oben erwähnten Gemälden auf dem Rücken, verließ ich Ende Septembers 1789 unter Thränen und Segnungen der theuren Mutter das älterliche Haus.

Der Vater gab mir das Geleite bis nach Sulz am Neckar, von wo aus der hoffende Kunstjünger seinen Weg bis nach Stuttgart allein fortsetzen mußte. Meine Habseligkeiten wurden mir von den Aeltern nachgeschickt.

Es war Abend, als ich nach anstrengendem Marsch auf die sogenannte Weinsteig bei Stuttgart kam. — Die Sonne vergoldete mit ihrem scheidenden Lichte noch die Thurmspitzen der alten, in meinen Augen so allmächtig großen Stadt, die in heiligem Dunkel vor mir lag. Eine bängliche Stimmung wandelte mich an, ein Gefühl gänzlicher Verlassenheit. Die ganze Welt erschien mir fremd, und ich der einzige Alleinstehende auf ihr. — Beinahe hätte ich allen Muth, vorwärts zu gehen, verloren; doch stärkte mich noch die Hoffnung, daß es auch hier nicht an guten Menschen fehlen werde, die sich meiner annehmen würden. Dieser Gedanke hob meinen gesunkenen Geist wieder und ließ mich meine Schritte verdoppeln, so daß ich noch vor Einbruch der Nacht in der herzoglichen Residenz eintraf. Ich hatte schüchtern meine Schritte zu einem Gasthof niedern Ranges gelenkt; aber der Wirth, nachdem er mein wenig Gewinn versprechendes Aeußere gemustert hatte, wies mich ab, mit dem Bedeuten, es mangle in seinem Hause gegenwärtig an Platz. — Dieser ungünstige Willkomm gieng mir sehr zu Herzen, und ich hatte beinahe den Muth nicht mehr, irgend wo anders einzusprechen. Doch nach längerem unschlüssigen Hin- und Herirren fand ich endlich ein Gasthaus, wo ich freundlicher aufgenommen wurde, und wo ich verblieb bis zu meiner Aufnahme in die Akademie.

Dieses Institut umfaßte dazumal alle Zweige der Künste und Wissenschaften. Ueber dreihundert Zöglinge, einheimische und fremde, fast aller Nationen, genossen zur Zeit den Unterricht. Die Organisation dieser Lehranstalt war aber bekanntlich eine durchaus militärische, und die oberste Leitung dem Obristen und Generaladjutanten von Seeger übertragen. Zudem waren jeder der sechs Abtheilungen, in welche die Akademie zerfiel, zwei Majors beigegeben, nebst einem Hauptmanne, einem Lieutenant, zwei Aufsehern oder Hofmeistern und zwei Dienern. Sämmtliche Schüler trugen die akademische Uniform, welche nach militärischem Schnitt und zwar sehr elegant beschaffen war. Auch außerhalb der Lektionen mußten alle Beschäftigungen und Verrichtungen soldatisch abgethan werden. Es herrschte die strengste Subordination, die sich meines Erachtens in so hohem Grade für Studirende nicht geziemt. Trotzdem aber hat diese Anstalt, wie bekannt, vortreffliche Köpfe gebildet, und der Staat verdankt ihr die vorzüglichsten Männer.

Jede der sechs Abtheilungen bestand wiederum in verschiedenen Klassen. Die der Künste umfaßte die Zöglinge der Malerei, Bildhauerei, Kupferstecherkunst und Architektur. Es waren im Ganzen dreißig junge Leute. Unter den Malerzöglingen war ich der Jüngste, und blieb es bis zu meinem Austritt. Hier mußte ich nun die Kunst, so zu sagen, wieder ganz von vornen anfangen, und mich zu den ersten Anfangsgründen verstehen, welche im Zeichnen der Augen, Nase, des Mundes u. s. w. nach Vorlegblättern bestanden. Weil ich aber ziemlich schnelle Fortschritte machte, kam es schon nach den ersten vier Wochen dazu, daß mir das Zeichnen nach der Natur gestattet wurde.

Alljährlich vor Ostern, nach abgehaltener Prüfung, wurden Preise, silberne Medaillen, unter die besten Schüler ausgetheilt. — Bei den vereinigten vier Fächern der bildenden Kunst jedoch gab

man nur vier solche Prämien, und es mußte deßhalb jedesmal unter vier Auserwählten, mittelst des Würfels, um den Preis geloost werden. Dieses geschah im Beiseyn des Herzogs und sämmtlicher Professoren.

Schon nach dem ersten halben Jahre meines Schulbesuches wurde ich nach dem einstimmigen Ausspruche meiner Lehrer als der Würdigste unter den Malerzöglingen anerkannt, und zum Ausspielen des gesezten Preises zugelassen. Es war im Jahre neunzig. — Fortuna war mir abhold; ich verlor, erhielt jedoch als Auszeichnung das Band. Dieses war gelb mit rothen Enden, etwa zwei Finger breit, und durfte auf der rechten Achsel bei den silbernen Achselschlingen der Uniform getragen werden.

Das folgende Jahr ward ich wiederum ausersehen, als Concurrent aufzutreten. Aber das Glück begünstigte mich ebenso wenig wie das erstemal. Mit drei Würfeln warf ich nur vier — hatte also verloren. Ein Umstand, der mir sehr schmerzlich fiel.

So sehr nun auch meine Professoren Ursache zu haben glaubten, mit mir zufrieden zu seyn, um so weniger war es der Herzog und die übrigen Herren Offiziere. An dieser Ungnade aber waren lediglich nur meine öfteren Fehler schuld gegen die vorgeschriebene strenge Ordnung, in die sich der junge lebhafte Mensch wenig schicken konnte. Diese Strenge gieng zuweilen bis ins Kleinlichste, daß man z. B. schon in Strafe verfiel, wenn nur ein Knopf an der Weste zu viel oder zu wenig zugeknöpft war.

Doch muß ich auch bekennen, daß selten ein leichtsinniger Streich von den Kameraden verübt wurde, ohne meine redliche Theilnahme oder Mitwissenschaft; wodurch ich mich zwar bei der Jugend beliebt machte, zugleich aber mir die Ungnade des Herrn Herzogs Karl, mehr noch aber die des Obristen von Seeger zuzog. Ein übelberechneter Jugendstreich gab Veranlassung, die längere

Zeit über meinem Haupte schwebende Wetterwolke zum Ausbruche zu bringen.

Es liegt fast allgemein in der menschlichen Natur, mit dem Guten, was man hat, unzufrieden zu seyn und sich nach eingebildetem Bessern zu sehnen. Der Jugend insbesondere ist diese Ungenügsamkeit eigen. Fast sämmtliche junge Leute der Akademie waren es bald überdrüssig, in der für sie so wohlthuenden Ordnung zu leben, und jeder wünschte sich lebhaft hinaus in ungebundenere Verhältnisse. So ergieng es auch mir.

Ich hatte einen gleichgesinnten Freund, der sich ebenfalls der Malerei widmete; wir Beide entwarfen nun im Stillen den Plan, nach dem Beispiele anderer Collegen zu desertiren. — Mein Mitverschworener aber verrieth durch sein vorlautes Wesen das Vorhaben und wir bekamen, vorbehaltlich weiterer Strafe, sogleich Arrest. — Die Sache kam vor den Herzog; bevor jedoch ein Urtheil erfolgte, hatte mein Mitschuldiger Mittel und Wege gefunden zu entfliehen. Mit Hilfe seiner Betttücher, die er zerschnitten und zusammengeknüpft hatte, war es ihm gelungen, vom dritten Stockwerke herab auf den Boden zu kommen und glücklich das Freie zu gewinnen. Somit war ich allein der Unglückliche, auf dem die ganze Schwere des Strafgerichtes ruhte. Sogleich nach dem Entweichen meines Kameraden hatte ich eine Wache bekommen, während der Karzer, in welchem mein Freund gesessen, also sorglich befestigt wurde, daß man unbedenklich jeden Kriminalverbrecher darin hätte verwahren können. Dieser sichre Ort wurde hierauf mir zum Aufenthalt angewiesen.

Der Herzog Karl war begreiflicherweise gegen mich sehr aufgebracht, und ich erfuhr, daß er vorhabe, mich unter ein auf der Veste Hohenasperg gelegenes Infanterie-Regiment zu stecken, um mir, wie er sich ausdrückte, ein paar Jahre Mores zu lehren.

Weil ich aber kein württembergischer Unterthan, und von der Fürstin von Fürstenberg bisher unterstüzt worden war, so hielt es der Herzog doch für gut, vorher dieser Frau seinen Entschluß wissen zu lassen.

Die Fürstin jedoch, überzeugt, daß ich keines Verbrechens mich schuldig gemacht, welches also hart bestraft zu werden verdiene, war so gnädig, mich von seiner Durchlaucht auszubitten, um, wie sie sagte, den Uebelthäter selbst bestrafen zu können.

Es war kurz vor Ostern, als nach sechswöchentlicher Haft die Thüre meines Gefängnisses sich öffnete, und man mir ankündigte, daß ich auf Befehl des Obristen v. Seeger (der noch immer einen Zahn auf mich hatte) in Begleitung eines Sergeanten nach Donaueschingen eskordiert werden sollte. — Von Stuttgart bis Hechingen versah dies Amt ein Unteroffizier der Stuttgarter Stadtsoldaten, ein gutmüthiger Alter, der mich versicherte, er sey mir bloß deßhalb beigegeben, damit dem jungen Herrn (ich war noch nicht achtzehn Jahre alt) unterwegs nichts Uebles zustoße; was ich in meinem jugendlichen Leicht- und Frohsinn auch gern glaubte. In Hechingen veränderte sich die Scene, und zwar auf Veranlassung meines persönlichen Feindes, des Obristen v. Seeger. Dieser hatte in Hechingen einen Freund, der am Hofe eine große Rolle spielte; an diesen hatte sich der Obrist gewendet, und jener wußte es so einzuleiten, daß ich für einen wirklichen Verbrecher angesehen und demgemäß behandelt wurde. Mein Stuttgarter Unteroffizier verabschiedete sich unter Thränen, denn er hatte mich liebgewonnen und sagte mir, wie sehr er von all' dem, was er in Betreff meiner hier sehen und hören müße, überrascht und bekümmert sey.

Gerne hätte ich später, als ich im Jahr 1798 zum zweiten Mal hieher kam, dieser guten Seele meinen Dank abgestattet,

aber ich konnte leider nichts mehr von dem Manne in Erfahrung bringen.

Im Gefühle des mir angethanen Unrechts, hatte ich den Entschluß gefaßt, zu entfliehen, selbst auf die Gefahr hin, irgendwo als gemeiner Soldat Dienste nehmen zu müßen. Zum Glück für mich hatte aber der barbarische Mann, der mir zugegeben war, ein allzu wachsames Auge auf den untergebenen vermeintlichen Uebelthäter, und so kam ich ohne weiteren Zwischenfall in Donaueschingen an. Was ich dort empfunden, von allen Menschen gekannt, wie ein Verbrecher durch die Straßen geführt zu werden, wird nur der bemessen können, der je schon in ähnlicher Lage sich befunden. Einzig der Gedanke war noch mein Trost, daß ich mich keines eigentlichen Verbrechens, sondern nur eines unbedachten Jugendstreiches bewußt war. Schien ja doch ein Fehler gegen militärische Subordination in den Augen eines im Zivilstande erzogenen Jünglings kein so schweres Vergehen.

Meine Fürstin empfieng mich wie eine erzürnte, aber gütige Mutter; und mein gänzlich darnieder gebeugter Geist lebte wieder auf, so wie das grenzenloseste Zutrauen und die tiefste Verehrung gegen diese herrliche Frau. Sie hatte zwar gedroht, mich zu bestrafen, wie sie es dem Herzog Karl versprochen habe, allein durch meine Bitten gerührt, ließ sie sich zu gnädiger Nachsicht und Verzeihung bewegen. — Sie wies mich zu meinem Onkel, dem bereits erwähnten Kanzlisten, und ließ ihm sagen, er möchte mich bei sich aufnehmen, und den andern Tag mit mir vor ihr erscheinen, um das Weitere zu besprechen.

Erleichterten Herzens gieng ich von der wohlwollenden Fürstin hinweg. — Das Aergste war nun überstanden; doch hatte ich noch einen fatalen Auftritt bei meinem Onkel zu gewärtigen. Nicht ohne Beklemmung war ich bei diesem eingetreten; — er schien sehr

aufgebracht über den leichtsinnigen Neffen, als er jedoch die Verzeihung und Gnade der Fürstin erfuhr, lenkte er ein und wurde gelassener; zudem traute er mir wohl Unbesonnenheit zu, aber keine Schlechtigkeit.

Meine Lage war somit unverhofft eine äußerst günstige geworden. Vom Hof hatte ich den Auftrag erhalten, etwas zu malen, damit man sehe, welche Fortschritte ich gemacht habe. Das in Folge dieses Ansinnens unternommene Bild fiel gut aus; jedermann war damit zufrieden, und mein Kredit war gegründet.

Ich bekam Beschäftigung in Fülle, und die Fürstin blieb meine beständige Beschützerin; wenn ich für den Hof zu thun hatte, wurde mir jedesmal auf ihren Befehl eines ihrer Zimmer zum Arbeitslokal eingeräumt. Ja sie gieng mit dem Plane um, mich mit einem jährlichen Stipendium nach Italien reisen zu lassen, nur befürchtete sie, meine Jugend und mein feuriges Temperament möchten mich im fremden Lande auf Abwege führen, weßhalb dieses löbliche Vorhaben von Jahr zu Jahr verschoben wurde.

Unterdessen war das Jahr sechsundneunzig herangekommen. Die Franzosen zogen über den Rhein, und an dem nämlichen Tag, wo dieses geschah, ward mein Fürst, Joseph Maria Benedikt aus dieser Zeitlichkeit abberufen. Seine Gemahlin verlor nunmehr die Regierung und konnte im Wittwenstande wenig mehr für mich thun, weil auch der geringste Einfluß ihrerseits bei Hofe gänzlich aufgehört hatte. — Ein Jahr nachher starb diese herrliche Frau, deren Andenken mir zeitlebens heilig seyn wird.

Der neue Regent, ein Bruder des verstorbenen, durch Zeitverhältnisse und Kriegsunruhen mannigfach beschränkt, entzog mir fast alle Vortheile, die ich seither von Hof genossen, und ich verließ mein Vaterland, um in der nahen Schweiz mein Fortkommen zu suchen.

Es waren meist Portraits und Schlachtengemälde, die mich in jenem Lande beschäftigten. Im Jahr 1797 wurde ich unverhofft von meinem Fürsten wiederum zurückberufen, um sein und mehrerer anderer hohen Personen Portraite zu malen. Doch war diesmal meines Bleibens in der Residenz nicht gar lange; ich strebte weiter*).

Im folgenden Jahr erhielt ich den ehrenvollen Auftrag, die Familie des Fürsten von Sigmaringen zu malen; ein Ruf, dem ich unverweilt Folge leistete. Von Sigmaringen folgte ich den erlauchten Herrschaften in das fürstlich sigmaringische Bad Imnau; und machte während eines dortigen vierwöchentlichen Aufenthaltes gelegentlich einen Ausflug in die nahe Residenz Stuttgart, um meine ehemaligen Lehrer und Freunde zu besuchen.

Es war im Juli, als ich dort ankam. Mit wahrer Freundschaft wurde ich von meinen alten Lehrern aufgenommen; von den Kameraden traf ich jedoch nur noch wenige.

Seit meiner ersten unfreiwilligen Abreise von Stuttgart war ich, was meine künstlerische Ausbildung anbelangt, so zu sagen gänzlich mir selbst überlassen geblieben, was ich von Werken der Kunst zu sehen bekommen, hatte sich auf Weniges beschränkt. Groß war daher der Eindruck, als ich nach so langer Zeit wieder Gelegenheit hatte, vorzügliche Werke älterer und neuerer Meister zu betrachten.

Manches sah jezt der vierundzwanzigjährige Jüngling mit ganz andern Augen, als vormals der achtzehnjährige; seine Achtung und Liebe zu der erhabenen Kunst war durch den Anblick so vieles

*) In diese Zeiten fallen auch die meisten seiner Zeichnungen aus dem Soldatenleben, welche Blätter hernach, von dem Künstler selbst in Aetzmanier vervielfältigt, in Stuttgart bei Ebner herausgekommen sind.

D. H.

Schönen wieder auf's Neue entflammt, und mit ihr der Eifer, auf der eingeschlagenen Bahn weiter zu schreiten.

Ich hatte mir vorgenommen, meinen Aufenthalt in der Residenz nicht allzulange auszudehnen und sogleich nach Wien zu reisen; allein bald sah ich mich durch Bande festgehalten, die mir lieb und werth waren; auch boten sich Beschäftigungen dar, die mein Bleiben, wenn nicht rechtfertigen, doch entschuldigen konnten. Ich blieb also bis zum Jahr neunundneunzig, wo ich abermals nach Donaueschingen gerufen wurde, in das Hauptquartier Seiner Königlichen Hoheit des Erzherzogs Karl, um das lebensgroße Portrait dieses Prinzen zu malen.

Drei Monate brachte ich in Donaueschingen zu, worauf ich wieder nach Stuttgart zurückkehrte und die halbfertige Arbeit mitnahm, um sie dort zu vollenden. — Die Ehre und der Ruhm, diesen großen Mann und Kriegshelden gemalt zu haben, übten mächtigen Einfluß auf meine Verhältnisse. An bedeutenden Aufträgen fehlte es mir von nun an nimmermehr. Im Januar 1801 begab ich mich nach Karlsruhe, wo mir der ehrenvolle Auftrag zu Theil geworden war, den regierenden Herrn Markgrafen Karl Friederich, so wie dessen Gemahlin und die Frau Erbprinzessin nebst andern hohen Personen des Hofes zu malen. — Zu gleicher Zeit beschäftigte mich ein kleineres Schlachtgemälde, welches ich für einen Schweizer Privatmann auszuführen unternommen.

Dieses Bild stellte den Uebergang der Russen über die Teufelsbrücke dar, und kam noch vor Beendigung meiner Karlsruher Hof-Arbeiten nach Stuttgart, wo es die Aufmerksamkeit verschiedener einflußreichen Personen auf sich zog. Durch den am dortigen Hofe accredidierten russischen Gesandten wurde es sogar dem Herzog Friederich, meinem jezigen allergnädigsten Könige vorgezeigt.

Man wunderte sich am Hofe, daß der Verfertiger eines sol-

chen Bildes bis jezt so unbekannt geblieben; und als ich bald nachher von Karlsruhe, wo ich mich nahezu ein Jahr aufgehalten hatte, wieder nach Stuttgart kam, wurde mir das Glück zu Theil, dem Herzoge vorgestellt zu werden. Der Fürst drückte mir unverholen seine höchste Zufriedenheit aus, so wie die Freude, mich in seinem Lande zu haben, und beehrte mich sogleich mit den schönsten Aufträgen.

Man kann sich denken, wie sehr ich bemüht war, den allerhöchsten Beifall dieses großen Kenners und Beschützers der Kunst durch meine Leistungen zu verdienen. Die Arbeiten gefielen, und in Folge dessen wurden mir unter der Hand Dienste angetragen, die ich jedoch im Gefühle meiner über Alles geschäzten Unabhängigkeit ablehnen zu müßen glaubte.

In diese Zeit fällt eine kleine Begebenheit, die ich erwähne, um zu zeigen, wie sehr Seine herzogliche Durchlaucht meine Arbeiten zu würdigen geruhten.

Der vorerwähnte russische Gesandte hatte bei mir ein größeres Bild bestellt, welches, wie das frühere, den Uebergang der Russen über die Teufelsbrücke zum Gegenstande haben sollte. Die etwas sonderbaren Bedingungen, die mir bei diesem Auftrage gestellt worden waren, will ich hier nicht näher bezeichnen. Genug, ich hatte sie eingegangen, jedoch mehr nur, um Gelegenheit zu haben, mich in größern Arbeiten zu üben, als um pekuniärer Vortheile willen.

Ich hatte mich bestrebt, den geschichtlichen Moment möglichst treu und nach besten Quellen bearbeitet wiederzugeben, und ich darf wohl sagen, daß die fertige Arbeit in dieser Beziehung jeden Kenner und Geschichtskundigen zu befriedigen geeignet war.

Auch der Herr Gesandte zeigte sich damit zufrieden, nur machte er die Bemerkung: das russische Wappen auf den blechernen

Mützen der Grenadiere sey zu undeutlich (die Figuren waren ungefähr vierzehn Zoll hoch). Zulezt fragte er mich, was ich für das Bild verlange? Ich bestimmte ihm, gemäß des vorhergegangenen Vertrages, den Preis von sechszig Louisd'or. — Der Herr Gesandte machte große Augen und schien durchaus nichts mehr von unserer frühern Uebereinkunft wissen zu wollen. Er bot mir, um mich, wie er sich ausdrückte, nicht im Schaden sitzen zu lassen, die Hälfte des geforderten Preises. — Diese undelikate Handlungsweise brachte mich aber dermaßen in Harnisch, daß ich nahe daran war, die geheiligte Person des Gesandten in dem Manne zu vergessen, und ich ihm Dinge sagte, die vielleicht allzu derb waren. — Zornig und uneins giengen wir von einander, und zum Abschied warf ich noch hin, daß er das Bild nun nicht haben sollte, selbst wenn er mir das Doppelte des zuerst festgesezten Preises böte.

Seine herzogliche Durchlaucht hatten von diesem Handel gehört, und fanden sich bewogen mich rufen zu lassen. Er verlangte das Gemälde zu sehen. — Wohl eine halbe Stunde saß der Herzog betrachtend davor, und äußerte zulezt seinen höchsten Beifall, mit dem Bedeuten: daß ich ihm das Bild ablassen solle; und wirklich ließ er mir des andern Tages die Summe, welche ich dem Gesandten bestimmt hatte, dafür ausbezahlen.

Am Sonntag darauf war bei Hof große Tafel, zu welcher auch der Gesandte eingeladen war. — Der Herzog lenkte das Gespräch auf die Kunst und sagte unter Anderm: er habe von einem Künstler, den er in der Residenz habe, kürzlich ein Bild an sich gebracht (er bezeichnete den Gegenstand), um den äußerst billigen Preis von sechszig Louisd'or; und nachdem er befohlen, das Gemälde herbeizubringen, wendete er sich zu dem russischen Gesandten mit den Worten: das wäre eine Aquisition für Sie gewesen, Herr Gesandter; doch jezt würde ich es um keinen Preis

mehr herlassen. — Der Russe stand wie auf Kohlen und wußte nicht, wo er den Blick hinwenden sollte.

So hatten die Unannehmlichkeiten, die mir durch diese Bestellung verursacht wurden, noch zu ehrenvoller Anerkennung geführt.

Seine Durchlaucht gaben mir in der Folge den Auftrag, allerhöchst ihr Bildniß zu malen, umgeben von ihren Adjutanten, Ordonnanzoffizieren und Pagen, in dem Moment, wo sie von dem Schlosse Monrepos ausritten. Eine Arbeit, die mich längere Zeit festhielt. Es waren über sechszehn Portraitfiguren, keine unter achtzehn Zoll Höhe, nebst mehreren Nebenfiguren und Pferden.

Der Beifall, welcher meiner Leistung gezollt wurde, war so groß, daß mir wieder neuerdings Dienste angeboten wurden. Der Herzog hatte unterdessen die Churwürde angenommen, und mit ihr vermehrte sich der Glanz des Hofes. Was meine Verhältnisse*) anbetraf, so geboten meine stets wachsenden Haus- und Familiensorgen dem Antrag Beachtung zu schenken.

Ich wurde demnach zu Anfang des Jahres 1804 zum Hofmaler, und bald darauf zum Direktor der königlichen Gemälde-Gallerie ernannt.

Die größere Muße, welche mir diese Anstellung verschaffte, benützte ich, um durch unausgesetztes Studium immer mehr und mehr die Kunst in ihrer Tiefe zu erfassen, um so viel wie möglich durch das Studium der Antike den Mangel, Italien nicht gesehen zu haben, zu ersetzen. Dieses Streben blieb nicht unbelohnt; denn ich hatte das Glück, bei allen ferneren Arbeiten den Beifall meines Monarchen zu erhalten, und die Welt war ebenfalls nachsichtig genug, mich als Künstler zu achten und zu ehren.

---

*) Seele war meines Wissens mit einer königl. württemb. Hofschauspielerin verheirathet. D. H.

Zwei Jahre nach meiner Anstellung erhielt ich von Seiner königlichen Majestät, meinem Herrn, einen sechsmonatlichen Urlaub, den ich zu einer Reise nach München und Wien benützte.

Der Anblick so vieler und herrlicher Werke, alter und neuerer Zeit, verfehlte nicht, mächtigen Eindruck auf mich zu machen. Und, indem ich meine Kenntnisse erweiterte, fühlte ich mich höher gehoben und zu neuen Werken begeistert.

Nach zweimonatlicher Verlängerung meines Urlaubes kehrte ich, im Jahr neun, wieder in den Schoos meiner Familie zurück.

Des Königs Majestät ertheilten mir sogleich neue Aufträge. Im Jahr 1811 malte ich den Ganymed, im Begriffe dem Adler Jupiters die Schale zu reichen. Dieses lebensgroße Bild hatte dem Könige Veranlassung gegeben, seine Zufriedenheit sowohl mit meinem Dienste als Direktor, als auch mit meinen künstlerischen Leistungen auszusprechen, und mich gleichzeitig zum Ritter des Civil-Verdienstordens zu ernennen.

Dies, liebster Onkel, ist die kurz gedrängte Darstellung meines Lebens. Ich hätte sie allerdings noch mit manchen Einzelnheiten schmücken können; ich fürchtete jedoch zu breit und weitschweifig zu werden.

Indem ich mich Ihrer ferneren väterlichen Liebe empfehle, verbleibe ich mit innigster Verehrung und kindlicher Ehrfurcht

Ihr

treuer Neffe

v. Seele.

So weit das Manuscript. Eines der lezten Werke unseres Künstlers ist ein Altarblatt, Christus am Kreuze, umgeben von Maria, Johannes und Magdalena. Seele schenkte dieses schöne Gemälde der Pfarrgemeinde Hüfingen zum dauernden Gedächtnisse seines dortigen, von ihm nievergessenen Jugendaufenthaltes.

Johann Nepomuk Schelble.

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.“

Göthe.

Gleichzeitige Menschen haben, wie eine aufmerksame Vergleichung zeigt, nicht selten auffallende Aehnlichkeit in der Art und Weise ihres Bildungsganges. Und es ist dies sehr natürlich; bilden ja doch Zeit und Umstände, so zu sagen, das Klima, in welchem die Pflanzen aufwachsen und sich entfalten.

Unter die Landsleute, welche sich ehrenvoll und tüchtig hervorgethan, dürfen wir mit Recht die Musiker Conradin Kreuzer, Krebs und Schelble zählen. In ungefähr äußerlich gleich beschränkten Verhältnissen geboren, führte sie allein ihr Talent und Streben auf die Bahn, auf welcher sie (jeder in seiner eigenen Weise) für ihre Zeit Bedeutendes leisteten. — Wie bei ihrem Landsmann Seele, sind es die Orte Donaueschingen, Stuttgart und Wien, die bei Schilderung ihres Lebens und Wirkens vorzugsweise genannt werden müßen. Krebs, 1774 in Ueberauchen bei Villingen geboren, besuchte fast gleichzeitig mit Seele die Schule zu Donaueschingen, wo er nebenbei Gesangunterricht nahm, und später am Hofe zu Stuttgart als tüchtig gebildeter Sänger und Theoretiker einen passenden Wirkungskreis fand. — Kreuzer, ein (1782) geborener Mößkircher, kam, wie Schelble nach Marchthal, schon frühe in das Kloster Zwiefalten, wo er gründlichen musikalischen Unterricht genoß, und nachdem er einige Zeit in Wien sich aufgehalten, in Stuttgart und Donaueschingen die Stelle eines Kapellmeisters begleitete, sowie später in Wien die Direktorsstelle bei der Oper an der Josephstädter Bühne und am Burgtheater.

Was die Lebensgeschichte Schelble's anbetrifft, so glaube ich dieselbe etwas ausführlicher geben zu müßen; zumal verschiedene hinterlassene Briefschaften, so wie Mündliches und Schriftliches von Freunden *) (die eigene nahe Verwandtschaft mit eingerechnet) mich in den Stand setzen, einen biographischen Versuch mit einigem Glück bewerkstelligen zu können.

Lebensgeschichten im Allgemeinen sind jedoch immerhin Bruchstücke; denn wie Vieles verschlingt nicht unmittelbar die Woge der Zeit, und wie bald ist die Stelle, wo wir gelebt und gewirkt haben, überwachsen von dem üppigen Grün nachkommender Geschlechter, die oft kaum mehr wissen, wer von den Vorfahren das Bäumlein gepflanzt und gepflegt hat, dessen Schatten oder Frucht sie genießen. Bleibt ja doch gewöhnlich gerade das prunk- und anspruchlosere, darum aber vielleicht um so gesegnetere Wirken ungenannt, weil es verschmäht hat, in den Vordergrund sich zu stellen und von der Welt Beifall und Lohn zu heischen.

„Schelble's künstlerische Leistungen aber verdienen unsere volle Beachtung, nicht nur deßhalb, weil sie als schöne Erinnerung festgehalten zu werden verdienen, sondern, was noch mehr ist, weil sie als Vorbild für unsere und künftige Zeiten gelten dürfen. Sein ganzes Wirken und Streben erinnert recht eigentlich daran, daß die Kunst ein Göttliches im Menschen ist, welches zu erhalten und zu pflegen des wahren Künstlers hoher Beruf seyn müße!"

Nach dieser kurzen Vorbetrachtung wollen wir nun den Lebensgang des Meisters in möglichster Treue zu schildern versuchen.

*) Schätzenswerthe Beiträge verdanke ich dem Musiker und Schüler Schelble's, Franz Xaver Gleichauf in Frankfurt; so wie ich auch dem Urtheile dieses gründlich gebildeten Musikers in Betreff Schelble's musikalischer Leistungen treulich gefolgt bin.

Es ist eine, durch viele Beispiele bestätigte Wahrnehmung, daß ein Talent, gleichwie das Samenkorn, zum Keimen einer Anregung bedarf, einer Umgebung, wo es seine erste, wenn auch zuweilen spärliche Nahrung zieht. Dieser Satz auf die vorligende Lebensgeschichte angewendet, möchte es fast scheinen, als werde auf dem Lande, oder was das Nämliche ist, in kleinen Landstädten, zumal in jenen unruhigen Kriegszeiten, wenig künstlerisch Anregendes vorhanden gewesen seyn. Bei näherer Betrachtung jedoch dürfte sich ergeben, daß jener Boden in dieser Beziehung so ungünstig nicht gewesen, als wir auf den ersten Blick glauben möchten.

Um von der Musik allein zu reden, war es diese Kunst ganz besonders, die bis herab in's Kleine überall ihre Liebhaber und Pfleger fand. Der Umstand, daß in den damaligen Klöstern und ihren Unterrichtsanstalten vorzugsweise Musik getrieben wurde, mag wohl das Meiste hiezu beigetragen haben; denn selten kam ein Studierter von dort zurück, ohne wenigstens einige musikalische Bildung in's praktische Leben mit zu bringen; daher nicht leicht ein kleineres Städtlein gefunden wurde, wo nicht geistliche und weltliche Beamte in mancherlei Weise bei Kirchenmusiken, oder beim Unterrichte der Jugend sich thätig gezeigt hätten. Auch bei den Schullehrern wurde hauptsächlich nur auf musikalische Befähigung gesehen; eine gute Singstimme bei einiger Fertigkeit im Lesen und Schreiben genügte oft allein schon bei Bewerbungen um eine Stelle, den Ausschlag zu geben. „Vordersamst“, hieß es gewöhnlich in den Dienstausschreibungen, „solle er (der Schulmeister) eines gesitteten Lebenswandels seyn, gut schreiben, lesen und rechnen, die Orgel schlagen, geigen und Baßsingen, auch wo möglich die blasenden Instrumente behandeln können.“

Zu allem diesem hatte das bürgerliche Leben noch mehr konservative Zähigkeit. Ein Gewerbe, eine Fertigkeit oder Kunst erb=

ten sich nicht selten von dem Vater auf den Sohn durch mehrere Generationen fort. War zum Beispiele der Großvater Zeug- oder Schuhmacher ein fertiger Geiger, so war es gewiß nicht minder auch der Sohn und der Enkel. Und so konnte es kommen, daß in einem lange heimischen Fache zuweilen ein Talent hervortrat, welches über das Gewöhnliche hinaus gieng.

Eine weitere Anregung und Förderung für strebende Jüngere war, um von unserer Gegend allein zu sprechen, stets auch der fürstlich fürstenbergische Hof. — In der Zeit, von der hier die Rede ist, war es insbesondere die Fürstin Maria Antonie, welche durch Pflege der schönen Künste ein heiteres, genußreicheres Leben um sich schuf. Unter ihrem Mäcenate war in Donaueschingen ein Hoftheater erbaut worden, wo durch eigene, so wie aus der Ferne herberufene Kräfte viele jener Zeit entsproßte Meisterwerke dramatischer Kunst zur Aufführung kamen. Vor allen waren es die ewig schönen Produkte des heitern, lebensfrischen Mozart, welche mit Sorgfalt und Liebe einstudiert, auf der neuen Bühne gegeben wurden; und der Eindruck, den diese Leistungen auf den größten Theil des Publikums hervorbrachten, mußte um so größer seyn, je weniger man gewohnt war, je etwas Derartiges zu hören und zu sehen. Begünstigt durch die damaligen tiefen Friedenszeiten hatte die Kunst in ihrem gemeinsamen Aufschwunge noch etwas Jugendliches, Frisches, was selbst durch die nachfolgenden Kriegswetter nicht ganz verkümmert werden konnte.

Man wird nun gerne zugeben, daß alles dies ein Element gebildet habe, worin eine junge Pflanze einige Nahrung und einigen Halt finden mochte. — Von diesen allgemeinen Umrissen zum Einzelnen übergehend, finden wir die Voraltern Schelble's*) seit

*) Die ältere Schreibart dieses Namens ist Schelblin.

frühesten Zeiten als Bürger des fürstenbergischen Städtleins Hüfingen. Der Großvater, so wie der Urgroßvater trieben das kunstverwandte Handwerk der Fassmalerei, ein Gewerbe, welches heut zu Tage theilweise unsre Vergolder ausüben. Nebenbei versahen diese Männer noch den Kanzleidienst beim dortigen fürstlichen Justizamte, und als Lieblingsbeschäftigung trieben sie Musik. Stets fanden sie sich unter denen, welche in der Pfarrkirche des Ortes als leibliche Dilettanten mitwirkten und zwar als Violinspieler.

Diese leztere Fertigkeit war auch eine Erbschaft des Vaters unseres Schelble. Das Kunstgewerbe, die Fassmalerei, wiewohl er von Jugend auf darin unterrichtet war, behagte ihm nicht sonderlich. Sein Sinn ging mehr auf Musik, Mechanik und Rechenkünste. Weil aber alles dieses, ohne bestimmten Zweck getrieben, wenig geeignet schien, eine sichere Existenz zu gewähren, so hatte der junge Mann sich entschlossen, Schullehrer zu werden. Er nahm deßhalb Unterricht bei dem Normallehrer und Musikpräzeptor Käfer in Donaueschingen, wo er nebst den Schulwissenschaften Anweisung im Orgel- und Klavierspiel erhielt. Der gänzliche Mangel einer Singstimme jedoch, ohne welche er nie auf bessere Plätze Anspruch gehabt hätte, war es, was den Candidaten bewog, dem Lehrfache zu entsagen, und sich wieder dem angestammten Haus- und Familiengeschäfte zuzuwenden.

Zur selben Zeit war in dem Städtlein ein Kaplan, Namens Neeser, welcher als Gesanglehrer und Direktor der Kirchenmusik sehr in Ansehen stand. Eine seiner Schülerinen, die Chorsängerin Katharina Götz, die Tochter eines bemittelten Bauern, zeichnete sich durch eine hübsche Stimme so vortheilhaft aus, daß man ihr von verschiedenen Seiten rieth, in's Kloster zu gehen, wo damals diese Eigenschaft als Empfehlung gelten konnte. Durch die Erzählungen und das Zureden Verwandter und Freunde für das

klösterliche Leben im Voraus eingenommen, hatte das fünfzehnjährige Mädchen endlich den Entschluß gefaßt, der Welt zu entsagen und in dem nahen Kloster Amtenhausen sich aufnehmen zu lassen. Ein Gleiches wollte eine ihrer Freundinen thun.

Unter Glück- und Segenswünschen der Aeltern hatten die beiden Jungfrauen voll Zuversicht ihre Wanderung dorthin angetreten, um sich vorläufig einer Probezeit und Prüfung im Gesang zu unterziehen, von derem Erfolge ihre Aufnahme in das geistliche Stift abhängig gemacht worden war.

Alles gieng nach Wunsch, und die beiden Mädchen wurden mit den besten Versprechungen aus dem Kloster entlassen, nachdem man ihnen den Tag bestimmt hatte, an welchem sie sich wieder anmelden sollten. — Sey es, daß die Abgeschiedenheit, der Zwang und der Ernst des klösterlichen Aufenthaltes auf die jugendlichen, noch von keiner bittern Erfahrung getäuschten Gemüther ungünstigen Eindruck gemacht, oder daß ihr Entschluß kein ursprünglicher gewesen — genug, die Beiden wandelten schweigend heimwärts; und als sie aus dem engen Thale herausgekommen in die sommerhelle Landschaft, wo überall im Felde fleißige Hände sich regten und in glänzender Welle die junge Donau floß, während hundertfältige Jubelstimmen aus den grünen Buchenwäldern riefen — da wurde es den Himmelsbräuten sonderbar zu Muth. „Katharina!“ unterbrach die Eine das bisherige Schweigen, „nicht wahr, wir gehen nicht in's Kloster!“ Und die Andere, als wäre eine schwere Last von ihrem Herzen, stimmte lebhaft und entschieden bei.

Ohne sich umzusehen, wie sie später noch oft erzählten, hatten die Mädchen den Weg zurückgelegt und als sie heim gekommen, wußten sie den Ihrigen viel von der Aussteuer und dem baaren Gelde zu erzählen, was man als nothwendiges Erforderniß zum Eintritt in das Kloster ihnen zur Bedingung gemacht habe.

Unterdessen hatten die Umstände den ehemaligen Schulamts-kandidaten Franz Joseph Schelble auf eine Bahn geführt, die mehr seiner angeborenen Neigung zu entsprechen schien. Der junge Mann war nämlich öfters als geübter Klavierstimmer in's Schloß nach Donaueschingen gerufen worden, wo er manches Neue im Fache des verbesserten Instrumentenbaues sah und hörte, was bei ihm Nachahmung erweckte. Durch natürliches Geschick und eigenes Nachdenken gelang es ihm in kurzer Zeit, Klaviere nach der damals einfacheren Bauart herzustellen. Eines dieser Instrumente kam der Fürstin Antonie zu Gesicht, und die hohe Frau schenkte der vaterländischen Arbeit so viel Beifall, daß sie das Werk ankaufte und den Verfertiger ermunterte, auf dem betretenen Weg weiter zu schreiten. Diese und ähnliche Erfolge bewogen den strebsamen Mann seine Versuche zum förmlichen Geschäfte auszudehnen, welches ihm dereinst die Mittel zur Gründung eines eigenen Hausstandes bieten sollte. Dieser Gedanke mochte wohl vor Allen eine Neigung eingegeben haben, welche der Jüngling der hübschen Chorsängerin Katharina Götz zugewendet hatte — ein Verhältniß, welches im Jahr 1787 glücklich zur Heirath gedieh. Die jungen Eheleute bezogen ein eigenes aus ihrem wenigen zusammengebrachten Vermögen erbautes Haus, wo am 16. Mai des Jahres 1789 unser Johann Nepomuk, das zweite Kind ihrer Ehe, das Licht der Welt erblickte.

Um dieselbe Zeit war der Dienst eines Verwalters oder Vorstehers des fürstenbergischen Zuchthauses zu Hüfingen in Erledigung gekommen. — Unter die Zahl der Bewerber gehörte auch der Instrumentenmacher Franz Joseph Schelble. Die Herren Regierungsräthe hatten bereits in einer Sitzung einem ihrer Begünstigten die Stimmen gegeben, als der regierende Fürst Joseph Wenzel mit den Worten: „der Klavierlemacher muß die Stelle haben!“ dareinfuhr und der Debatte ein Ende machte.

Auf diese Weise hatte nun der junge Ehmann einen neuen Wirkungskreis erhalten, der ihn jedoch nicht hinderte, seiner angeborenen Neigung zu mechanischen Arbeiten volles Genüge zu thun. Neben der Verwaltungskanzlei (es wurde damals noch nicht so viel geschrieben und gesandelt wie heut zu Tage) ward bald eine Werkstätte eingerichtet, wo in freien Stunden der Verwalter mit einigen Gesellen dem Klavier- und Orgelbau oblag, und dazwischen hinein wohl auch einmal in astronomischen und andern Uhrwerken sich versuchte. — Das Interesse an diesen Arbeiten war groß, jedenfalls größer als der pekuniäre Vortheil, den sie brachten. Konnte ja doch bei dem erfinderischen Geiste des lebhaften Mannes nichts methodisch durchgeführt werden, nebstdem daß das Amt eines Vorstehers der Strafanstalt bei äußerst kleinem Hilfspersonal seine meiste Zeit in Anspruch nehmen mußte.

Der kleine Sohn zeigte schon im zarten Alter eine unverkennbare Liebe zur Musik. — Das älterliche Haus war zur selben Zeit der Sammelplatz verschiedener Beamten und befreundeten Bürger der kleinen Amtsstadt, wovon die meisten als Lieblingsbeschäftigung etwas Musik trieben und in dem Hause öfters ihre Proben und Uebungen abhielten. Es konnte wohl nicht fehlen, daß auch der kleine Johann Nepomuk einige Unterweisung in dieser Kunst erhielt, und zwar durch seinen Vater im Klavierspielen, während anderseits die Mutter und ehemalige Chorsängerin dem Kinde gerne ihre Lieder vorsang.

Ueber solchen Beschäftigungen waren die Kriegszeiten hereingebrochen, und das geräumige Zuchthaus zu Hüfingen ward zu einem österreichischen Spital eingerichtet. Unter den längere Zeit dort Einquartirten befand sich auch ein kaiserlicher Feldpater, welcher auf dem Klaviere nicht geringe Fertigkeit besaß, und mit Vorliebe mozartische Melodien vortrug. Das Spiel dieses Mannes

machte solchen Eindruck auf den siebenjährigen Knaben, daß er oft sagte: wenn er es einmal so weit gebracht haben werde, wie der Herr Feldpater, so wolle er zufrieden seyn.

Gleichzeitig mit den Anfangsgründen auf dem Klaviere erhielt der Kleine auch Unterricht im Singen, in welcher Kunst Kaplan Eiselin, ein Nachfolger Neeser's, sein erster Lehrer war. Bei diesem Manne von etwas reizbarem Temperamente hatte jedoch der Schüler wenig gute Stunden. Abgesehen davon, daß der Unterricht nach sehr pedantischer Methode gegeben wurde, hatten die Zöglinge von dem ungeduldigen Wesen ihres Instruktors gar manche Unannehmlichkeit zu erdulden. So wie es z. B. für den aufmerksamen Beobachter gewisse Zeichen in der Luft giebt, woraus die bevorstehenden Erscheinungen der Atmosphäre zu errathen sind, ähnlich so konnten die Kinder schon aus dem Aeußern des geistlichen Herrn den Humor und die Stimmung ihres Lehrers prophezeien. War nämlich in der Morgenstunde seine Garderobe wohlgeordnet, die Haartour glatt und das Zöpflein sorgfältig gewickelt, so durfte man mit Gewißheit einen wolkenfreien Tag verhoffen; zeigte sich aber das Gegentheil, so wußten die Untergebenen, daß es heute nicht ohne Sturm und Unwetter abgehen werde.

Der sanftmüthige Knabe Schelble stand aber noch in besonderer Ungunst des Lehrers; denn je mehr Fortschritte der talentvolle Kleine machte, desto mehr glaubte jener eine Entmuthigung seiner übrigen, meist ältern Schüler daraus erwachsen zu sehen. Die Ungnade des Instruktors gieng zulezt in offene Vernachlässigung über, die bald damit endete, daß der Schüler unter dem Vorwande, es gebreche ihm an Talent, ganz von dem Unterrichte ausgeschlossen wurde. Ein Freund des Schelble'schen Hauses und nicht ungeschickter Organist und Klavierspieler, der Amtskanzlist Schlosser, nahm sich jedoch des Ausgewiesenen an, und sezte den

musikalischen Unterricht mit ihm fort. Der Zögling machte seinem Lehrer alle Ehre, und nicht lange, so wurde der Kleine ausersehen, bei einer Festvorstellung, welche der Rückkehr des, wegen Kriegsunruhen geflüchteten fürstlichen Hofes galt, im Hoftheater zu Donaueschingen die Begrüßungsarie zu singen. Der kindische Versuch fand beifällige Beachtung, und der Fürst Karl Joachim belohnte den kleinen Sänger mit einem Goldstücke.

Geschmeichelt und gerechtfertigt durch diese Erfolge, machte jezt Freund Schlosser den Aeltern den Antrag: dem Sohne zu einem Freiplatz im Kloster Obermarchthal, wo er einen Freund hatte, verhelfen zu wollen. Das Anerbieten wurde dankbar angenommen, die nöthigen Schritte wurden gethan und der Knabe erhielt die Zulassung.

Jenes geistliche Reichsstift war seiner Zeit eines der bedeutendsten Klöster des schwäbischen Oberlandes; seine weitläufigen, nahe der Donau gelegenen Gebäulichkeiten beherbergten ausgedehnte Unterrichtsanstalten. Pater Ulrich Braig, Direktor der Chormusik, war der Freund, an welchen Schlosser seinen Schützling empfohlen hatte. Und wahrlich es bedurfte eines väterlichen Freundes und Führers, sollte der elfjährige Chorknabe in dieser ungewohnten, großen Umgebung nicht muthlos und kleinmüthig werden. — In musikalischer Beziehung jedoch fand der Schüler nicht, was er gehofft hatte. Der Unterricht, in einer geistlos pedantischen Methode gegeben, konnte ihm nur wenig frommen. Doch sollte das jugendlich empfängliche Gemüth auch hier nicht ganz leer ausgehen: wenn nämlich die Mönche Nachts im Chore der hehren Klosterkirche sich versammelten, um, begleitet von dem herrlichen Orgelspiele des damals berühmten Contrapunktisten Sixt Bachmann, die Psalmen anzustimmen, da sey es, nach Schelble's eigenem Zeugnisse, diese Musik gewesen, welche einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Ein freudiges Ereigniß war dem Chorknaben der Besuch seiner ältern Schwester, die mit einem alten Diener der Hüfinger Strafanstalt und dessen Weibe, welche in der Nähe zu Hause war, die Reise nach Marchthal gemacht hatte. Der Alte brachte seinem kleinen Liebling zum Willkomm einen buntfarbigen Spielball, den eine im Zuchthause sitzende Vagantin eigens zu diesem Zweck hatte fertigen müßen. — Da konnte wohl das Sprichwort Anwendung finden: es ist ein Kleines worüber sich Kinder freuen!

Der Aufenthalt in dem Stifte war nur von kurzer Dauer; denn schon nach zwei Jahren zog die allgemein ausgesprochene Säcularisation der Reichs-Klöster auch diesem Institute seine Auflösung zu, und Schelble war genöthigt, wiederum in's Vaterhaus zurückzukehren.

Es war zur Winterzeit und außerordentlich kalt; der mit Winterkleidern nicht hinlänglich versorgte Sängerknabe erkältete sich auf dem offenen Fuhrwerke, welches ihn mit einem jüngeren Landsmanne in die Heimath bringen sollte, dermaßen, daß er bei seiner Ankunft, ehe er noch das entfernt liegende älterliche Haus erreichen konnte, bei einem Onkel unter- und zu Bette gebracht werden mußte.

Sein Verweilen im Heimathhause fiel in die Epoche, wo seine Stimme zu wechseln begann, weßhalb alle Muße allein nur auf das Klavierspielen verwendet wurde. — Eines Tages spielte Schelble für sich allein mehrere Klavierstücke durch, als er plötzlich durch den Zuruf: „Bravo — aber im Baß geht es zu stark“, unterbrochen und überrascht wurde. Es war ein alter fürstenberger Soldat, welcher zum offenen Fenster herein (das Zimmer lag zu ebener Erde) den Spieler belauscht und also kritisirt hatte. — Schelble, über die sonderbare Bemerkung betroffen, fand nach einigem Nachdenken, daß der alte Kriegsmann mit seinem Tadel so

ganz unrecht nicht habe, und verwendete, wie er später erzählte, seitdem mehr Aufmerksamkeit auf das Spiel der linken Hand.

Um diese Zeit las der junge, sich selbst überlassene Musiker zufällig einen Auszug einer damals erscheinenden Zeitschrift von Forckel: „Ueber Sebastian Bach's Leben und Kunstwerke", worin unter Anderm auseinander gesezt ward, nach welchen Grundsätzen Bach die Mechanik des Klavierspiels angewendet und geübt habe. Schelble bekannte, daß ihm diese Andeutungen von nun an als goldene Regel gegolten, die er bei seinem ferneren Studium zur Richtschnur genommen habe.

Als humoristische Beigabe zu diesen ernsteren Beschäftigungen mochte wohl der Jüngling seine Thätigkeit bei der städtischen Musikbande betrachten, welches Korps den Zweck hatte, bei kirchlichen Festen und Aufzügen verschönernd mitzuwirken. Als Mitglied dieser geziemend uniformirten Truppe hatte Schelble die Ehre, das Picolo zu spielen, auf welchem Instrumente der junge Mann bedeutende Virtuosität besessen haben soll.

Bei all' diesem Treiben jedoch war nicht wohl abzusehen, wie Musik allein ihrem Jünger eine solide haltbare Existenz für die Zukunft schaffen werde. Den Aeltern wenigstens erschien die Kunst ein allzu unsicherer Boden, weßhalb sie den Entschluß faßten, den Sohn das Gymnasium in Donaueschingen besuchen zu lassen, wo er die in Marchthal angefangenen Sprach= und anderen Studien fortsetzen und nebenher bei dem fürstlichen Kammersänger und Expeditor Weiß, der ein Schüler des berühmten Raff in München war, Unterricht im Gesang nehmen sollte.

Seine Stimme hatte sich unterdessen wieder gehoben und er suchte sie nach der strengen, wenn auch etwas einseitigen Methode dieses Lehrers eifrigst auszubilden. Es war dies der erste gründliche Unterricht, der ihm zu Theil wurde, und hatte nicht wenig

Einfluß auf die ernste Richtung, welche Schelble fortan inne hielt. — Der Aufenthalt in Donaueschingen gab dem talentvollen Schüler öfters Gelegenheit, bei Hofmusiken und Konzerten, so wie auch im Hoftheater sich hören zu lassen. Und hier war es, wo dem sechszehnjährigen Sänger einst bei Aufführung der Oper: „die beiden Savojarden", eine anmuthige, zarte Huldigung zu Theil wurde, und zwar von Seiten einer durch Vorzüge des Geistes und Herzens gleich ausgezeichneten jugendlichen Fürstentochter, die, einen passenden Augenblick wahrnehmend, dem Sänger nach geendigtem Spiele das seidene Tuch zuwarf, welches ihr in der Rolle eines Savojardenknaben zur Augenbinde gedient.

Je mehr aber der Jüngling in seiner Kunst sich hervorthat und Beifall gewann, desto eifriger ließ es sich der Vater angelegen seyn, dem Musenfache einen praktischen soliden Boden unterzubreiten. Er hatte deßhalb Schritte gethan, seinem Sohne eine Gehülfenstelle im fürstlichen Hauptarchive zu Donaueschingen zu verschaffen, und schon war eine provisorische Anstellung mit einem kleinen jährlichen Gehalte verwilliget, als Schelble erklärte, unter jeder Bedingung seinem ursprünglichen Berufe getreu bleiben zu wollen, und durch nichts sich binden zu lassen, was ihn von der einmal beschrittenen Bahn ablenken könne. Ja er stellte sogar den Aeltern ein heimliches Entweichen aus der Heimath in Aussicht, wenn es ihm nicht gelingen sollte, auf gütlichem Wege abzukommen. Denn längst schon hatte er seinen Blick weiter gerichtet, nach einem Orte, wo ihm ein höhere Stufe musikalischer Bildung werden konnte.

Er hatte den Plan gefaßt nach Darmstadt zu gehen, wo damals der berühmte Abbé Vogler lebte. Theilnehmende Freunde, unter diesen besonders der fürstliche Hofrath und Leibarzt Rehmann und seine Gattin, hatten ihm dazu gerathen. Er wollte den Weg über Hechingen nehmen, wo einer seiner früheren Gönner,

der ehemals fürstenbergische Musik- und Rittmeister v. Hampeln, an der Hofkapelle angestellt war. Von dort gedachte er Stuttgart zu besuchen, wo ihm die Landsleute Krebs der Kammersänger und der Galleriedirektor Seele nützlich seyn konnten. — An Ersteren wies ihn ein Empfehlungsbrief von seinem Lehrer Weiß, obwohl dieser den talentvollen jungen Mann lieber bei sich behalten hätte, und ihm deßhalb bereits einen kleinen Gehalt als Sänger in Donaueschingen ausgemittelt hatte. Bei Seele konnte die Bekanntschaft der beiderseitigen Aeltern als Anlaß des Besuchs gelten.

Also ausgerüstet verließ Schelble im Jahr 1807 Donaueschingen und die Vaterstadt. Ueber die Reise und seine Ankunft in Stuttgart berichtet ein vorhandener Brief, den wir hier einschalten wollen.

„Theuerste Aeltern!

Kaum hatte ich meinen ersten Brief in Hechingen der Post übergeben, als ich einen von Euch, lieber Vater, erhielt, woraus ich ersah, daß Ihr bei Eurer Rückkehr meine liebe Mutter und Geschwister gesund und wohl angetroffen habt. Ich befinde mich, einen fatalen Schnupfen abgerechnet, wohl. In Hechingen fand ich für nothwendig, Euern Rath zu befolgen und mir ein warmes Unterwamms zu kaufen. Herr von Hampeln besorgte mir bei einem Juden den Einkauf. Durch diese und andere Ausgaben wurde meine Kasse etwas geschwächt und es schien mir räthlich, elf Gulden gegen eine Quittung aufzunehmen. Für Fräulein Mina von Hampeln kaufte ich zugleich ein kleines, modern gesticktes Halstuch und für mich ein Paar Handschuhe.

Mittwoch früh um fünf Uhr reiste ich mit dem Hechinger Boten weiter; es war sehr kalt und ich würde es jezt bereut haben, meine Einkäufe nicht gemacht zu haben. Zwei Stunden vor

Stuttgart blieb ich mit dem Boten übernacht. Dieselbe Kost und das Nachtlager wie in Schönbrunn fand ich hier nicht, es war Alles so ziemlich das Gegentheil. Morgens gieng es früh wieder auf den Weg, und wir kamen um sieben Uhr hier in Stuttgart an. — Ich kleidete mich sogleich um, und ließ mir die Wohnung des Herrn Gallerie-Direktors Seele zeigen, den ich jedoch nicht zu Hause traf. Man führte mich auf die Akademie, wo er sein Arbeitszimmer hat. Er nahm mich sehr gütig auf, und wollte mir sogleich, weil der König gerade abwesend ist, die Residenz zeigen, wurde aber durch Geschäfte abgehalten. Er führte mich hierauf zu Herrn Krebs, den wir krank im Bette antrafen. Seele sezte ihn von meinem Entschlusse in Kenntniß, und bat ihn sehr freundlich, er möchte sich doch meiner annehmen und mir in Allem mit Rath und That beistehen, worauf er sich empfahl. Ich reichte Herrn Krebs meine Briefe, und er überlas zuerst den seines Onkels Wölfle, sodann das Schreiben des Herrn Weiß. Nachdem er gelesen hatte, sagte er: „Ja! — wenn ich Ihnen rathen soll wie ein Vater, so rathe ich Ihnen anders als die Rehmännin und alle Die, welche Sie bestimmten, bei Vogler singen zu lernen." Nachdem fragte er mich noch über Manches; besann sich hierauf lange ohne etwas zu sagen, dann hub er an: „Entweder Sie verlegen sich auf die Komposition allein, um einst als Kompositeur aufzutreten, oder Sie müßen sich dem Gesange ausschließlich widmen, um als guter Sänger später eine Anstellung finden zu können. Beides zugleich werden Sie entweder erst nach langer Zeit und mit vielem Geldaufwand, oder am Ende gar nicht erreichen". Ich sagte ihm, daß ich auf das Studium des Gesanges mein Hauptaugenmerk gerichtet habe. „Und Sie wollen zu Abbé Vogler, um singen zu lernen?" — „Ja", war meine Antwort. „Lieber Freund", sagte er, „dieser Plan mag wohlgemeint seyn, aber Sie werden

ihren Endzweck durchaus nicht erreichen, ich kenne Abbé Vogler so gut wie ich meinen besten Freund kenne; er war vor zwei Monaten hier und ich hatte täglich Gelegenheit, sowohl seinen musikalischen wie sittlichen Charakter genau kennen zu lernen. Er besizt eine gründliche Theorie der Musik überhaupt, er weißt wie man Anfängern im Gesange die Scala docieret, aber wahre Sänger vermag er doch keine zu bilden; Sie würden nach seiner Methode alle chromatischen und enharmonischen Gänge treffen, und zulezt doch ein gefühlloser Sänger seyn, der außer dem Contrapunkt und einigen Kirchen-Kompositionen singen zu können, kein anderes Verdienst besäße, als sogar die sangbarsten Sachen steif vorzutragen. Geiz ist seine Hauptleidenschaft, welche aber von einer krankhaften Ueberspannung herrühren mag; denn er glaubt immer dereinst noch vor Hunger und Armuth zu Grunde gehen zu müßen, wie er mir oft selbst klagte; er würde Sie deßhalb seiner allzugroßen Habsucht aufopfern". Dann, bemerkte er noch, meine Fortschritte im Gesang würden bei ihm sehr langsam seyn. Um die Komposition zu lernen, wolle er mir Danzi rathen, der, ihn als vortrefflichen Harmonisten nicht zu erwähnen, einer der jezt beliebtesten Melodisten sey; er verbinde mit seiner Kunst eine seltene Menschenliebe, auf welche etwas zu bauen wäre; um aber als Sänger einst mein Glück zu finden, rathe er mir, da ihm Weiß schreibe, ich hätte seine Schule noch einige Jahre nothwendig, wieder zu ihm zurückzukehren. — Ich sagte, daß ich beinahe zwei Jahre sein Schüler gewesen sey, und während dieser Zeit die Vortheile zur Stimmbildung mir so ziemlich eigen gemacht habe; meine Stimme sey freilich noch nicht ganz gebildet, ich hoffe jedoch durch eigenes Studium sie zu vervollkommnen. Herr Krebs sagte hierauf, er wolle mich prüfen, finde er, daß ich schon ziemlich vorwärts gekommen sey, so wolle er auf einen andern guten Rath denken,

ich müße also am nächsten Freitag singen, und er wolle mehrere Kunstverständige dazu einladen, damit er ein unparteiisches Urtheil höre."

So weit der Brief; das Ende desselben liegt nicht mehr vor, und kann somit das Ergebniß der Probe nur noch der Hauptsache nach mitgetheilt werden.

Schelble sang wirklich an dem bezeichneten Abend, und zwar so sehr zur Zufriedenheit seines Gönners und der übrigen Herren, daß ihm Ersterer Gelegenheit verschaffte, in einem Konzerte vor dem Könige sich hören zu lassen. Der jugendliche Sänger ärntete Beifall und am andern Tage wurde ihm durch Dr. Jakobi, dem königlichen Leibarzt, zu wissen gethan, daß ihm der König eine Anstellung als Sänger am Theater biete, und er beauftragt sey zu fragen, unter welchen Bedingungen er zu bleiben gesonnen wäre.

Schelble, dem die Theater-Laufbahn nicht sein vorgestecktes Ziel war, konnte sich nicht sogleich entschließen und würde wohl das Anerbieten ohne das Zureden seiner Freunde abgelehnt haben. Bei einer zweiten Unterredung mit dem königlichen Leibarzte äußerte er: ob fünfhundert Gulden wohl zu viel seyn möchten? „Das ist zu wenig, lieber Freund", versezte der wohlmeinende Arzt, „damit reichen Sie hier nicht aus, verlangen Sie keck tausend, ich will, wenn es Ihnen recht ist, die Sache also dem Könige vortragen".

Schelble erhielt demnach die Anstellung unter den verabredeten Bedingungen als königlicher Hof- und Opernsänger, und Krebs interessirte sich bald mit großer Vorliebe für den enthusiastisch strebenden Jüngling. Das Krebs'sche Haus, in welchem von nun an Schelble wohnte, war seiner Zeit der Sammelplatz jüngerer Männer vom Musikfache, welche zum Theil auch ihren Kosttisch daselbst hatten. Der Hausherr war eine jener tüchtigen anregenden Naturen, die wie zum Vorbild und Mentor Jüngerer geschaffen sind. Eine gründliche Bildung und schönes Talent machten ihn

zum Künstler im besten Sinne des Wortes, während die Liebe und der Eifer, womit er Alles, was sich auf die Kunst bezog, erfaßte und betrieb, nicht ohne bedeutenden Einfluß auf seine Umgebung bleiben konnte. Zudem war Stuttgart dazumal der Ort manch' regen Strebens, und der Hof wußte Leben um sich zu verbreiten, indem er jüngere Talente, welche über das Gewöhnliche sich erhoben, hegte und förderte.

Die pestalozzi'schen Erziehungsgrundsätze beschäftigten zur selben Zeit mächtig die Geister. Ihre Anwendung auf den musikalischen Unterricht lag nahe, und schon durch Nägeli ward der Gedanke hiezu angeregt. Auch Krebs hatte diese Idee aufgefaßt und sie bei der seiner Zeit neu errichteten Musikschule am städtischen Waisenhause zu verwirklichen gesucht. Schelble, welcher an dieser Anstalt durch die Verwendung seines Freundes eine weitere Anstellung erhalten, gieng darin schon weiter, indem er seine Schüler selbst Melodien erfinden und sogar mehrstimmige Sätze ausarbeiten ließ. Zum Behufe zweckmäßiger Treff- und Leseübungen aber schrieb er eine Menge, zum Theil contrapunktisch gearbeiteter Uebungsstücke*).

Bei dieser vielfachen Thätigkeit vergaß jedoch Schelble keineswegs das Höherliegende. Mit Eifer begann er das Studium der Komposition, und welch' tiefe Kenntnisse er sich hierin erworben, beweisen am besten seine Kompositionen selbst, wobei er vorzüglich Mozart zu seinem Vorbild nahm, und sich dessen Form und Wesen

---

*) Ein Bericht in der „Allgemeinen musikalischen Zeitung" vom Jahr 1812 erwähnt Schelble's mit besonderer Auszeichnung. Es heißt darin unter Anderm: „Wenn er auch nicht schon früher seine Geschicklichkeit als Lehrer in einem Privatinstitute bewiesen hätte, so würden die Fortschritte seiner Schüler zeugen müßen, daß er die Sache aus dem rechten, ja vielleicht einzig wahren Gesichtspunkt betrachtet".

dadurch anzueignen suchte, daß er die Werke dieses unvergleichlichen Meisters fleißig studierte. Zu solchem Zwecke ließ er sich unter Anderm dessen sämmtliche Streichquartette und Quintette in Partitur setzen. Nebst verschiedenen Quartetten schrieb Schelble damals auch eine Oper „Graf Adalbert", zu welcher Krebs den Text gedichtet hatte. Alle diese seine Geisteswerke zeigen, nach dem Urtheile kundiger Richter, nicht nur eine glückliche Erfindungsgabe, sondern sind auch in Form, Harmonie und Stimmführung durchaus gelungen zu nennen.

Vorübergehend mag hier eines vorherrschenden Zuges in dem Charakter des trefflichen Mannes gedacht werden: die stets unwandelbare Anhänglichkeit an die Seinigen, verbunden mit der Sorge, nicht nur diesen, sondern auch allen Nahestehenden nützlich und förderlich zu seyn. — Daher kam es auch, daß er zwei seiner jüngern Schwestern (von vierzehn Geschwistern hatten nur fünf das reifere Alter erreicht) zu sich nach Stuttgart berief, wo sie unter der strengen Aufsicht der Krebs'schen Familie einer künstlerischen Bildung theilhaftig werden sollten. — Doch, zu ihrem Glück vielleicht, führte sie das Schicksal nach kurzem Aufenthalte in der Residenz wieder den heimathlichen Verhältnissen zu, worin sie in später gegründeten Familienkreisen eine angemessenere Bestimmung finden sollten.

Es läßt sich denken, wie erfreut die Aeltern über das Wohlergehen des Sohnes waren. Auch der alte Lehrer Eiselin, der Freund des Hauses, der längst schon wieder mit seinem ehemals so falsch beurtheilten Schüler sich ausgesöhnt hatte, kam in Begleitung der Aeltern nach Stuttgart, um sich persönlich von den Fortschritten und dem Wohlergehen des zwanzigjährigen Hofsängers zu überzeugen.

Bis zum Jahr 1814 blieb Schelble in Stuttgart. Der Drang nach höherer Ausbildung veranlaßte ihn, die dortigen Verhältnisse

aufzugeben und einem Rufe an das Wiener Hoftheater zu folgen. Nach des Künstlers eigenem Urtheile erreichte sein Gesang zu jener Zeit noch keineswegs die Höhe, welche seinem Ideale entsprach, daher es auch kommen mag, daß sein erstes Auftreten in der Kaiserstadt ohne sonderliche Beachtung blieb, wozu jedoch eine anhaltende Heiserkeit des Sängers, die zuweilen wie ein düsterer Flor seine Stimme überzog, mit eingerechnet werden muß.

„„Am zwanzigsten Juni (1814)““, schrieb er seinen Aeltern, „„bin ich im „lustigen Schuster“ von Paer aufgetreten. Ich habe Euch in meinem lezten Briefe über mein erstes Début geschrieben, demzufolge Ihr Euch leicht denken konntet, daß das Publikum nicht mit den besten Erwartungen von meinem Talente als Sänger in's Theater gieng, weil der größte Theil desselben meiner vormaligen Heiserkeit keinen Glauben beimessen wollte. Demungeachtet gefiel meine Leistung; ich hatte freilich alle Künstler, die mich in der Probe hörten, für mich, was hier viel werth ist. Das ganze Orchesterpersonal sprach von mir überaus günstig. Den Tag nach dieser Oper ließ mich Graf Palfi rufen, um die Unterhandlungen, welche (da mir inzwischen von auswärtigen Direktionen vortheilhafte Anträge gemacht worden) noch immer nicht beendet waren, in's Reine zu bringen. Ein Advokat, Namens Schreivogel, dem Palfi das ganze Geschäft aufgetragen hatte, sollte mit mir contrahiren. Wir waren einig bis auf die Reiseentschädigung, welche mir schon in Stuttgart zugesichert worden war. Schreivogel sagte mir, daß nicht die jezige Direktion, sondern die frühere interimistische unter Schwarzenberg diese Verbindlichkeiten eingegangen habe. Ueber diese Aeußerung wurde ich ungehalten, und verließ nach kurzem Wortwechsel das Zimmer mit der Versicherung: das Engagement gar nicht annehmen zu wollen. Ich ließ mir, wie früher bestimmt war, hundertundfünfzig Gulden als Honorar für

die beiden Rollen, in welchen ich aufgetreten, ausbezahlen und hatte schon den Tag meiner Abreise bestimmt, als die Direktion mich fragen ließ, wie viel ich denn Reiseentschädigung verlange; worüber ich mich erklärte und wir endlich einig wurden. Ich wollte jedoch keinen längern Kontrakt als auf ein Jahr eingehen. Mein Gehalt belauft sich auf zweitausend fünfhundert Gulden, nebst der Zusicherung, daß binnen Monatsfrist die Oper „Massinissa" auf die Bühne gebracht werden solle. Ich habe Euch schon in meinem vorigen Briefe geschrieben, daß ich entschlossen sey, die hiesigen Verbindungen aufzugeben. — Unterdessen habe ich die Sache überlegt. Jedermann weißt, daß Wien gegenwärtig einen Tenoristen sehr nöthig hat; Viele, theils in Stuttgart, theils an andern Theatern, deren theilnehmende oder neidische Augen im jezigen Augenblicke auf mich gerichtet sind, wissen, daß es mein Wunsch gewesen ist, in Wien zu bleiben. Wenn ich nun auch zehnmal der bin, der nach genauer Prüfung die hiesigen Verhältnisse nicht mehr wünscht, so würde doch ein Bruch mit der Direktion nicht meinem Willen, sondern einer, meinem Renommé als Künstler nachtheiligen Ursache zugeschrieben werden. Ich hielt es somit für Pflicht gegen mich selbst, wenigstens ein Jahr hier mich zu verbinden, um nicht einen falschen Schein auf mich zu ziehen. Nach Umfluß dieser Zeit kann sich Manches geändert haben, und will ich reisen, so stehen mir, dem ehemaligen k. k. Hofopernsänger, die Pforten aller deutschen Theater offen. Unterdessen werde ich meiner Stimme die lezte Politur geben, ja ich kann sagen, daß sie bereits jezt schon wieder besser geworden ist. — Ich bin so gesund, liebe Aeltern, daß ich Gott nicht genug danken kann für dies herrliche Geschenk; auch lebe ich bei meinen fleißigen Studien in einer fortwährenden Ruhe mit mir selbst. Würde der Gedanke: wie geht es meinen lieben Aeltern, werden auch sie im Kreise ihrer Kinder

glücklich seyn? mich nicht manchmal beunruhigen, wahrlich so wäre meine jezige Lage beneidenswerth. Doch die Vorsehung, scheint es, habe, um uns vor Hochmuth und anderm Bösen zu bewahren, es so eingerichtet, daß mit den schönsten beruhigendsten Freuden stets das Gegentheil im Vereine steht.""

Nach Ablauf der Verbindlichkeiten folgte Schelble einem Rufe nach Preßburg, wo er als Regisseur der Oper einige Zeit thätig war; später kehrte er wiederum nach Wien zurück, um allein nur seinem Studium und dem Verkehr mit großen Meistern zu leben. Wien war zu jener Zeit der Mittelpunkt musikalischer Bestrebungen in Deutschland, dazu kam noch der Congreß, der viel berühmte Männer in die Kaiserstadt geführt hatte. Es konnte daher nicht fehlen, daß der junge Mann Gelegenheit fand, mit bedeutenden Künstlern in seinem Fache bekannt zu werden; unter diesen Weigel, Spohr, Meyseder, Kreuzer, Schuppanzig und vor Allen Beethoven.

Den Werken des Leztern hatte Schelble bis dahin wenig Beachtung geschenkt, desto größer ward nun aber seine Verehrung, die er dem gewaltigen Meister zollte, als er mit dessen Schöpfungen vertrauter geworden. Auch mit Händel's großen Werken hatte Schelble hier zuerst Bekanntschaft gemacht. Alles dieses mußte natürlich von mächtiger Wirkung auf das selbstschaffende Talent des jungen Mannes seyn. Wenn seine Compositionen von dieser Zeit an auch nicht mehr sehr zahlreich sind, so zeigen sie aber dagegen einen bedeutend verfeinerten Geschmack und mehr Selbstständigkeit im Styl. Seine größeren Gesangswerke aus dieser Zeit sind auch besonders sehr gut instrumentirt. — Er hatte es sich damals zur Regel gemacht, die goldenen Stunden des Morgens in ungestörtem Fleiße dem Componiren zu widmen, oder sich zu vertiefen in die mannigfaltigen Herrlichkeiten großer Meisterwerke.

„Meine Geschäfte hier“, schreibt er in einem Briefe, „gehen wie ich es wünsche. Ich habe nun Gelegenheit, so nach und nach zu zeigen, was an mir ist; und ich darf mir schmeicheln, daß ich fortwährend an Achtung als Künstler gewinne. So wurde z. B. letzthin bei Spohr ein großes Quintett, welches ich hier schrieb, aufgeführt. Viele konnten sich nicht genug wundern, wie ein Sänger ein so durchgearbeitetes thematisches Werk liefern könne. Es wurde von fünf großen Virtuosen gespielt, und daher über meine Erwartung schön executirt. — So eben, während ich in meinem Zimmer sitze und schreibe, donnern die Kanonen und verkünden die Ankunft des Königs von Würtemberg. In allen Straßen strömt es unaufhörlich von Menschen; einmal hunderttausend Fremde zählt man schon, die auf Veranlassung der Festins angekommen sind. Ihr könnt Euch das Leben und den Spektakel denken. — Ich habe gegenwärtig täglich Probe und bin daher viel beschäftiget. Von Stuttgart bekomme ich stets die freundschaftlichsten Briefe mit den herzlichsten Aeußerungen, besonders daß ich wieder kommen solle; ob es von Herzen geht, weiß ich nicht, ich meinerseits werde Krebs, dem ich viel zu verdanken habe, nie undankbar vergessen. — In Betreff meines jungen Freundes Weiß kann ich im Augenblicke unmöglich etwas thun. Ihr glaubt nicht, wie die Theaterverwaltung gegenwärtig derangirt ist. Das ganze Orchester am Burgtheater wurde entlassen; worunter Spohr, der erste Violinspieler Deutschlands, Girowetz und eine Menge anderer Mitglieder des Theaterpersonals u. s. w.“

Wenn wir bedenken, wie selten Schelble mit seinen eigenen Werken hervorgetreten, und wie wenig er sich deßhalb als Componist in der Welt einen Namen gemacht, möchte es fast scheinen, daß er mit seinem schönen Talente auf halbem Wege stehen geblieben sey; doch mag bedacht werden, daß er dieses Stu-

19

dium eigentlich mehr nur als Bildungsmittel denn als Zweck selbst benützte, wie denn auch diese Geistesthätigkeit gewiß vor Allen es war, welche seinem Sinn und Gemüthe jene Richtung zum Ernsten und Tiefen der Kunst verliehen, welche sein ganzes nachheriges Wirken so entschieden bezeichnet. Vielleicht aber war auch der Umgang und die begeisterte Verehrung, die er den klassischen Meisterwerken zollte, mit Ursache, warum er stets so gleichgültig gegen die Kinder seines eigenen Geistes war, die er bekanntlich eher zu verbergen als vorzuführen suchte *).

Von Wien gieng Schelble über Prag nach Berlin, wo die großartig edle Weise seines Gesanges viel Anerkennung fand, ohne daß es jedoch, wie er zu wünschen schien, zu einer Anstellung gekommen wäre. Als ihn Freunde aufforderten, weitere „geeignete Schritte" deßhalb zu thun, war seine Antwort: „Wenn sie mich hätten haben wollen, würden sie schon gekommen seyn".

Es lag eben nicht in dem Charakter des Mannes, durch unwürdiges Gebahren je sein besseres Selbst herabzusetzen und damit ein gewünschtes Ziel erreichen zu wollen.

Der kurze Aufenthalt in Berlin verschaffte indeß unserm Künstler sehr interessante Bekanntschaften mit ausgezeichneten Männern, wie Zelter und Andere; auch erhielt er genaue Einsicht in die durch Fesch gegründete Singakademie. — Welche Vorbedeutung für Schelble! —

*) Ich habe einmal von einem denkenden Manne die Bemerkung gehört: der Süddeutsche sey im Vergleiche zu seinem verständig nüchternen Landsmann im Norden ein fahrlässiger Haushälter in Sachen des eigenen Talentes; dieser wisse durch kluge Oekonomie oft sein Weniges zu allgemeiner Geltung zu bringen, während Jener auch bei ungleich größerer Begabung nicht selten freiwillig zurückstehe. Und wahrlich, wenn wir die Kunstgeschichte verschiedener Zweige durchgehen, so finden wir in dieser Behauptung etwas Richtiges.

In Frankfurt am Main, wo der Sänger durch Vermittlung des Dichters Clemens Brentano, mit dem er in Berlin nahe befreundet geworden, zu Gastrollen erwartet ward, gefiel sein Gesang so sehr, daß sogleich eine Anstellung als erster Tenorist auf drei Jahre mit entsprechendem Gehalte erfolgte. Zwar wollten auch hier wie anderwärts Manche sein mangelhaftes Spiel tadeln; doch dürfte, wie Solche behaupten, die tiefer blickten, dieses im Allgemeinen nur von Rollen zu verstehen seyn, welche seiner edlen Persönlichkeit entgegen waren. (Wie sehr würde nicht heut zu Tage das Publikum in dieser Beziehung über ihn zu klagen haben, da dieser Fall auf unsern Bühnen so häufig vorkommen müßte.) Wer Schelble in Lieblingsrollen, wie Titus, Sextus, Belmont, Joseph und Faust gesehen, wird obigem Urtheile von Herzen beipflichten. Die herrlichen Genüsse, welche seine Gesangleistungen boten, wurden leider durch ein rheumatisch-gichtisches Uebel, welches ihn befiel, unterbrochen. Schelble, der früher völlig gesund war, maß die Ursache dieser Krankheit der Bauart des Frankfurter Theaters bei, indem, sobald der Vorhang aufgieng, durch die Dachöffnungen eine merkliche Zugluft entstand. — Und wirklich nach des Künstlers Abgang vom Theater verlor sich gedachtes Uebel sehr bald, und er genoß auf lange wieder eine feste Gesundheit.

Während einer langwierigen Kur, die er zum Theil im Bade Soden brauchte, war sein Kontrakt abgelaufen und Schelble sehnte sich nicht, ihn wieder erneuert zu sehen. Sollte ihm doch in der Vaterstadt Göthe's auf andere Weise Zeit und Gelegenheit werden, sein reiches Talent zu entfalten. Freiwillig entsagte er einer ruhmvollen Theaterlaufbahn, um der Kunstrichtung zu folgen, welche seinem geläuterten, auf's Höchste gerichteten Sinn völlig entsprach.

Die erste Veranlassung zur Gründung seines später berühmt gewordenen Cäcilienvereins gab eine kleine Zahl befähigter

Schüler und Schülerinen des Gesanges, mit welchen Schelble in geselligen Zirkeln zuweilen ein= oder mehrstimmige Gesangstücke zur Aufführung brachte. Die geschmack= und würdevolle Art, wie der Künstler diese Musiken leitete, konnte nicht verfehlen, auf die Theilnehmenden einen bedeutsamen Eindruck zu machen, und der Gedanke einer dauernden Vereinigung trat lebhaft hervor. In dieser Absicht versammelten sich die Freunde am 24. Juli 1818, und beschlossen nach kurzer Berathung, daß wöchentlich einmal und zwar Mittwoch Abends Gesangübungen unter der Leitung Schelble's stattfinden sollten.

Die Einrichtung dieser Gesellschaft war in erster Zeit sehr einfach und patriarchalisch, indem jedes Mitglied einen gewissen Beitrag zur Bestreitung der unvermeidlichsten Ausgaben spendete, und alles Andere dem Meister überlassen blieb, in dessen Wohnung die Singübungen gehalten wurden. Als Hauptleitfaden diente der Grundsatz: Meisterwerke für Gesang aller Gattungen und Zeiten mit Sorgfalt einzuüben und sie in möglichst künstlerischer Vollendung auch öffentlich vorzutragen.

Man wird natürlich finden, daß zuerst nur kleinere Werke einstudiert werden konnten, um die Kräfte allmälig erstarken zu lassen, was jedoch schneller geschah, als man erwarten durfte. Bereits am 8. Oktober 1818 wurde vor einem kleinen Zuhörerkreis die Zauberflöte von Mozart, und am 22. November eine Cantate von Schelble mit fünfzig Mitgliedern des Vereins ausgeführt. Ohne einseitiges Ausschließen folgten rasch hintereinander bedeutende Werke: Mozarts Requiem, Misericordias, mehrere Messen und Chöre beschäftigten den Verein um diese Zeit. Am 21. Februar 1820 aber konnte schon Händels Alexanderfest mit Mozarts Instrumentation unter Mitwirkung des ganzen Theaterorchesters gegeben werden; während für die nächstfolgende Zeit Cherubinis Requiem, Händels Empfindungen am Grabe Jesu, so=

wie Seb. Bachs achtstimmige Motette: „Ich lasse dich nicht“ die Thätigkeit des Vereins in Anspruch nahmen.

Gegen Ende des Jahres 1821 zählte der Verein bereits hundert Mitglieder; die erste Probezeit war glücklich bestanden, und das allgemeine Zutrauen, welches Schelble und seine gute Sache sich erworben, ließ dem Geschaffenen eine gedeihliche Zukunft hoffen. Die Wohnung des Meisters genügte der stets wachsenden Mitgliederzahl nicht mehr, und ein größeres Lokal mußte gemiethet werden. Zugleich war man auch bemüht, dem jugendlichen Institut eine festere Gestalt und Grundlage zu geben. Die reicheren Mitglieder traten zusammen, um einen Ausschuß zu wählen, welcher fortan den ökonomischen Theil des Ganzen zu übernehmen sich verpflichtete, während zu des Vereins Sicherung und Bestehen mit Schelble ein Vertrag auf zehn Jahre abgeschlossen, und ihm ein ansehnlicher Gehalt bestimmt ward.

Um diese Zeit wurde dem Meister auch von Außen ein sehr beachtenswerther Antrag gemacht, der, wenn er angenommen worden wäre, des Meisters Zukunft jedenfalls zeitlebens gesichert hätte; Schelbe jedoch glaubte, im Hinblick auf die so eben eingegangenen Verbindlichkeiten, denselben ablehnen zu müssen.

Das Verbleiben in der größeren Stadt, und eine mehr gesicherte Stellung daselbst, mußten unserm Meister um so erwünschter seyn, als das Geschick ihn eben erst mit Fräulein Molly Müller aus Königsberg bekannt gemacht, mit welcher er im Jahr 1822 sein eheliches Bündniß feierte.

Im Zusammenhang mit der neubegründeten Organisation des Vereins begannen nun Abonnements-Konzerte, welche am 12. Dezember mit Händels Oratorium „Judas Maccabäus“ glorreich eröffnet wurden. Bald folgten noch andre Werke dieses herrlichen Meisters, sowie von berühmten Musterwerken einzelne Sätze, z. B. von Pale-

strina, Lotti, Durante, Marcello, vorzüglich aber die Schöpfungen eines Mozart, Haydn, Beethoven, Cherubini und später zuweilen auch Mendelsohn. Bei solcher Vielheit und Abwechslung wird daher der Vorwurf allzu einseitig strenger Richtung wohl nur von Solchen gemacht werden können, die in unentwickeltem Sinn und Geschmacklosigkeit geistlose Modewerke dem Besten an die Seite setzen und als passende Unterhaltung für sich in Anspruch nehmen möchten. Gerade darin aber lag Schelble's großes Verdienst, daß er dem Trivialen und Schwächlichen niemals die mindeste Concession machte, und dadurch seinen Verein auf die Stufe wahrhaft künstlerischer Vollkommenheit hob.

Ein Blick über die Gesammtleistungen des Vereins läßt hauptsächlich zwei Hauptperioden unterscheiden; die erste bis zum Jahr 1828 füllen vorzugsweise Händel's, die zweite Bach's Werke.

Durch den bekannten Kunstphilosophen Nägeli, mit welchem Schelble persönlich und nahe befreundet war, hatte er unter Anderm eine authentische Abschrift der Bach'schen H moll Messe erhalten, nach dem Autographum, welches Nägeli nebst andern Handschriften dieses großen Meisters besaß; während anderseits Mendelsohn es war, der dem Meister die erste Kunde von Sebastian Bach's doppelchöriger Passion brachte, indem dieser jugendliche Künstler bei einem Besuche in Frankfurt für Schelble mehrere Stellen aus dem Gedächtnisse aufschrieb, später aber von Berlin aus eine Abschrift der ganzen Partitur besorgen ließ.

Sehr große Sorgfalt verwendete Schelble auf die Ausbildung des Chorgesanges, wobei er, um jede Uebereilung zu verhüten, mit größter Umsicht zu Werke gieng. Außer den gewöhnlichen Proben am Mittwoch wurden deßhalb nicht selten Extra= oder Special=Proben für einzelne Stimmen, z. B. des ganzen Soprans 2c. veranstaltet, wobei allein jene Feinheiten erreicht werden

konnten, die einem Kunstwerke seine individuelle Vollendung geben. Aber auch dem Sologesang widmete Schelble seine ganze Aufmerksamkeit, um so mehr, als es keine geringe Aufgabe ist, mit bloßen Musik-Liebhabern das zu erreichen, was streng genommen nur dem eigentlichen Künstler zugemuthet werden darf. Seiner Ausdauer gelang es jedoch, mehrere Schülerinen für diesen Zweig heranzubilden, deren vortreffliche Leistungen weit über den gewöhnlichen Dilettantismus hinausreichten.

Eine Sorge anderer Art war für ihn die Instrumentalbegleitung, indem er dahin strebte, jedes Werk mit den ihm eigenen Instrumenten ausführen zu lassen. Geraume Zeit waren die Konzerte, mit wenigen Ausnahmen, mit der einfachen aber vortrefflichen Klavierbegleitung Schelble's ausgeführt worden; in der Folge, als die Zahl der Mitglieder bedeutend angewachsen, hatte er diese Begleitung durch einen Contrabaß zu kräftigen gesucht, und später einmal bearbeitete er Haydn's Schöpfung und die Jahreszeiten für mehrere Klaviere, was, obgleich von schöner Wirkung, dennoch nicht ausreichen wollte, und Schelble mit dem Gedanken umgieng, einen Instrumentalverein aus Liebhabern in's Leben zu rufen — ein Plan, der jedoch nie zur Ausführung kam. Es mußte deßhalb Zuflucht zum Theaterorchester genommen werden, was freilich mit Kosten und Unannehmlichkeiten mannigfacher Art verbunden war, indem diese Künstlerschaft vom Theater abhängig und daher nicht jederzeit zu Diensten seyn konnte.

Unter solchen Verhältnissen hatte der Verein das Jahr 1828 erreicht. Nach zehnjähriger Mühe und Arbeit war es gelungen, den musikalischen Sinn bedeutend zu wecken und auf Großartiges, Aechtes hinzulenken. Freudig wurden die herrlichen Leistungen des Vereins anerkannt und auch die allseitige Theilnahme des Publikums fehlte nicht.

Jezt glaubte Schelble einen Schritt weiter gehen und den kühnen

Plan fassen zu dürfen, die Werke des größten und tiefsinnigsten Tondichters, des Joh. Seb. Bach, zum Hauptstudium des Vereins zu erheben. Indem er dem Verein dadurch das unbestreitbare Verdienst verlieh, welches dem Institute wohl die erste Stelle unter allen ähnlichen Deutschlands einräumte, konnte dem Meister vielleicht etwas allzurasches Vorgehen nach dem vorgesteckten hohen Ziele zum Vorwurfe gemacht werden, wenn wir bedenken, daß er sogleich zwei der größten Werke Bach's hintereinander vornahm. Doch Schelble's genialische Kraft und Begeisterung war allen entgegenstehenden Schwierigkeiten gewachsen. Nach der ersten Aufführung der großen H moll Messe schrieb er den Seinigen in der Heimath: „Es ist das erste Mal, daß von Seb. Bach's größeren Kompositionen eine in's Leben getreten ist. Als ich im Vereine anfieng, die aus der großen Messe gewählten Stücke einzuüben, fand ich große Hindernisse. — Die meisten Sänger und Sängerinen hatten ein Vorurtheil gegen diese Komposition gefaßt; die Schwierigkeiten schienen ihnen unüberwindlich, selbst die Bessern, die es mit der Sache treulich hielten, baten mich, von meinem Vorhaben abzustehen. Ich beschwichtigte sie so gut ich konnte, half ihrem Unvermögen durch stetes Erklären des Bach'schen Werkes auf, und siehe da — als dieses Werk aus dem Chaos heraustrat — (es klang fürchterlich in der ersten Probe) wurde es immer herrlicher und größer, und bei der ersten Orchesterprobe mußte Freund und Feind bekennen, in seinem Leben nie etwas Tieferes und Erhabeneres gehört zu haben. — So siegte meine Liebe und Thätigkeit für das größte Werk, welches die Kunstgeschichte aufzuweisen hat, über das Vorurtheil des vorlauten Dilettantismus. — Die Aufführung war prachtvoll, an zweihundert Personen wirkten mit, ich hatte ein gutes Orchester: achtzehn Violinen, vier Violen, vier Violoncells, zwei Contrabässe, nebst completter Harmonie mit Posaunen."

Fast gleichzeitig wurde, zwar immer noch unter Mühe und Noth, die doppelchörige Passion eingeübt. Als dieses merkwürdige Werk so weit gediehen war, daß es richtig verstanden werden konnte, da freute sich Jedermann über den Geistesreichthum, welcher durch Schelble's Bemühen erschlossen ward.

Die erste Aufführung fand am 2. Mai 1829 statt. Groß und mächtig war der Eindruck sowohl der originell-charakteristischen Chöre, als auch der höchst ausdrucksvollen Recitative und Arien voll wunderbarer Schönheit. Diese Aufführung war ganz besonders feierlich, indem Schelble den Vortrag der Recitative des Evangelisten und Christus übernommen hatte, während etwa sechszig junge Mädchen aus der städtischen Musterschule die in dem Werke vorkommenden Choralmelodien sangen. — Der sonst so unwillkommene Bach ward von nun an der Liebling des Vereins; man überzeugte sich immer mehr, daß derselbe nicht blos ein strenger Contrapunktist, sondern auch ein tiefer, feinfühlender Komponist sey.

Um aber alle diese Früchte zur Reife gebracht zu sehen, hatte es eines Mannes bedurft wie Schelble, voll Liebe und Hingebung für das vorgesteckte hohe Ziel. Uneigennützig hatte er die besten Jahre seines Lebens geopfert; und das Gute, was durch seine seltene Kraft und Ausdauer geschaffen war, durfte Frankfurt unbestritten zu einer seiner vorzüglichsten Zierden rechnen; um so unerwarteter muß es daher erscheinen, bald darauf eine bedenkliche Krisis für das fernere Bestehen des Vereins eintreten zu sehen. — Viele frühere Mitglieder waren unterdessen zurückgetreten und eine Erneuerung des Kontraktes, wodurch allein der Meister und sein Institut ganz sicher gestellt werden konnten, war nicht zu hoffen. In dieser unangenehmen Lage entschloß sich Schelble (im Jahr 1831) auf Zureden seiner Freunde, den Verein auf eigene Rechnung fortzuführen. Und wenn auch der innere Fortgang des Instituts durch Alles dieses

nicht im Mindesten litt, so kann es doch schwerlich Frankfurt zum Lob gereichen, Schelble und seine Sache auf's Spiel gestellt zu haben.

Die größeren Konzerte wurden wie bisher mit Orchester gegeben; daneben aber fanden noch kleinere, nicht minder interessante Aufführungen im Lokal des Vereins statt, wobei manche bisher unbekannt gebliebene Gesang- und Instrumental-Werke zu Gehör gebracht wurden. Aus diesem möchte genugsam zu entnehmen seyn, wie der Meister weder Mühe noch Opfer scheute, um den Ruhm und das Gedeihen des Vereins aufrecht zu erhalten.

Gleichen Schritt mit Schelble's Thätigkeit als Direktor hielten seine Bemühungen im Gebiete des Unterrichtes. Nachdem der von ihm gegründete Verein bereits die höchste Stufe erreicht hatte, und ein glückliches häusliches Leben dem genügsamen Manne wenig äußerliche Wünsche übrig lassen mochte, da gerade ließ es sich Schelble, von einem wohlverdienten Ruhm keineswegs lässig gemacht, auf das Eifrigste angelegen seyn, immer mehr den Mängeln und Lücken der musikalischen Bildung nachzuspüren; um so mehr, als diese es waren, welche ihm bisher so manche Mühe und Kämpfe bereitet hatten. Als Grund des Uebels wurde von ihm erkannt, daß die Meisten die Musik in zu vorgerücktem Alter erlernen, d. h. in einer Zeit, wo die eigentliche Epoche der Bildungsfähigkeit schon vorüber ist. Vielfältige Versuche, welche Schelble bei Kindern anstellte, überzeugten ihn, daß, je früher der Unterricht beginne, desto erfreulichere Resultate zu erwarten seyen; eine Wahrnehmung, auf welche er seine (wenn auch nicht allgemein) bekannt und sogar berühmt gewordene Singmethode, oder richtiger Gehörbildungs-Methode für Kinder gründete. Diese Unterrichtsweise geht dahin, bei Kindern im zarten Alter das musikalische Gehör oder den Tonsinn auf naturgemäße Art zu wecken und stufenweise bis zu möglichster Vollkommenheit auszu-

bilden. Leider hat uns der Meister, außer einer „kurzen Anleitung zum musikalischen Elementarunterrichte“, keine ausführliche Theorie seiner Methode hinterlassen. Doch ist hinlängliches Material selbst komponirter Uebungsstücke vorhanden, von dem ersten Anfange mit drei Tönen, bis zum ganzen Umfange der C dur Tonleiter, nebst Ausarbeitung des harmonischen Theils oder der Akkorde.

In der geschriebenen Anleitung sagt Schelble: „Manche glauben, es gebe Kinder, die kein musikalisches Gehör besitzen; ich selbst war der Meinung; denn es gibt Kinder, welche mit zehn oder eilf Jahren Musik zu lernen anfangen, und es zeigt sich, daß sie kein Gehör haben; nicht einen Ton sind sie im Stande aufzufassen. Solche Beispiele habe ich viele gehabt. Dieser Mangel findet sich jedoch bei keinem einzigen Kinde von vier bis fünf Jahren, mit welchem auf obige Art verfahren wird; alle werden ohne Unterschied Ton und Melodie auffassen. — Die Kinder lernen nach dieser Methode Musik, ehe sie noch Anderes zu begreifen im Stande sind; ja sie sollen mit dem Schwersten schon fertig seyn, ehe sie Weiteres beginnen. Fangen sie im vierten Jahre bei einigermaßen günstigen Naturfähigkeiten an, so werden sie mit dem siebenten nicht nur jede Melodie der Dur= und Moll=Leiter richtig hören und notiren, sondern sie werden auch alle Dreiklänge und ihre Versetzungen, so wie alle Vierklänge mit letzteren sicher hören, was viele Tausende, die ihre ganze Lebenszeit mit Musik sich beschäftigen, nicht können“.

Ohnerachtet Schelble seine Lehrmethode nur für den Umfang der C dur Tonleiter auszuführen Zeit gefunden, kann der Lehrgang doch gewissermaßen als abgeschlossen betrachtet werden, weil die Anwendung der noch übrigen fünf Töne keine so große Schwierigkeit hat, als auf den ersten Blick scheinen möchte. Wenn diese treffliche Methode bis jezt noch immer nicht so allgemein bekannt

geworden, wie sie verdient, so mag es vielleicht in dem Umstande liegen, daß sie eben mehr unmittelbar praktisch, als blos nur theoretisch mitgetheilt werden will; jede Willkür und Voreiligkeit aber Schaden bringen und die gehofften Vortheile im Voraus vernichten würde.

Was den eigenen Bildungsgang unseres Künstlers betrifft, so muß es auffallen, daß er im Ganzen wenig Unterricht genossen, während er selbst eine angeborene Neigung in sich trug, unterrichtend und belehrend auf seine Umgebung einzuwir'en. Selbst als Theatersänger suchte Schelble nach Umständen in diesem Sinne thätig zu seyn, indem er die Collegen, die sich ihm zu nähern verstanden, gewissermaßen als Schüler betrachtete; denn nicht nur theilte er diesen seine Erfahrungen und Ansichten über Gesang gerne mit, sondern er sang mit ihnen Scenen, Arien, ja selbst ganze Opern am Klaviere durch. Und noch mögen manche dieser Sänger und Sängerinen leben, die Schelble's Andenken dankend feiern.

Schelble selbst war eigentlich zum Sänger geboren; wie denn überhaupt alles dabei von einer glücklichen körperlichen und geistigen Organisation abhängt. Bei Schelble fand diese Organisation in glücklichster Vereinigung statt. Nebst einer vortrefflichen physischen Bildung dürften wohl die Hauptpunkte, Verstand und Gemüth, nur selten in so richtigem Verhältniß, wie bei ihm, zu finden seyn. Seine Stimme war von Natur mehr hoher Baß, als eigentlicher Tenor; aber durch fleißiges Studium hatte er den bedeutenden Umfang vom tiefen C bis zum hochen G oder A der kleinen Octave erlangt. Ueber diese Töne von seltener Biegsamkeit und Gleichmäßigkeit war der Sänger völlig Herr und Meister, während Kraft und Wohllaut sein herrliches Organ schmückten; das leise An- und Verklingen der Töne, wie nicht minder die große Fertigkeit, die schwersten Gänge, Läufe und einen vollendeten

Triller zu singen, waren bewunderswerth; doch muß bemerkt werden, daß Schelble von diesem Prunk nur höchst selten und in späteren Zeiten gar keinen öffentlichen Gebrauch machte, weil es seinem Geschmacke weit mehr zusagte, im einfachen, zugleich aber künstlerisch vollendeten Vortrag seine Meisterschaft zu zeigen. „Ich kenne", sagte er in dieser Beziehung von sich, „viele Sänger, welche mit schönerer Stimme, als die meinige ist, begabt sind, was ich aber zu haben glaube ist: daß ich jedes Gesangstück nach seinem wahren Charakter vorzutragen verstehe". Und wahrlich, wer ihn hörte, mußte bekennen, daß sich bei ihm eine Art des Gesanges geltend mache, wie man sie noch nicht gehört hatte.

Nachdem Schelble das Theater (mit der Rolle „Tancred") auf immer verlassen, war seine ganze Wirksamkeit als Sänger ausschließlich dem Cäcilienvereine gewidmet, wo diese Thätigkeit gerade bedeutend wurde, indem er nicht nur als Sänger überhaupt einen mächtigen Einfluß auf diese Anstalt ausübte, sondern auch viele vorkommende Solo's selbst übernahm und sie jederzeit zur großen Erbauung der lauschenden Zuhörer vorzutragen wußte.

Was von dem Meister als Sänger gesagt ist, kann in fast gleichem Maße auf ihn auch als Klavierspieler angewendet werden. Er spielte zwar, Gesangbegleitung ausgenommen, nie öffentlich, und wollte überhaupt als Spieler ex professo nicht angesehen werden, allein seine Art und der reine Geschmack, mit welchen er das Instrument behandelte, waren vortrefflich. Ein schöner gleichmäßiger Anschlag, verbunden mit bedeutender Fertigkeit, welche jedoch nie in die Sphäre des Virtuosenthums gieng, bezeichneten sein durchdachtes und höchst ausdrucksvolles Spiel ohne alle Affektation und kleinliches Effekthaschen, wobei allerdings der gebildete Sänger nicht zu verkennen war, indem er die Tasten gleichsam

zum Singen brachte. Die Werke eines Mozart, Beethoven und Bach konnte man unmöglich schöner als von ihm vortragen hören.

Es wird wohl kaum der Versicherung bedürfen, daß bei einer Kunstrichtung, wie die Schelble'sche war, alle Halbheit und Scheinstreben einen strengen Richter gefunden haben werde. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist die Antwort, die er einst einem Kunstjünger gab, der ihn bescheiden um die Erlaubniß fragte, den Vereinsübungen manchmal beiwohnen zu dürfen. „Wenn Sie nur manchmal kommen wollen", entgegnete Schelble, „so kann ich es Ihnen nicht erlauben, wollen Sie den Verein aber regelmäßig besuchen, so sind Sie mir jederzeit willkommen". Eine solche, nur auf das Ernste und Wahre gerichtete Gesinnung konnte natürlich auch nur wenig Behagen finden an den vielfach verbildeten Zuständen unseres modernen Salon- und Modelebens. Obwohl ausgerüstet mit seltenen geselligen Talenten und einer durchaus bedeutenden Persönlichkeit, suchte und fand er allein nur Erholung und Genuß im Kreise vertrautester Freunde. — Schon früher hatte er in seiner Vaterstadt, in welcher noch Aeltern und Geschwister lebten, ein kleines ländliches Besitzthum erworben und hergerichtet, wo er alljährlich zur Sommerszeit sich aufzuhalten pflegte.

Hier, in der wohlbebauten Hochebene, in der Nähe des Schwarzwaldes, verlebte der genügsame Mann an der Seite seiner würdigen Gattin die heitersten Stunden. „Wie glücklich bist Du", heißt es in einem Schreiben an seinen Schwager, welcher um jene Zeit dort ein Stück Bergfeld zu kultiviren angefangen, „wie glücklich, daß Du deinen Berg- und Baumgarten täglich sehen und besuchen kannst, während ich getrennt von einem meiner liebsten Lebensgenüsse lebe, und auch noch von vielem Andern. Kommen und gehen, mich freuen und betrüben, scheint mein Loos zu seyn. Wir gehen oft spazieren und vergleichen hundertmal unser Besitzthum mit dem

Gesehenen. — Es ist eben nicht der Garten allein, was mich fesselt, an ihm hängt ein Ideal, also ein Ding, wovon das jezige Leben sehr verschieden ist — und das ich vielleicht nie erreiche!"

Als Schelble hörte, daß in seiner Heimath die Straßen mit Bäumen bepflanzt werden sollten, schrieb er einem Freunde: „Hocherfreut bin ich, daß endlich von Oben für die Verschönerung des Städtleins und der Gegend etwas gethan wird. Möge die Sache mit Liebe und Strenge betrieben werden, das wünsche ich aus hundert Gründen tausendmal. Wissen möchte ich wohl, wann der erste Baum gesezt wird, ich möchte diesen Tag feiern."

Wohl mochte schon dazumal das Leben der größern Stadt von jenen bedrohlichen Vorzeichen der Bewegung und politischen Zwiespältigkeit, welche bald nachher den Frieden der Gesellschaft auf bedenkliche Weise zu stören drohten, Manches ahnen lassen. Die Worte, welche Schelble aus Anlaß der bekannten Frankfurter Unruhen Anfangs der dreißiger Jahre brieflich ausspricht, scheinen mir im Hinblick auf unsere nächste Vergangenheit etwas Prophetisches zu haben: „Wie auch die Ansicht und Empfindung eines jeden Einzelnen seyn mag" schreibt er, „Jeder fühlt sich auf seine Art höchst unangenehm berührt, und Zerwürfniß, Mißtrauen und Feindschaft im Kleinen wie im Großen werden leider durch solche Ereignisse immer häufiger und somit das Leben trüber werden. Da ist es denn gut, wenn wir im kleineren Kreise einer erquicklichen Häuslichkeit uns einer Kunst oder Wissenschaft hinzugeben das Glück haben."

Und gewiß Schelble's reiches Gemüth und uneigennütziges Streben fand dieses Glück jederzeit in sich selbst und in dem Antheil und der Verehrung Aller, die mit ihm durch Beruf oder Freundschaftsverhältnisse in nähere oder entferntere Berührung kamen.

Auf's Lebhafteste und mit richtigem Sinn und Geschmack in=

teressirte sich Schelble auch für alle Erscheinungen auf dem Gebiete der bildenden Kunst, ohne sich jedoch jenen leidigen sogenannten Kunstkennern beizählen zu wollen, die entweder in falsch verstandener Toleranz das Schlechte mit dem Guten gleichberechtigen, oder in unfertigem Absprechen ihre Meinung als gültigen Maßstab hurtig und flink an das Höchste und Vollkommenste unbedenklich anlegen möchten. Das Städel'sche Institut in seinem Anfang und Fortgang gab Gelegenheit genug, dem mit mehr als gewöhnlicher Liebhaberei gehegten Kunstinteresse Schelble's einen Anhaltspunkt zu geben; sowie denn auch unter den in Frankfurt lebenden Künstlern mehrere waren, die zu seinen näheren Freunden zählten, mit welchen ein geselliges Verhältniß stets auf das Beste gepflogen ward.

Im Vorbeigehen mag hier noch erwähnt werden, wie der fein und gründlich gebildete Musiker sich mit Vorliebe für den Volksgesang interessirte. Es war ihm nicht zu geringfügig, bei Gelegenheit seines Sommeraufenthaltes im Vaterort zuweilen vorbeiziehende, singende Landleute, Schnitter und Schnitterinen, zu sich in seinen Garten einzuladen, um an ihren Gesängen sich zu ergötzen. Ja, er schrieb sich manche dieser Lieder auf, jedoch nicht um sie, wie es heut zu Tage geschieht, für den Salon oder die gebildete Welt zustutzen zu wollen *).

Die Hauptthätigkeit des Mannes aber war und blieb dem Vereine zugewendet. Die Zeit hatte zwischen ihm und einem her=

---

*) Es ist auffallend, daß da, wo (auf dem Lande) die, unserer Zeit so beliebten Männergesang=Vereine bestehen, der Volksgesang, diese gleichsam wildwachsende, aber frisch duftende Blühte auf dem Felde der Tonkunst, verschwindet. — Sonderbar, nachdem im vierzehnten Jahrhundert die Meistersänger=Zunft entstanden war, hatte die Poesie bereits aufgehört. — Vielleicht daß einmal nach fünfzig Jahren ähnliche Betrachtungen auch über unsere Conservatorien, Akademien, und zum Theil auch über die Universitäten angestellt werden.

angeblühten Stamme der Mitglieder ein Band geschlungen, welches auf eine lange und glückliche Zukunft hoffen ließ; — allein das Schicksal hatte anders beschlossen. Gegen das Jahr 1834 fieng des Meisters Gesundheit an schwankend zu werden; doch blieb Schelble immer noch in gewohnter Thätigkeit, bis gegen Ende des nächsten Jahres, wo sein Zustand bedenklicher wurde und er, zuerst auf kurze Zeit, dann auf immer dem Vereine entsagen mußte.

In peinlicher Unthätigkeit wurde der Winter verbracht, und mit kommendem Frühjahr (1836) schied der Meister von Frankfurt, nicht ohne ein Vorgefühl, daß es wohl für immer seyn werde. — Im Bade Gastein hatte er vergeblich Heilung gesucht; es zog ihn mächtig der Heimath zu, wo er in der stärkenden Luft des Hochlandes Besserung hoffen durfte. — Und wirklich schien erneutes Leben noch einmal wiederkehren zu wollen — doch war es leider nur Täuschung — das Vollgefühl der Gesundheit kehrte nimmermehr wieder. Demungeachtet war er noch immer unausgesezt thätig. Nebst der Sorge für die häusliche Einrichtung seiner kleinen Gartenwohnung beschäftigte ihn der Singunterricht der Kinder, die er um sich versammelt hatte; auch hier im Kleinen, wie früher im Großen, wollte er den Sinn und die Empfänglichkeit für das Schöne wecken und fördern. — Frohe Hoffnungen gänzlicher Genesung beschlichen die Brust der Seinigen; um so unvorbereiteter traf sein plötzliches Dahinscheiden.

Es war am sechsten August des Jahres 1837 an einem Sonntag, als das Todtenglöcklein der Stadtkirche üblicherweise den Einwohnern verkündete, daß ein Mensch aus ihrer Mitte geschieden sey. — Es war das Scheidzeichen für Johann Nepomuk Schelble. — Im Geleite der Seinigen hatte er denselben Tag einen Spaziergang auf ein entferntes Grundstück unternommen, als er zurückkehrend am Eingange seines Gartens von einem

Blutsturz befallen wurde, der seinem Leben in den Armen seiner Gattin ein schmerzlich schnelles Ende machte.

Ein Mitglied des Cäcilienvereins (J. Weismann) unternahm es, für die Freunde in kurzgefaßten Zügen eine Schilderung des Lebens und Wirkens des Verewigten zu entwerfen. Und wohl darf es als die Denkweise Vieler betrachtet werden, wenn der Verehrer am Schlusse seines Nekrologs ausruft: „Fürwahr, ein ungewöhnlicher, ein großer Mensch ist mit ihm von der Erde geschieden; denn seine Aufgabe war eine große, und er hat sie im großen Sinn aufgefaßt und gelöst. Darum erkannte sich der Verein mit tiefem Schmerze verwaist, als sich ihm die Ueberzeugung aufdrang, daß Schelble ihm unwiederbringlich entrissen sey. Darum ist es so natürlich, daß wir immer von Neuem an ihn erinnert werden, daß wir ihn immer wieder vor unserem Geistesauge erblicken, den Mann mit der großen Stirne, mit dem edelgebildeten Haupte, dem tiefblickenden Auge, wie er anspruchslos am Klaviere saß und mit klarem ruhigem Sinn die Tonwelt, das Ganze wie das Einzelne beherrschte".

Noch besteht der von Schelble gegründete Cäcilienverein, ein lebendes Denkmal des Dahingeschiedenen. Und wenn auch der öftere Wechsel der Direktion nach Schelble der Sache nicht vortheilhaft seyn konnte, und daher Manches vom ursprünglichen Geiste verloren gegangen seyn mag, so darf dennoch nicht verkannt werden, daß der Sinn und die Richtung des Geschmackes für gediegene Musik im Ganzen erhalten blieb.

Schlußwort.

Es möge mir vergönnt seyn, ehe der Leser scheidet, noch einige Worte zum Abschiede zu sagen. Denn gleich wie im Herbst, wenn die Schwalben fortgezogen, da und dort noch ein verspätetes Paar herumflattert und den Uebrigen nachzukommen trachtet, ähnlich so hat der Verfasser noch ein Paar Worte auf dem Herzen, die er den voranstehenden gerne nachschicken möchte.

Ein werthgeschäzter, einsichtsvoller Freund nämlich, dem ich die „Wanderblühten“ vor dem Drucke mitgetheilt, ist der Ansicht, es sollte dem Werklein zur größeren Vollkommenheit noch eine Vorrede beigegeben werden. — So sehr der Verfasser sonst auch geneigt ist, den Rath verständiger Freunde zu nutzen, so wenig konnte er sich diesmal entschließen, dem gegebenen Winke Folge zu leisten, und die eben so schwierige wie undankbare Arbeit auszuführen. — Einmal, weil er der Meinung ist, es sey überhaupt keine so leichte Sache, dem, in diesem Punkte mit Recht etwas mißtrauischen Publikum plausibel machen zu wollen, was ein Autor von seiner eigenen Arbeit hält und denkt. — Zum Andern dürfte ein solches Bemühen deßhalb ein undankbares genannt werden, weil Vorreden, die, wie alle Reden, gewöhnlich etwas langweiliger Natur sind, in der Regel von dem wißbegierigen Leser überschlagen, folglich gar nicht gelesen werden. — Was ist aber eine Rede, die Niemand anhören will? — Wahrlich nicht viel Anderes, als ein Schiff ohne Wasser oder eine Braut ohne Bräutigam. — Und zu alldem ist Dasjenige, was billigerweise in einer Vorrede dargelegt werden soll, die Entstehungsgeschichte des Buches, des Breitern schon im Anfange und Verlauf des Textes gesagt worden.

Wenn demnach der Leser nun gefunden, daß sämmtliche gegebene Züge in Schrift und Bild unmittelbar dem Leben entnommen sind, ihr Hintergrund also mehr oder weniger die Wahrheit ist, so wird es nicht befremden, daß von allem romanhaft Ausgeheckten, nur durch grelle Gegensätze und Effekte Blendenden blutwenig in dem Werklein vorkömmt. Mag es auch immerhin viele Leser und Beschauer geben, deren Interesse ausschließlich nur den Produktionen lezterer Gattung zugewendet ist, so darf anderseits wohl mit Recht behauptet werden, daß nicht minder auch die anspruchslosere, und darum weniger phrasenhafte Muse in allen Zweigen der Künste ihre Verehrer und Liebhaber findet. — Was nun gegenwärtiges Büchlein weiter anbetrifft, so hat der Verfasser kein Bedenken getragen, seinen Freunden (zunächst in den kleineren Erzählungen und Novellen) Bilder aus der Sphäre der sogenannten niedern Stände vorzuführen. Huldiget er doch dem Grundsatze, daß Alles Gute und Wahre in der großen Haushaltung Gottes auf Erden würdigen Stoff abgebe zu künstlerischem Gestalten und Darstellen. Denn Natur ist, wie der große Dichter sagt, ein Buch lebendig, unverstanden zwar, doch nicht unverständlich; und

„Wer mit seiner Mutter, der Natur, sich hält,
Find't im Stengelglas wohl eine Welt“.

Möchte in diesem Sinne dem Verfasser gelungen seyn, mit dem gegebenen Wenigen, Liebe und Antheil am Vaterländischen und Eigenen anzuregen und festzuhalten. Wahrlich hierin läge der wünschenswertheste Lohn für mannigfache Mühe und Opfer, ohne welche eine solche Arbeit schwerlich durchgeführt werden kann. Und so sey denn, indem ich dieses hoffe, dem werthen Leser ein freundliches Lebewohl zugerufen. — Ein Andermal, so Gott will, ein Mehreres und Besseres!